~~UNS 356.11~~

REP. G. 4497 (1)

~~1049 A. 1~~

Digitized by Google

Gedankengut aus meinen Wanderjahren

Erſter Band

Ein vollständiges Verzeichnis der Schriften
Max Dauthendeys
findet man am Schlusse des Bandes

Max Dauthendey

Gedankengut aus meinen Wanderjahren

Erster Band

Albert Langen, München

Digitized by Google

Copyright 1913 by Albert Langen, Munich

Vor ein paar Tagen ſagte ich zu meiner Frau: „Ich fühle noch nicht die nötige Andacht zu dem neuen Buche, das ich ſchreiben will.“

Und während ich dies ſagte, erinnerte ich mich dabei an jene japaniſche Dichterin, die, um die nötige Weihe für ein großes Werk zu empfangen, ſich in einen Tempel einſchließen ließ und nachts in dem einſamen Tempelraum auf dem Deckel eines Gebetbuches die Niederſchrift ihrer dichteriſchen Eingebungen begann.

Der deutſche Überſetzer ihres Buches, der dieſen Vorfall in der Einleitung berichtet, fügte hinzu: „Wo wäre heutzutage in Europa der Dichter zu finden, der eine ähnliche Vorbereitung für ein Buch nötig fände?“

Wie wenig kannte doch der Mann die Dichterherzen aller Zeiten!

Wo große Werke entſtanden, ſind auch die Männer, die dieſe ſchufen, immer mit herzklopfender Andacht an ihr Schaffen herangetreten.

Wenn ſich die Dichter auch nicht in die Sakriſteien der Kirchen zurückgezogen haben, ſo iſt doch immer jeder ihrer geiſtigen und ernſten Arbeiten eine ſeeliſche und körperliche Kaſteiung vorausgegangen.

Jeder künſtleriſche Schöpfungsakt wird durch Entſagungsakte vorbereitet. Der Beiſpiele ſind viele,

und wer die Geſchichte der Zeiten verfolgt, wird immer wieder auf dieſe Vorbereitungen ſtoßen, Vorbereitungen voll innerſter Andacht, die jedem bleibenden Werk vorangehen müſſen.

Als ich nun meiner Frau neulich geſtehen mußte, daß ich mich noch nicht andächtig genug fühle, das neue Buch zu beginnen, das meine Kameraden und mich in der Zeit der neunziger Jahre (1890—1900) in unſeren Begegnungen und im Ringen um neue Ideale ſchildern ſoll, und als ich ſagte, daß ich noch nicht die Weihe zur Mitteilung dieſes Lebensabſchnittes hätte — deſſen Aufzeichnungen eine Art Fortſetzung meines letzten Buches „der Geiſt meines Vaters“ werden ſollten —, da ahnte ich in meiner Niedergeſchlagenheit nicht, auf welche ſeltſame Weiſe mir mein Schickſal die Weihe zu dieſer Arbeit erteilen würde.

Seit zwei Jahren ungefähr trage ich den Wunſch, dieſes Buch zu ſchreiben, mit mir herum.

Seit das erſte Jahrzehnt unſeres neuen Jahrhunderts vollendet war und ich bei mir bemerkte, wie ſchnell wir uns von einem vergangenen Jahrhundert entfernen, und wie viele Lebensäußerungen in die Vergeſſenheit ſinken und verloren gehen können, wenn ſie nicht in ſchriftlicher Erinnerung aufgeſpeichert und damit der Nachwelt wieder zugänglich gemacht werden, — ſeit ich alſo wahrnahm, daß auch das letzte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts bereits in meiner Erinnerung zu verblaſſen begann, drängte es mich, das ſtarke Dichterleben dieſer neunziger Jahre, das reich an neuen Idealen, reich an

großen Geistern war, in Aufzeichnungen für mich festzulegen.

Ich kann in diesem Buche, sagte ich mir, nur den bescheidenen Teil, der vom Jahrhundertende mit meiner Person zusammenhängt, wiedergeben. Aber es werden sich daraus für den Leser von selbst anziehende Fernblicke auf die ganze Dichterwelt der neunziger Jahre öffnen, und mancher junge Dichter findet vielleicht dann ein besseres Verständnis für seine eigene Zeit, wenn er einen Ausschnitt aus jener, die deutsche Dichtung so umwälzenden Vergangenheit nacherlebt.

Aber nicht bloß den jungen Dichtern und Denkern sei dies Buch gewidmet, das ihnen einiges von ihren Kameraden erzählen will, — vor allem dem deutschen Volk, das einen kleinen Einblick gewinnen soll in die Arbeitsernsthaftigkeit, in das märtyrerhafte Leiden und in die weltfernen Freuden, zwischen denen sich das Leben der oft verkanntesten Söhne des Volkes, das Leben der jungen Dichter und Denker, bewegt.

Den Wunsch, Andacht zu diesem Buche zu bekommen, trug ich besonders heftig nach der Drucklegung meines letzten Buches, im Herbst 1912, mit mir herum.

Aber ich war, teils zu zerstreut von alltäglichen Sorgen, teils fortgerissen vom äußerlichen Leben und vom Krieg, der im Balkan sich abspielte, unaufmerksam für meine Vergangenheit geworden, da mir stündlich blutende Wirklichkeit vor Augen stand.

Ich hatte mir gewünscht, dieses Buch in den zum Niederschreiben von Erinnerungen so angenehmen Wintertagen zu beginnen und es bis Frühjahr vielleicht vollendet zu haben.

Und nun war schon die Weihnachtszeit gekommen, und ich stand unzufrieden am Fenster und fütterte hungernde Vögel, und unter den Hungernden sah ich auch als grauen Vogel meine Seele hin und her fliegen.

Aber sie war scheu. Fürchtete sie den Wirklichkeitsblick meiner Augen? Sie wollte sich nicht in mir niederlassen und mir nicht von der Vergangenheit vorsingen.

Die Sperlinge, Amseln und Finken, die auf die Fensterbank kamen, wurden satt, aber meine Seele blieb hungrig, und meine Hände nahmen täglich unruhigere Bewegungen an, und meine Augen lasen nur die hastigen Kriegsnachrichten der Zeitungen und nahmen sich nicht die Ruhe, in mir selbst zu lesen.

So feierte ich ein unglückliches Weihnachtsfest. Ich war so viel zwischen dem fernen Balkan, dem Kriegsschauplatz, und meinem Zimmer hin und her geflogen, daß ich den Fluß unter den Fenstern, den alten Main, nicht mehr rauschen hörte, dessen Rauschen mir sonst in wachen Nachtstunden viele Betrachtungen aus der Stille der Vergangenheit herbeigeholt hatte.

Ich fragte mich oft: ist meine Heimat vor den Fenstern verschwunden? Es war, als stünde mein Zimmer irgendwo in einer seelenlosen Fremde.

Viel zu viel hatte ich bei den Zeitungen meine Stunden verbracht, und Wirklichkeitslärm hatte sich in meine vier Wände eingenistet, so daß das Buch, das ich der Vergangenheit widmen wollte, unmöglich in dieser seelenlosen Umgebung aufwachsen konnte.

Oft trug ich mich mit dem Gedanken, fort-

wandern zu müſſen in ein abgeſchiedenes Gebirgsdorf, in ein Berghaus in tiefem Schnee, wohin keine Zeitung und kein Briefbote kommen konnte, in Einſamkeit, wo die Gegenwart ſich leicht in Vergangenheit umwandeln kann.

Aber nein, ſagte ich mir, ich will noch das neue Jahr erwarten. Die Heimatluft iſt mir noch nie untreu geweſen. Immer gab ſie mir Arbeitsfrieden, wenn ich nur recht eindringlich danach verlangte. Warum ſollte ich dieſes Mal auswandern müſſen?

Und ich blieb und fütterte weiter die Vögel an meinem Fenſter und ſah in die ſchönen blauen Wintertage, die zu dieſer Weihnachtszeit mild wie Märztage waren.

Drei Tage vor Neujahr wanderte ich am letzten Sonntagnachmittag des alten Jahres mit meiner Frau über die Nordſeite des Nikolausberges, um über dem Berg fort das kleine Haus im Guckelsgraben aufzuſuchen, das ich mir in dieſem Jahr hatte bauen laſſen, und das im Frühjahr meine Wohnung werden ſollte.

Viele Leute ſagen, im Winter ſei in der Natur draußen nicht viel zu ſehen. Aber iſt denn nicht der Winter zu ſehen? Auch wenn kein Schnee liegt, ſo iſt das Winterbild doch erſchütternd und die Tragik des ſcheinbaren Weltſtillſtandes.

Ich habe einen gelben Hund. Er iſt nicht klein und nicht groß. Er hat auch keine beſtimmte Raſſe. Es iſt ein gelber kurzhaariger Pintſcher, mit ſchöner weißer Zeichnung. Jeder aber, der ihn ſieht, ruft unwillkürlich aus: „Ach, der Bauernhund!“

Man ſoll ſich nicht wundern, daß ich von der Landſchaft plötzlich auf meinen Hund überſpringe. Man wird bald den Zuſammenhang verſtehen.

Meine Frau weiß, wie gern ich mit allen Sinnen die Landſchaftsbilder genieße, wenn wir ſpazieren gehen. Ehe wir nun an dieſem Nachmittag ausgingen, riet ſie, den Hund zu Hauſe zu laſſen, denn ſie bedachte, wie ſehr mich das Tier ſtören würde, da dieſer Bauernhund immer Haſen jagen will.

Er hatte uns ſchon auf manchem Spaziergang geärgert, wenn er fortſtürzte, „Has, Has" bellend und auf kein Rufen und Pfeifen und Schelten hörend.

Es tat mir aber an dieſem Tag leid, den Hund zu Hauſe zu laſſen, und ſo hatten wir ihn bei uns. Meine Frau nennt ihn Sudel, ich nenne ihn Duſel, woraus man ungefähr ſeine Art erraten kann.

Er hat nämlich den Glücksduſel, dieſer Hund. Es gelingt ihm alles, was er will, und ich habe oft ſcherzend geſagt, daß er bei den Göttern beſſer angeſchrieben ſteht als mancher Menſch.

Bis auf die Berghöhe folgte Duſel heute meinem zurechtweiſenden Ruf „Zurück" und hielt ſich dicht in der Nähe meines linken Fußes. Als wir auf die Bergfläche kamen, die wir überſchreiten ſollten, um nach dem Guckelsgraben hinunterzugelangen, da ging Duſel mit hochgehobener witternder Schnauze, weil der Weſtwind uns entgegenſtand und wahrſcheinlich dem wildgierigen Köter ganze Ladungen von Haſenwitterung in die Naſenlöcher trieb.

Ich konnte es endlich nicht mehr mitanſehen, wie das Tier, gleichſam geblendet vom Wildgeruch, mit zwinkernden Augen ſchnuppernd in die Luft blinzelte und der Atem ihm erſchauerte und ſtockte. Mit den Vorderpfoten ging er wie blind taſtend und ſtieg immer viel zu hoch durch die Luft, weil ſein Hundegeiſt ſchon weit fortſprang hinter den Haſenvorſtellungen her.

Ich ſagte zu meiner Frau, daß ich den Hund am liebſten querfeldein laufen laſſen möchte. Ich konnte es nicht mehr mit anſehen, wie das Tier ſeine geſunden Naturinſtinkte bei meinem barſchen Zurufen „Zurück“ unterdrücken mußte.

„Ach,“ meinte meine Frau, „wenn du den Hund jetzt laufen läßt, ſehen wir ihn heute nicht wieder. Dann kommt er vor Abend nicht heim.“

Aber wie wir noch ſprachen, hatte der Hund ſich ſchon von uns entfernt und ſtand, eine Fährte aufſtöbernd, kräftig ſchnuppernd zwanzig Schritte querfeldein bei einer Dornenhecke.

Ich rief ihm zu. Da ſah ſich Duſel lachend um, wedelte luſtig mit ſeinem geringelten Schweif und fuhr wieder mit der Naſe eine Erdfurche ab.

Daß der Hund mich anlachte und nicht kam, ärgerte mich. Und die Vorſtellung, daß er vielleicht jetzt in nächſter Sekunde fortſtürzen würde und dann erſt in unabſehbarer Zeit heimfinden wollte, dieſer Gedanke machte mich heftig.

Ich wollte dem Tier zeigen, daß ein Hund vom Menſchen abhängig iſt, und daß es nicht umgekehrt iſt. Und ich dachte, wenn ich ihm einen Schlag mit

meinem Spazierſtock gäbe, ſo würde er, zahm gemacht, auch den Reſt des Weges hinter mir hergehen.

Ich rief und rief nochmals aus Leibeskräften und hob drohend den Stock. Da gehorchte Sudel auch endlich und kam in weitem Bogen herangeſprungen. Nun hätte ich ihn nicht ſchlagen ſollen.

Aber ich dachte: ein Denkzettel wird dir und mir nützen, und dann ſchließen wir Frieden. Wie nun mein zuſchlagender Stock durch die Luft fuhr, wich der Hund geſchmeidig aus, und da ich ihn nicht traf und mein Körpergewicht in den Schlag gelegt hatte, ſo wankte ich bei dem verfehlten Stockhiebe.

Aber die Drehung meines Armes beim heftigen Zuſchlagen riß mich, als ich in die Luft haute, ſo unglücklich herum, daß ich mir mein rechtes Bein im Kniegelenk blitzſchnell ausrenkte.

Der gewaltige Schmerz dieſer plötzlichen Verrenkung und die Angſt, daß ich das Bein vielleicht gebrochen hätte, durchfuhren mich jählings. Auch konnte ich auf dem ſehr ſchmerzenden Bein nicht mehr ſtehen, und ich ſank im Feld zuſammen, als wenn man mich niedergeſchoſſen hätte.

Dann folgte viel Aufregung. Meine Frau, die glaubte, daß ich mein Bein gebrochen hätte, weil ich blaß und ſchmerzverzerrt am Boden lag, zerſchlug ihren Regenſchirm an dem Hund und jammerte über den frechen Sudel, der ebenfalls bei den Schirmſchlägen heulte.

Dieſes geſchah ungefähr um drei Uhr nachmittags. Zwei Stunden brauchten wir, bis wir in die Nähe des nächſten Hauſes kamen. Auf meinen Stock und

auf meine Frau gestützt, arbeitete ich mich mühsam auf einem Bein bergab. Das rechte Bein war ganz unbrauchbar geworden, auch nachdem ich es wieder selbst eingerenkt hatte.

Das Bein war wie eine tote Masse, tot insofern, als ich es nicht bewegen konnte. Es schmerzte brennend. In den steinigen Hohlwegen des Berges war jeder Schritt eine Marter. Den Weg hätte man mit gesunden Füßen gut in zehn Minuten bergab zurückgehen können.

Wir kamen erst nach zwei Stunden zu jenem Gutshof, auf welchem ich viele Tage meiner Jugendzeit verlebt hatte, und welchen ich im Buch „Der Geist meines Vaters" genau beschrieben habe.

Mein gelber Dusel, welcher nur einen Augenblick zu mir gekommen war, als ich hingestürzt, war dann blindlings der nächsten Hasenfährte nachgejagt und spurlos verschwunden. Wir hörten ihn manchmal noch in der Ferne „Has, Has" kläffen. Während der zwei Stunden, die wir zum Abstieg des verhältnismäßig kleinen Weges brauchten, hetzte der Hund die Hasen kilometerweit hin und her, unbekümmert um die Menschenwelt.

Da ich kaum noch weitergehen, meine Frau mich aber kaum mehr stützen konnte, so wurde beschlossen in den Gutshof am Berg einzutreten und dort eine Droschke abzuwarten, die aus der Stadt heraufgeholt werden sollte.

So lag ich denn bald auf einem Liegestuhl, den man in den Gartensaal gerückt hatte, dicht bei dem großen Weihnachtsbaum. Ich war seit drei Jahren

nicht mehr in dem Gutshauſe geweſen, und während ich auf den Wagen wartete und die Frau des Hauſes meiner Frau und mir zur Unterhaltung die Lichter des Weihnachtsbaumes anzündete, fielen mir Stunden ein, die ich vor dreiundzwanzig Jahren an dieſem Ort erlebt hatte.

Auf einem Regal bei der Tür ſtand eine Photographie von mir, und als eine der Damen ſich erhob, ſtieß ſie zufällig an mein Bild, das dort auf einer kleinen Staffelei ſtand. Die Photographie rutſchte zur Seite und zeigte eine andere, die auch auf derſelben Staffelei Platz hatte.

Es war das Bild eines jungen Philoſophen, eines Freundes von mir. Ein junger Mann, der die blaſſe Stirn in die Hand ſtützt. Dieſe Aufnahme hatte ich vor dreiundzwanzig Jahren ſelbſt gemacht. Und es war mir nun, als ſeien die dreiundzwanzig Jahre, die zwiſchen jetzt und damals lagen, wie dreiundzwanzig Sekunden vorübergegangen.

In dem Gartenſaal hatte ſich ſeitdem faſt nichts geändert. Menſchen waren zwar im Hauſe geſtorben, Junge waren erwachſen, und Erwachſene waren alt geworden. Aber die Luft des Saales war dieſelbe geblieben. Die Fenſter, die Türen, die Lampe, die Gartenterraſſe draußen und die Ausſicht auf die Stadt Würzburg, — dies alles wollte mir ſagen, daß es Lebendes gibt, das nicht Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft kennt.

Ich hatte das ſchmerzende Bein auf den Liegeſtuhl legen müſſen und ſpürte einſtweilen in dieſer

Lage keine Schmerzen mehr. Ich wußte zwar, ich hatte ein Bein, das ſchmerzte, ſobald ich aufſtehen würde. Aber augenblicklich war mein Bein unwirklich, und es ſchien mir nicht zu gehören.

Und ſo war es auch mit meiner Gegenwart in dieſem Gartenſaal. Sie ſchien mir nicht zu gehören. Dieſes Zimmer gehörte nur der Zeit vor dreiundzwanzig Jahren.

Dann kam der Wagen. Der fuhr meine Frau und mich und mein Bein in die Stadt. Duſel hatten wir verloren.

Aber dafür hatten wir eine andere dritte Perſönlichkeit mitbekommen, und das war mein krankes Bein, deſſen Knieſehnen verzerrt und zerriſſen waren, und das bei mir lebte hochgeſchwollen, ſteif, ſchmerzhaft brennend und das mir die Freude am Gegenwartsleben ſtörte, ſo daß ich, um nicht an das Bein denken zu müſſen, zu Hauſe gern in die Vergangenheit flüchtete.

Am Tag nach dem Sturz ſagte ich vom Bett aus, darin ich liegen mußte, zu meiner Frau: „Die Schmerzen haben mich andächtig gemacht. Ich kann dir jetzt das neue Buch diktieren."

Da nickte meine Frau und meinte: „Das war mein erſter Gedanke, als ich dich ſo ſchlimm hinſtürzen ſah und dir anſah, daß du dich ſchwer verletzt hatteſt. Wenn er für nichts anderes gut iſt, dieſer Sturz, dachte ich mir, ſo iſt er vielleicht dafür gut, daß er dir die rechte Andacht zu dem neuen Buch gibt, die du ſo ſehr herbeiſehnteſt.

Denn ich mußte mich mitten in meinem Schrecken

blitzschnell erinnern, daß du vor ein paar Tagen sagtest: „Ich habe noch nicht die rechte Andacht zum Schreiben!“ —

Und so war es auch. Ich mußte nun wochenlang das Bett hüten und Eisbeutel auf das kranke Bein legen. Gleich am ersten Mittag, als alle Glocken der Stadt an mein Fenster kamen, sie die seit Wochen zur Mittagsstunde das Trauergeläut für unseren verschiedenen Regenten Luitpold von Bayern besorgten, sagten diese:

„Hast du es jetzt endlich begriffen, daß wir jeden Mittag nicht bloß zum Trauergeläut ausgeschickt waren? — Jahresringe, wie solche jedes Jahr den Bäumen wachsen, Jahresringe wachsen auch uns Glocken in unserm Erz. Wenn wir läuten, können wir alle vergangenen Jahre herläuten. Wir versuchten es, dir jeden Mittag zum Vergangenheitsrausch, in den du versinken wolltest, die Einleitung zu singen. Du warst aber immer auf Kriegsschauplätzen und wer weiß wo. Jetzt bist du endlich heimgekehrt. Liege nun still, dann wollen wir dich hineintragen in das vergangene Jahrhundert, in die neunziger Jahre, die du wiedersehen möchtest.“

Ich nickte nur und nicke den Glocken jeden Mittag zu, wenn sie um zwölf Uhr kommen und um ein Uhr gehen. Die uralten Glocken aus den uralten Türmen meiner Heimatstadt Würzburg berauschen mich, wenn sie in großem Schwarm die Stadt umkreisen. Bei ihrem Geläute wogt mein Blut, die Gegenwart löst sich auf, und ich sehe die versunkenen Stunden meiner Jünglingsjahre, als schaute ich durch die Fenster ver-

ſunkener Städte in Räume, die einmal auf der Oberfläche der Erde ſtanden und die fortgeſchwemmt wurden ſamt ihren Bewohnern von der Flut der Zeit.

Mein krankes Bein, das mich ans Bett verankert hat, zwingt nun nicht bloß mich, ſondern auch die Zeit um mich, die immer wie in Nebeln entgleiten will, zum Stillſtand. Ich kann jetzt mit Muße und Andacht die Vergangenheit, die einmal lebendig war, wie es mein Fleiſch und Blut ſind, betrachten. Und ich will den Schemen, die mich locken, nachgehen und ſie anreden. Sie ſollen die Geſpräche wiederholen, die ſchönen, die ernſten, die jugendbetörten, die einſam traurigen und die weltumarmenden meiner Jünglingsjahre.

Da iſt ein Auguſtnachmittag, der ſich zuerſt an mich herandrängt, und der wegen einer Stunde, deren Gedanken die Welt des Unmöglichen erſtürmen wollten, ſich bedeutungsvoll aus der Reihe der Jahre vorſchiebt. Aber voraus ſpringen noch ein paar ſtarke Augenblicke, die der ſeltſamen Stunde Vorläufer waren.

Es war in jener Zeit, als ich gegen meinen Vater noch nicht auszuſprechen wagte, daß ich Schriftſteller werden wollte, teils aus Scham, dieſem allerperſönlichſten Wunſch laute Worte geben zu müſſen, teils aus Verlegenheit, weil ich nicht wußte, wie man Schriftſteller oder gar Dichter werden ſollte.

Denn die Weltordnung will es, daß keiner das

Dichten erlernen kann. Und es wird auch nirgends, auf keiner Schule der Welt, verſucht, dieſe Kunſt zu lehren.

Wohl bedarf der Dichter der Schulung, aber die muß er ſich ſelbſt erringen und ſelbſt geben. Seine Hochſchule und Werkſtatt, in der er arbeitet, iſt ſein Herz.

Keine von den anderen Künſten erfordert ſo ſehr die Hochſchule des Herzens wie das Dichtertum. Und ich behaupte, daß dem jungen Dichter in ſeinen Entwicklungsjahren das ſchwerſte Los der Welt zuteil wird.

Er iſt da wie eine Raupe, die unter Würmern kriecht. Während die Würmer aber Würmer bleiben, ſoll die Raupe ein Schmetterling werden.

Und wenn der junge Dichter auch ahnt, daß ihm Flügel wachſen, — ſein Herz, das keine Beweiſe hat, muß ſchweigen, muß zweifeln, muß in die Einſamkeit flüchten, muß der Familie, den Freunden, die ſeine Ahnungen, ſeine Hoffnungen, ſeine Pläne nie ganz teilen, entfliehen. Er muß ſich dem Rufe der Undankbarkeit, der Untreue, der Wetterwendigkeit ausſetzen, wehrlos gefoltert von den Anklagen, die er zu Wäldern von Dornen anwachſen ſieht, durch die er hindurch ſoll.

Den jungen Dichter können keine Lehrer zur Dichtung leiten, keine Bücher, keine weiſen Männer, keine klugen Frauen, kein Zorn der Welt, kein Haß der Welt. Er erreicht in ſeiner Kunſt nichts durch Verbindungen, durch Empfehlungen, nichts durch das Erbe ſeiner Väter, nichts durch das Ver-

mögen oder den Rang der Familie, — er ist bloßgestellt, auf sich angewiesen, auf sich selbst beruhen müssend, aus seiner Unerfahrenheit heraus immer an sich selbst glauben müssend, immer ein einzelner, ein in und über den Dingen stehend Geborener, — ein weltferner Kamerad.

Er muß drei Welten bewältigen: die Welt des äußeren Miterlebens, die Welt der inneren Beschaulichkeit und die Welt seiner geistigen Schöpfungen und soll sich immer in und über den Dingen behaupten.

Und aus diesem ewigen „Von Natur aus anders sein müssen" als die anderen, daraus erwachsen dem jungen Dichter die Berge voll Dornen, und die Kammern des Lebens scheinen ihm oft mit Folterwerkzeugen angefüllt.

Der Dichter ist auch nie alt und nie jung zu nennen. Er ist, so lange er lebt, Kind, Mann und Greis in einer Person.

Die Kindesnatur gibt ihm immer wieder neues Vertrauen zum Miterleben. Das Weltbetrachten und das „Über den Dingen stehen", das ihm angeboren ist, gibt ihm schon in jungen Jahren die Ruhe, die Tiefe und die Weisheit des Greises. Und seine Schöpfungen machen ihn zum tatkräftigen Mann, zum Erzeuger hoher ewiger Werte.

Der Dichter wird innerlich fertig geboren. Er entwickelt sich innerlich nie. Sein Herz ist ein Diamant, der nicht feuriger und nicht blinder wird.

Er ist von allen Menschen der Mensch, der im Gleichgewicht geboren wurde; in jenem Gleichgewicht,

das die anderen erſt durch Leben und Alter erlangen, oder es nie erlangen, aber dieſem Gleichgewicht bewußt oder unbewußt zuſtreben. Denn jedes echte Gedicht muß aus einer Herzensmelodie geboren werden, und eine Melodie iſt nur entſtehungsmöglich dort, wo Harmonie, das iſt Gleichgewicht, herrſcht.

Ein Dichterherz iſt das harmoniſchſte Herz der Welt. Und deshalb können im letzten Grunde die Wälder und Berge aus Dornen, die Lebenskammern, die voll Folterwerkzeuge ſtarren, dem jungen Dichter nichts anhaben. Er iſt der Mann im Feuerofen, er iſt der Mann in der Löwengrube, er kann wie Dante die Kreiſe der Hölle und die Kreiſe des Himmels durchwandern. Er iſt der Unverletzbare, er iſt der Prophet, der auf dem Feuerwagen in den Himmel fährt. Er iſt der Geſetzgeber, der die Lebensgeſetze aus erſter Hand der Schöpfung empfängt. Er muß ſich plündern laſſen wie Hiob und wird doch ſein hohes Lied anſtimmen und über ſeinen Tod noch weitersingen ohne Mund, über die Jahrtauſende wie Homer.

Seht dagegen die anderen Menſchenſöhne an! Allen, die auf den Erdſtraßen arbeiten, iſt ihr Weg bekannt. Alle erhielten Schulen und Führer, Lehrer und Geſetze für ihren Beruf, nach denen ſie ſich richten konnten, um rechtſchaffene Meiſter zu werden.

Der Handwerker hat ſeine Lehrjahre und ſeine Meiſter, die ihn unterweiſen. Der Geſchäftsmann hat ſeine Handelsſchule und das Geſchäft, die ihn zur Selbſtändigkeit vorbereiten. Die Ingeniöre und die Architekten haben ihre Hochſchulen, die Ärzte, die Richter, die Geiſtlichen, die Lehrer finden ihren

Bildungsweg an Lehrschulen und Universitäten. Den Offizieren, den Diplomaten, — allen ist ihr Lebensplan vom Staate und im Staate eingerichtet.

Ja, selbst den anderen Künstlern, den Bildhauern, Malern, Musikern, stellt der Staat heute Akademien und Konservatorien zur Verfügung. Er erteilt ihnen Titel und Ränge. — Für alle geistigen Arbeiter, die sich dem Gesamtwohl der Nation widmen, hat der Staat einen Platz, ein Auge, eine freigiebige Hand, eine Würde übrig. Nicht so für den jungen Dichter.

Die einen stört das Kindliche an der Dichternatur, das alles miterleben möchte. Die anderen stört das Greisenhafte an der Dichternatur, das tiefe und aufrichtige Betrachten und Sichversenken in die Lebenszustände. Und die Dritten macht das kühne Männliche kopfscheu, das in der Dichternatur unerschöpflich sprudelt, und von dem man keinen Weg vorausseh en kann, und das die Bürgerruhe verblüfft, schwindlig macht und abschreckt. Die Vorsichtigen sehen den Dichter unvorsichtig auf einem geflügelten Rosse reiten. Während der Bürger Pferde artig auf der Erde rennen und am Abend müde sind, rauscht über sie fort, noch unter den Sternen, der Dichter als unermüdlicher Sehnsuchtsreiter. —

Um das Jahr 1890 hatte ich heimlich angefangen, manches kleine Gedicht zu schreiben, kleine balladenartige Gedichte, Empfindungsergüsse, die sich in nichts unterschieden von den tausend Reimereien,

die jeder ein wenig gebildete, schreib- und lesefähige Mensch zustande bringen kann, und die man nicht Gedichte nennen darf, nicht Dichtungen. Reimverfasser dieser Art sind vom wirklichen Dichter, der den Namen Dichter mit Würde tragen darf, so weit entfernt, wie es ein Schaukelpferd, ein Spielzeug, vom Schulpferd und Rennpferd ist.

Ich wußte, daß mir viel fehlte, aber wußte keine Richtung zu finden. Da lernte ich in dieser Zeit einen jungen Studenten kennen, mit welchem ich nach der Tanzstunde, die wir damals besuchten, manche Stunde nachts plaudernd in den Straßen der Stadt spazieren ging oder in einem Kaffeehause saß.

Unsere Bekanntschaft war dadurch entstanden, daß jener junge Mann, der Medizin studierte, mich ganz unvermittelt gefragt hatte, ob ich schreibe. Die Frage erstaunte und verblüffte mich. Und der Frager sagte, als ich zustimmte, er habe an meiner Kopfform erkannt, daß ich künstlerisch tätig sein müsse, daß ich mich mit Phantasiearbeit beschäftigen müsse.

Ich vertraute ihm an, daß ich einige Verse geschrieben hätte, aber daß ich das noch keine Dichtung, keine Phantasiearbeit nennen könne. Aber seit dieser Frage unterhielten wir uns öfters, und er versuchte mich, da er zum Philosophieren neigte, für die Gedankenwelten der verschiedenen Philosophien zu begeistern.

Meine Empfindungswelt kam mir zwar reicher vor als alte Gedanken, über die wir zusammen sprachen. Aber ich hörte doch gerne seiner mir fremden Welt zu, ließ mir von ihm Schopenhauer vorlesen und hörte seine Erörterungen an, in denen er manches Mal die

Wortfechterei der ganzen Philoſophie verhöhnte. Ich las ihm dagegen den Schriftſteller, den ich damals mir als Vorbild gewählt hatte, den Dänen J. P. Jacobſen, vor, und ich war erfreut, daß jener junge Philoſoph meiner Begeiſterung für Jacobſens „Niels Lyhne" beiſtimmte und auch auf meine Gedanken einging, ſo wie es ſich für richtige Freunde gehört. Jeder von uns hatte ein waches Ohr für die Empfindungswelt des anderen, ohne ſeine eigene Welt zu verleugnen oder zu verlaſſen.

Bei einem Abendſpaziergang dann auf dem Steinberg erinnere ich mich deutlich der Augenblicke eines großen Umſturzes, den ein einziger Satz aus dem Munde meines neuen Freundes in mir hervorbrachte Ich war bisher nicht mehr und nicht weniger fromm und religiös geweſen als andere junge Leute meiner Zeit. Ich war naturehrfürchtig und liebte außerdem die heiligen Perſonen des Alten und Neuen Teſtamentes, ſo wie man alte Familienüberlieferungen liebt, deren Echtheit man nicht bezweifelt.

Ich liebte die Weihnachtsheimlichkeit mit ihrer Mettenſtunde, mit ihren Krippenliedern und ihrem Krippenſpiel. Ich liebte die Karwoche mit ihrem wehmütigen Karfreitagsleid und wandelte ſo mit den Feſttagen durchs Jahr, denn nur die Kirchenfeſte erinnerten mich noch an die Religion, die man mich in der Schule gelehrt hatte.

Gott konnte für mich ebenſogut Wirklichkeit wie eine ſchöne Vorſtellung ſein. Niemand konnte ergründen, wohin die Toten gehen, niemand konnte ergründen, woher das Leben gekommen war.

Warum sollte es mir daher einfallen, über Gott, der eine uralte Überlieferung war, nachzugrübeln, oder gar diesen Gott abzusetzen. Fragte mich denn jemand, ob ich die Welt haben wollte, wie sie war? Fragte mich denn jemand, ob ich meinen Vater haben wollte, wie er war? Warum sollte ich nicht ebensogut Gott bestehen lassen, da ihn doch die Väter hatten bestehen lassen und deren Väter?!

Auf jenem Abendspaziergang aber auf dem Steinberge, als die Sterne am Nachthimmel wie ein Silberregen glitzerten, kam mir in der Nähe meines immer gedankenvollen Freundes der leichte Ausruf auf die Lippen: „Schade, daß man sterben wird und niemals erfahren wird, wer diese Haufen Sterne geschaffen hat."

Es war jene Frage, die man so oft nachts an den Himmel richtet, die jeder junge Mensch einmal fragen muß. Eine Frage, die mehr einen leisen Stoßseufzer bedeutet, der aus dem angenehmen Unterbewußtsein kommt, daß das Unerklärliche an der Welt das Köstlichste ist, daß es süß ist, sich in dieser Unerklärlichkeit nur als eine Krume auf dem ungeheueren Welttisch zu fühlen, als eine Wenigkeit, die im Verhältnis zu den riesenhaften Welträumen gar nicht in Frage zu kommen scheint.

Man genießt bei diesem Seufzen in einem Atemzug des Himmels Riesenräume, in denen keine Menschenmacht mitzureden hat. Man genießt sie als eine Freiheit, als ein Aufatmen vom Menschendruck unserer menschenvollen Erde.

Der junge Philosoph antwortete mir, und ich hörte in seiner Stimme ein spöttisches Verachten:

„Wer ſagt Ihnen denn, daß die Sterne einen Schöpfer brauchten? Die Sterne ſind Atome, die immer waren. Wir können das jedenfalls gerade=ſogut annnehmen, wie wir annehmen, daß ſie einen Schöpfer haben ſollten. Beweiſe haben wir weder für das eine noch für das andere Vorſtellungsbild.

Die Vorſtellung von einem Schöpfer kennt keine Freiheit des perſönlichen Ich=Bewußtſeins. Während, wenn ich mir vorſtelle, daß alles ſich ſelbſt ſchafft und ſich ſelbſt vernichtet, das Ich=Bewußtſein gewahrt und erhöht wird.

Es bleibt jedem natürlich überlaſſen, ſich einen Schöpfer vorſtellen zu wollen oder nicht. Nur wird der Klügere, der ſchöpferiſche Menſch, ſich gegen eine ſolche Vorſtellung ſträuben, die ſein Ichbewußtſein von einem Schöpfer abhängig macht. Ich, für meinen Teil, ſtelle mir lieber vor, daß die Welten ſich ſelbſt ſchufen; da mir ſcheint, daß dieſe Vorſtellung dem Verſtand des Zeitgeiſtes, in dem ich aufgewachſen bin, mehr zuſagt.“ — So ſprach mein Freund zu mir.

Ich weiß heute nicht mehr, was ich ihm ant=wortete. Ich weiß nur, daß ich mich zuerſt heftig ſträubte, auf die uralte Vorſtellung von Gott und dem Schöpfer oder Weltgeiſt, wie mein Vater immer geſagt hatte, kurzerhand zu verzichten und jedem Weſen eigene Schöpferkraft zuzuſprechen.

Mein Freund lachte nur und ſagte: „Ich nehme Ihnen ja nichts, wenn ich Ihnen zumute, den Schöpfer wegzudenken und an ſeine Stelle allgemeine Schöpferkraft zu ſetzen. Ihr Schöpfer iſt ſo un=beweisbar wie meine Atomkraft. Ich ſetze nur an

Stelle des Nichts, an das Sie glauben, ein anderes Nichts.

Ihr Bild vom Schöpfer verhält sich übrigens zu meiner Atomkraft, die ich mir als Urkraft vorstelle, wie ein Ölporträt zu einem Photographieporträt. Das Ölbild ist das künstlerische, aber auch das ungenauere Bild. Die Photographie ist das unkünstlerische, aber das realistisch genauere Bild."

In den nächsten Tagen war es mir schwer, mit meinem Freunde weiterzusprechen. Ich litt unter dem Verlust, den er mir zumutete, indem ich das künstlerische Bild von Gott und der Schöpfung aus meinem Herzen ausrotten, und an Stelle der alten Überlieferungen mechanische Vorgänge der Atome annehmen sollte, die mir zwar glaubhaft schienen, aber mich stimmungs- und vorstellungsarm machten.

So weh ums Herz, dachte ich, muß es den letzten Griechen und Römern gewesen sein, als sie die Tempel schließen und Abschied nehmen sollten von den schönen und vertrauten Bildsäulen ihrer erdachten Göttergestalten und von den Zeremonien, den gewohnten, mit denen sie die Feste dieser Götter feierten, die ihnen von ihren Vätern und Vorfahren seit Jahrhunderten überliefert waren und Familieneigentum geworden waren und persönliches Eigentum und Welteigentum, beinahe wie die Bäume, wie der Himmel, wie der Regen und die Sonne, ohne die sie sich ihre Lebensjahre nicht vorstellen konnten.

Ich hatte in jener Sternennacht, da mein philosophischer Freund meinem Herzen den Umtausch vor-

ſchlug, an Stelle des Schöpfers, an Stelle des perſönlichen Gottes die verallgemeinerte und wiſſenſchaftliche Atomkraft zu ſetzen, im bläulichen Zwielicht der Sterne auf die türmereiche Stadt Würzburg vom Steinberg hinuntergeſehen, über meine kirchenüppige Vaterſtadt hin, und ich trug dieſes Bild der vielen Kirchen noch in den nächſten Tagen neben meinen verwirrten Gedanken mit mir.

Und ſo wie die letzten Griechen und Römer gefragt haben werden, als man an Stelle ihrer Götterreligion den einfachen alleinigen Gott der Chriſten, den einzigen Weltregenten, ſetzen ſollte: „Wozu waren alſo alle die Tempel, die da Jahrhunderte gebaut waren, gut? Haben wirklich unſere Väter durch Jahrhunderte nur einem ſchönen Schein gehuldigt?“ So fragte ich mich, wenn ich im Geiſt das prunkreiche Bild der Kirchenſtadt Würzburg vor mich hinſtellte und es mit der Öde des Wortes Atom verglich.

Meinen Freund, welchen ich abſichtlich in den nächſten Tagen mied, und der, wenn ich ihn traf, es ebenfalls vermied, von neuem das Geſpräch der Entgötterung meines alten Himmels aufzunehmen, er konnte endlich die Verſtimmung, die ſo ſichtlich zwiſchen uns getreten war, nicht länger unbekämpft laſſen.

Zur Abendſtunde zwiſchen ſechs und ſieben Uhr holte er mich meiſtens in der Wohnung meines Vaters ab, und wir gingen durch die Stadtanlagen rund um den Ring der Stadt und am Main entlang, bis wir, wieder an dem Ausgangspunkt zurückgekommen, uns voneinander verabſchiedeten, — wenn der junge

Student nicht zum Vorlesen und Klavierspielen für den Abend bei mir eintrat und zu Besuch blieb. Er spielte auch manches Mal mit meinem Vater Schach oder plauderte mit meiner jüngsten Stiefschwester.

Aber in diesen Tagen der Umwälzung der Gottbegriffe in mir forderte ich ihn nicht mehr auf, nach dem Spaziergang zu uns in die Familie zu kommen. Er war für mich jetzt nicht mehr bloß Mensch und Freund, sondern er schien mir ein weltfernes Wesen geworden, ähnlich einem jener Atome voll Atomkraft, das selbstschöpferisch walten konnte. Ich war aber mit dieser persönlichen Atomgöttlichkeit noch zu wenig vertraut, um ihr zu vertrauen.

Und gegenüber den altgeweihten menschlichen Gottesvorstellungen erschien mir mein Freund mit seiner selbstherrlichen Atomkraft wie eine Dynamitpatrone, mit der ich noch nicht umzugehen verstand, und die ich meinem Vater nicht ins Haus bringen wollte. Jedenfalls wollte ich selbst erst über den Ersatz der Atomkraft, die den persönlichen Weltschöpfer verdrängen sollte, klar werden, ehe der junge Philosoph, vielleicht nach einer Schachpartie, meinen Vater oder meine Schwester in die Atommächte einweihen würde.

Denn, wenn auch mein Vater mir immer an Stelle des persönlichen, alttestamentarischen Gottes einen neutestamentarischen geistigen Gott, einen Weltgeist, gesetzt hatte, so war doch diese Vorstellung für mich immer noch poetischer Natur gewesen. Der Weltgeist, der über allem schweben sollte, alles durchdringen sollte, war wie ein Riesenweltadler, der mit

ſeinem Flügelſchlag das Leben anfachte, und deſſen Flügelſchlag man aus dem Leben aller Dinge ſpüren konnte.

Die Weltgeiſtvorſtellung war für mich bis dahin immer noch eine Einheit geweſen, zu der man aufſchauen konnte, die über dem Weltall ſchwebte und atmete, wie ein großes Welt-Ich. Jetzt ſollte aber auf einmal dieſer Weltgeiſt ſo wenig da ſein wie der altteſtamentariſche, perſönliche, menſchenähnliche Gott und ſo wenig wie die griechiſchen, ägyptiſchen oder aſſyriſchen Götter.

Jedes Stäubchen, das in der Sonne flog, ſollte ein ſchöpferiſches Ich ſein und nichts Mächtigeres über ſich kennen. Es ſollte es ſelbſt ſein, es ſollte Urkraft ſein. Alle Legenden des Weihnachtsfeſtes, des Oſter- und Pfingſtfeſtes, die Poeſie der Bibel und der Kirchen ſollte ich verlaſſen und gegen Atomleben eintauſchen!

Faſt haßte ich dieſen Entgötterer, der mir in dieſem jungen Philoſophen zum Freund geworden war. Es war, als kehrte er meine uralte Vaterſtadt aus und kehrte mit den Kirchen die traulichen Winkel, Häuſer und Gaſſen fort, und ſtatt der türmereichen Stadt lag nun am Main eine leere Atomwüſte.

Nicht einmal mehr das Bild eines grünen gras- und baumreichen Tales, wie es vor der Entſtehung der Stadt am Main geweſen war, konnte ich jetzt dort vor mir ſehen. Denn auch die Wälder, die da früher waren, die Gräſer, die unſchuldigen blumigen Mainwieſen, die vor zweitauſend Jahren die Ufer ſäumten, auch ſie wurden ein Atommehl, farblos, formlos.

Und eine grenzenloſe Verlaſſenheit befiel mich bei dieſen erſten Anfängen meiner Atomkraftvorſtellung, die ich an Stelle der bilderreichen Bibelereigniſſe und der Schöpfung ſetzen ſollte.

Es war an einem hellen Frühlingsabend, als mich mein Freund wieder einmal abholte. Und auf dem Wege durch die Stadtanlagen ſagte ich ſeufzend zu ihm: „Ich glaube nicht, daß wir uns weiter verſtehen.“ Er hatte mich nämlich gefragt, warum ich in letzter Zeit ſo ſchweigſam ſei, ob ich Ärger in der Familie hätte.

„Es iſt vielmehr,“ klagte ich, „ich habe Ärger mit allem, was Sie neulich abends auf jenem Berge mir erklärten. Ich ſtreite in mir hin und her. Wenn ich nachts am Fenſter ſtehe und den mir ſonſt ſo altlieben Sternhimmel bewundern will, fällt mir ein, daß das nur ein Haufen Atome ſein ſoll, über dem kein Weltgeiſt waltet, kein Gottgeiſt, der verſöhnlich dem Ganzen ſeinen Willen gibt, den Stempel des Guten und des Böſen.

Dieſe verantwortungsloſe Atommaſſe, die ich vor mir ſehen ſoll, ſtört mich ſehr. Bei den Frühlingsblüten der Stadtanlagen ſehe ich bald nicht mehr die fröhlichen Farben, das Lila des Flieders, das Goldgelb des Löwenzahns, die weißen Sterne des Schlehdorns, ſondern ein gleichgültiges Atommeer arbeitet da rund um mich, deſſen Farben keinen Sinn haben, deſſen Düfte keine Wolluſt mehr ausſtrömen.

Denn wenn der Duft aus den Frühlingsbüſchen zu mir kommt, ſo ſind das nur wieder Atome, die

meine Atome anrühren. Das ganze Leben wird öde bei dieſer wiſſenſchaftlichen Atombetrachtung."

Mein Freund lachte kurz auf. „Aber das iſt ja ein großes Mißverſtändnis," erklärte er eifrig. „Sie dürfen ſich die Atome nicht als Punktmaſſe vorſtellen, die zielloſe Kräfte hat. Jedes Atom iſt ein Lebeweſen und erlebt Freude, jedes Atom erlebt Leid.

Wenn vorher nur ein einziger großer Schöpfer über all den Dingen daſtand — die die Menſchen fälſchlich die toten Dinge nennen —, ſo tauſchen die, die den Schöpfer ausſchalten und allen Dingen eigene Schöpferkraft, eigene Verantwortung, eigene Freude, eigenes Leid zuſprechen, dadurch eine Welt von Leben ein gegen die Welt der toten Dinge, die vorher den Menſchen umgeben ſollte.

Vorher, bei der Vorſtellung des fernen Schöpfers, den wir überhaupt nie zu ſehen bekommen ſollten, da waren die Menſchen unendlich einſam und ſahen ſich durch den ſogenannten Weltgeiſt, der über den Dingen ſchweben ſollte, von der Schöpfung unendlich getrennt und lebten in einer eiteln Einſamkeit. Denn die Menſchen kamen ſich fälſchlich unter allen Geſchöpfen als die einzigen Erleuchteten vor, da ſie ganz allein einen Funken vom Weltgeiſt, den ſie die menſchliche Seele nannten, zu beſitzen glaubten.

Doch mit der Annahme, daß alle Dinge Selbſtſchöpfer ſind, daß die Atome der ſogenannten toten Dinge, die Atome der Pflanzen, die Atome der Tiere, die Atome der Berge, der Meere, der Wolken, die Atome des Lichtes, eben ſolche beſeelten Weſen ſind wie die beſeelten Atome des Menſchen, — bei dieſer

Annahme ist der Mensch stündlich und täglich von ewigem Leben umringt und braucht nicht erst auf seinen Tod zu warten, um als Seele in ein ewiges Seelenleben überzugehen.

Jedes Atom ist ein ewiges Ich mit Verstand und Gefühl. Tote, leblose, gefühllose Dinge gibt es im Weltall des ewigen Lebens, in dem sich unser Leben abspielt, nicht. Alle Dinge kennen sich, alle Dinge fühlen sich, alle Dinge verstehen sich."

„Aber" entgegnete ich, „das haben die Dichter schon längst in den Märchen gesagt, in den Märchen, wo die Schneeflocke redet, wo der Frosch am Brunnenrand mit der Königstochter spricht, wo die Vögel im Walde mit den Menschen reden. Der Bach und der Regen und der Wind und der Baum, — alle reden dort. Und dieses Märchen der Dichter, das soll Wahrheit sein?" unterbrach ich den jungen Philosophen.

„Jawohl," sagte er. „Die Dichter sind die einzigen, die von jeher das Weltall in seinem Urbau erkannt haben. Sie fühlten immer die Einheit und Beseeltheit aller Dinge, der lebenden und ‚toten' Dinge persönliches Leben."

Wir waren an das Mainufer gekommen, wo die Sonne hinter fernen Waldbergen untergegangen war. Die Hügel lagen da wie Haufen blaugrauer Asche, und die roten Abendwolken standen darüber wie Feuerbrände über Opferaltären.

Noch einmal machte mein Herz, den alten Überlieferungen treu geblieben, einen Anlauf, und es verteidigte die Bilder der Engelschöre, die wir Menschen

uns in die Wolken verſetzen und das Bild des großen altteſtamentariſchen Gottes mit dem weißen wehenden Bart, der in den Sternenmantel der Jahrtauſende gehüllt, immer weiſe richtend, über den Chören der Engel thronen ſoll, das Gute zu ſich ziehend und belohnend, das Böſe fortſtoßend und verdammend.

Und die Abendglocken der dunkelbeſchatteten Stadt, die zu den feurigen Wolken hinaufläuteten, ſchienen mir recht geben zu wollen. Der ſchwere Glockenklang, der mit unſeren Schritten auch von den Pflaſterſteinen widerhallte, ging durch meinen Körper und wühlte in meinem Blut alle alten Überlieferungen der Bibelgeſchichte auf.

Da wurde meine Stimme ein wenig pathetiſch, als ich zu dem jungen Mann an meiner Seite ſagte: „Nein, ich kann ihn nicht abſetzen, den alten großen Gott. Ich kann mir den Himmel nicht leer denken, nur mit den Atomen der Wolken angefüllt. Ich will Dichter werden, und es muß mein Dichterrecht ſein, mir beliebig die Welt mit Geſtalten ausfüllen zu dürfen.

Mit Atomkräften — und auch wenn die Atome beſeelt ſein ſollen — kann ich künſtleriſch nichts anfangen. Es iſt, als rauben Sie, Philoſoph, mir aus meinem Puppentheater die Puppen, und als ſollte ich nun auf leerer Szene nur mit der Leere der vier Windrichtungen ein Stück aufführen.“

Wieder lachte der junge Philoſoph auf, und ſeine Stimme wurde plötzlich nicht mehr von Gedanken getragen. Sie klang ganz irdiſch nüchtern und knapp, wie die Stimme eines Arztes, der einen phantaſierenden Fieberkranken anredet.

„Ja, können Sie ſich denn nicht ſelbſt genügen? Warum müſſen denn die Wolken Arme und Beine haben und Engel tragen? Warum muß denn überall der Menſch den Menſchen hindenken in Regionen, wo es keine Menſchen geben kann? Warum ſollen die Dinge rundum nicht ihr eigenes Leben leben dürfen?

Laſſen Sie doch das Leben aller Dinge einmal zu ſich herankommen! Dieſe Geduld hatte bis jetzt noch keiner von euch Dichtern. Immer müßt ihr gleich alles ins Menſchliche verwandeln. Das Weltalleben aber liegt voll von unaufgedeckten Poeſien.

Sobald man den Schöpfer abſetzt und jedes Geſchöpf als ſeinen eigenen Schöpfer einſetzt, dann wird eine große Fülle von lebenbejahenden, lebenbejubelnden und lebengründenden Dichtungen entſtehen.

In den Märchen ließet ihr bis jetzt die Mäuſe nur Hochzeit machen wie die Menſchen. Ihr ſtelltet euch dann dabei einen Mäuſepfarrer vor, der das Pärchen zuſammentat.

Um die Blumen leben zu laſſen, müßt ihr ihre Lebensgeiſter in menſchengeſtaltige Elfen verwandeln. Und über Rieſen und Zwerge kommt ihr immer noch nicht hinaus. Immer muß eure Phantaſie von kronentragenden Königen, hochzeitmachenden Prinzeſſinnen und verwunſchenen Prinzen handeln.

Dieſer abgenützte Plunder mittelalterlicher Lebensbefangenheit, dem wir keine neuen Seiten abgewinnen können, wird von ſelbſt fortfallen, ſobald die Weltſchönheit, das Weltgefühl und das Weltleben mit

dem kleinſten Grashalm, mit dem Schatten eines Blattes, mit dem geringfügigſten Leben, ſo wie es iſt und nicht anders, zu euch reden darf.

Verwandelt nicht immer die Geſtalten der Dinge, die an ſich ſelbſt jede ihre Schönheit haben. Die Muſchel, der Stein, der Staub und ihre Figuren, ihre Lebensbewegungen, wenn ſie im Licht aufblinken — alle die Weltalleben an ſich ſelbſt ſind ſchön und bieten eine Fülle von Poeſie, wenn der Menſch ihre Rhythmen auf ſich wirken läßt. Lernt die Abendwolke genießen, ſo wie ſie iſt, als ein ſchwebendes Leben und ſeht ſie nicht als eine erhöhte Kirchenbank für Engel an.

Der Dichter der Zukunft, der dieſes fertig bringt, das Weltalleben in ſeinen wahren Schönheiten, in ſeinen erregten Lebensäußerungen unverwandelt wiederzugeben, dieſes wird der Dichter der neuen Zeit werden, die jetzt anbricht, und die die alte Zeit abſtoßen wird, wie ein altes abgetragenes Kleid."

Ich begann aufzuhorchen. Das war ein Ausſpruch! Meine Luſt, ein Dichter zu werden, fühlte ſich nun in Mitleidenſchaft gezogen, und es war mir klar: das, was ich vorher an Verſen geſchrieben hatte, war nur eine weiche Schwärmerei und eine Schwelgerei auf altromantiſchen ausgetretenen Wegen geweſen.

Ich wußte zwar noch nicht, wohin mich ein Glaubenswechſel führen würde, und ob er mir wirklich einen Erſatz bieten würde. Aber ich war jung genug, um mich von der Luſt anlocken zu laſſen, alle bisherigen Wege, welche die Dichtkunſt der chriſt-

lichen Zeitspanne überliefert hatte, kühn zu verlassen und einen Sprung ins Unbekannte tun zu wollen.

Götter- und Ritterromantik sollte weit zurückbleiben. Dafür wollte ich die Romantik des bisher unentdeckten Landschaftslebens, das Reden der Dinge an sich, ohne daß sie menschliche Verkörperungen eingingen, ohne daß sie Märchengestalten annehmen sollten, begeistert aufdecken in ganz neuen Dichtungen.

So sicher und bestimmt, wie ich es heute in Worten niederschreibe, kam natürlich nicht jene Eingebung durch meinen Freund über mich. Mein waches äußeres Auge war noch hilflos, aber innere unbewußte Blicke redeten zu meinem Herzen, ungefähr so, wie in früheren Zeiten ein ferner unentdeckter Weltteil einem Kolumbus Unruhe bereitet haben mag und ihn innerlich gerufen hat, zu ihm zu kommen und unbekanntes Land zu suchen, zu finden und der bekannten Welt anzugliedern.

Wir waren am Main entlang gegangen, die Stadt zur Linken, den Main zur Rechten. Und drüben über dem Fluß, aus dem Tal, das der Marienberg, auf dem die alte Festungsburg steht, mit dem Nikolausberg bildet, aus diesem zu fernen Waldhöhen eilenden Tal kam eine Flut von gelbem Abendlicht. Und die Südfenster des Festungsschlosses und die goldenen Kreuze der Kapelle auf dem Nikolausberge gegenüber und der sanfte Mainspiegel darunter schienen zu brennen, als wären dort überall Freudenfeuer angezündet. Und die roten Wolken am Himmel standen zerpflückt über der Stadt wie große rote Blumensträuße, die auf die Dächer niederregneten.

War all das Licht umher meine Feststimmung, die aus meinem Herzen in den Raum hinausgetreten war? — Jedenfalls fühlte ich mich wie ein König, gekrönt von dem Entschluß, Herr über ein großes unbekanntes Reich zu werden. Und so wie der Abendstrahl dort aus dem Tal die mir so altgewohnte Stadtumgebung verwandelte und in zündendem Licht zeigte, so daß ich für einen Augenblick kaum das alte Heimatpflaster mehr erkannte, so durchstrahlte mich der zündende Gedanke einer geistigen Umwandlung, die jetzt in mein Empfindungsleben einziehen sollte, vom Scheitel bis zur Sohle, als brächte dieser Augenblick mir neues Blut.

Der junge Philosoph an meiner Seite glaubte, daß mich neue Zweifel bestürmten, und seine Stimme schlug plötzlich wie in volle Verachtung um, als er kurz zu mir sagte:

„Und übrigens ist es gar nicht wahr, daß, ehe wir in jener Sternennacht auf dem Steinberg auf Atomkraft zu sprechen kamen, Sie sich noch immer einen Gottvater mit einem weißen Bart vorstellten oder Engelsscharen auf den Wolken oder Ähnliches.

Sie haben längst nicht mehr glauben können, daß menschenähnliche Wesen den luftleeren Weltraum bevölkern können. Sie leisten mir nur jetzt Widerstand, weil Sie sich noch nicht in den Reichtum der neuen Welt, die sich Ihnen darbietet und in die Verantwortung, die Ihr Ich als eigener Schöpfer auf sich nehmen soll, hineinfinden können.

Das ist aber nur Gewohnheitssache. Die neue Welt, in welcher jedes Geschöpf Selbstschöpfer ist

und keinen anderen Übersichstehenden anerkennt als sein eigenes Gefühl und seinen eigenen Verstand und als Richtschnur die Erfahrungen, die es aus den Widerständen des Lebens sammelt — diese Welt scheint einem zuerst etwas schwieriger zu sein, weil sie verantwortungsreicher ist.

Man muß seine eigene Schuld auf sich nehmen, aber auch die Freuden werden nicht mehr Geschenke, sondern eigene Errungenschaften. Man ist nicht mehr Geschöpf, das auf Gnade und Ungnade Knecht eines Herrn ist, sondern man ist Herr geworden, eigener Herr seines Lebens und aller zukünftiger Leben.

Niemand, der die neue Weltanschauung annimmt, kann sich mehr mit Schwäche entschuldigen, denn jeder glaubt dann an die unendlichen Schöpferkräfte, die er in sich hat, die wir aber bisher nur dem einen Schöpfer zusprachen.

Sehen Sie die anbrechende Nacht! Sie verhüllt Ihnen nichts mehr vom Augenblick an, wo Sie die Sonnen nicht höher setzen, als sich selbst. Die Nacht birgt in ihrem Dunkel keine anderen Schrecken, als die, die Sie in sich selbst tragen.

Die Nacht ist nicht besser und nicht schlechter als alles Licht. So wie Sie, im Urbegriff genommen, nicht besser und nicht schlechter sind als ich und alle anderen Menschen. Niemand ist Herr und niemand ist Knecht.

Wir bieten jeder dem Leben schwache und starke Kräfte an, je nachdem wir müde oder weniger müde, krank oder gesund sind. Jeder schafft sich, angemessen den Kräften, die er verbraucht, seine eigene Welt.

Jeder iſt Schöpfer ſeiner eigenen Freuden und ſeiner eigenen Sorgen.

Die Kräfte rundum antworten nur auf Kräfte, die zu erwecken jeder ein eigener Schöpfer ſein muß. Wir ſind nicht Sklaven, nicht Gut und Beſitz eines einzigen höheren Weſens. Wir beſitzen alles und uns beſitzen alle." —

Wären Lawinen von den Bergen mit Donner heruntergekommen, hätten die Berge zu wandern begonnen, und hätte der Mainfluß, an deſſen Ufer wir gingen, ſich ſenkrecht aus ſeinem Bett aufgerichtet und wäre als heißer Geiſer in den Himmel gerauſcht — ich hätte mich nicht betäubter fühlen können als jetzt von den Erkenntnisworten, die da mein Herz anredeten.

Mein vom Altgewohnten faſt gedankentot gemachtes Herz, das da in den wuchernden Überlieferungen wie in Bergen von Efeu eingeſponnen gelegen, erwachte aus einer Finſternis, die ihm liebgeworden war. Vorher war es wie in Dornen eingewickelt geweſen, die es nie ganz hatten aufatmen laſſen.

Und nun war ein Brand in mich hineingefallen. Und die alten ſtaubigen liebgewordenen Laſten des Gedankengeſtrüppes der Jahrhunderte flogen wie leichte Aſche fort, und durch den Aſchenregen ahnte ich bereits, daß nun ein ewiger Tag anbrechen würde, ein Tag ewiger Kräfte, ein Tag von befriedigendem, ewigem Wechſel, begleitet von einer Unermüdlichkeit und fern aller Wehleidigkeit.

Große handelnde Freuden und große handelnde

Schmerzen würden über mich kommen, und nicht mehr jene verſchleierten mitleiddurchtönten Augenblicke, nicht mehr jene Unluſtſtunden, die mich bisher ein willenloſes Werkzeug nennen durften eines höheren Willens über mir.

„Wir beſitzen alles, und uns beſitzen alle.“ Dieſes war das Wort, mit dem man Herzen und Berge öffnen konnte. Keine Angſt vor dem Tode, kein Drang nach Reichtum und Gold, keine Angſt vor Armut und keinen Drang nach Eitelkeiten läßt dieſer Ausſpruch mehr aufkommen bei dem, der ihn voll erfaßt: „Wir beſitzen alles, und uns beſitzen alle.“

Man arbeitet für alle, und alle arbeiten für einen. Unter dieſem Loſungswort lebt ſeit Jahrtauſenden alle Weltatome und waren alle zuſammen Schöpfer dieſer Schöpfung, und auch ich war nur im Leben, um Mitſchöpfer an der Schöpfung zu ſein.

Und mit mir war es der Hügel dort über dem Fluß, die Wolke am Himmel, der Fluß, die Stadt mit ihren Gaſſen, die Menſchen und die Tiere, die Schwalben, die jetzt da im Abend pfeifend in den Äther ſchoſſen, die Wälder in der Ferne, in denen die Sonne fortgewandert war, meine Hand, das Holz meines Spazierſtockes in der Hand, der Pflaſterſtein, über den ich ging, die Blütenblätter der Linden, die vor mir im Winde von den Bäumen flogen, — ſie alle mit ihren Atomen ſind mit mir Schöpfer und Geſchöpfe, ſagte ich zu mir.

Der verdammende Bibelſpruch: „Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du arbeiten, und dein Acker

wird Dornen tragen," — dieſes Spruches Fluch wird ohnmächtig werden auf den Äckern derer, die ſich nicht mehr zu Sklaven und zu aus dem Paradies Verſtoßenen ſtempeln wollen, die ſich der Erde Mitſchöpfer nennen, Mitſchöpfer an der Weltallarbeit und an der Weltallfreude. Denn nicht mehr Knechte ſind nach dieſer Erkenntnis an der Arbeit, ſondern Herren ihrer Luſt, Herren ihrer Sorge. —

Ich war ſtill ſtehen geblieben und hatte über den Main geſtarrt und hatte meinen Freund neben mir vergeſſen. Und wie ich meine Blicke hob, ſtand in der Richtung nach dem Steinbachstal, wo auf Meilen ſich der Guttenbergerwald hinſtreckt, ein großer funkelnder Stern, die Venus.

Und die Liebe? Wird deine neue Weltanſchauung auch der Liebe den richtigen Wert geben? Es war mir, als ſpräche das eine feine Stimme aus dem blitzenden Punkt dort vom Himmel herab.

Ich wußte damals noch nichts von der Liebe und konnte mir nicht ſogleich antworten.

Leben allein iſt wenig, wenn es nur dem Erhaltungstrieb zuliebe geſchieht! Ich hatte mir aber, ſolange ich zurückdenken kann, immer vorgeſtellt, daß das Liebesgefühl zu erleben das Lebenswerteſte ſein müßte.

Nicht die Sättigung des Magens, nicht das Wettrennen um das tägliche Brot, nicht einmal den Dichterruhm und nicht die Dichterunſterblichkeit wünſchte ich zu erreichen, wenn ich dabei auf das Erleben des Liebesgefühls verzichten müßte.

„Alles wirſt du ſtärker erleben, als es je eine

Zeit erlebt hat. Verſtehſt du denn nicht: vom Augenblicke an, wo du keinem Weltphantom huldigen mußt, wirſt du deine Huldigungen allen Lebensregungen unverkürzt zukommen laſſen. Die Anbetungsſtunden und Andachtsſtunden, die dich aus deinem eigenen Ich entfernten, wirſt du nun zu Anbetungsſtunden und Andachtsſtunden aller Lebensgefühle machen.

Und auch das Liebesgefühl wird dann von dir reicher bedacht. Du wirſt keinen Gott höher ſtellen als das Herz der Frau, die du auserwählen wirſt, und du wirſt auch in ihr, der Geliebten, eine Schöpferin begrüßen, wie ſie dich als einen Schöpfer begrüßen muß.

Die Frau hat wie der Mann ihre beſtimmte Tätigkeit, in der ſie am Weltall mitarbeitet, die, wenn ſie auch nicht deiner Tätigkeit gleicht, doch ebenſo wertvoll und dem Weltbau unentbehrlich notwendig iſt, wie das, was du leiſteſt." — So redete ich mit mir.

„Sind Sie nun beruhigt?" fuhr mein Freund fort, als ich ihn lächelnd anſah und in meinem Innern keine Abweiſung mehr fand für die neue Empfindungswelt, die er mir anbot.

„Es leuchtet mir ein," ſagte ich, „daß die alte Welt, die Bilderwelt der Kirchen und Bibelideale, von den Künſtlern ſo ausgeſchöpft iſt wie ein Jahr, das ausgereift und längſt abgeerntet worden iſt. Ich ahnte aber vor unſerer Ausſprache noch nicht, woher neue Ideale kommen ſollten, neue Felder der Phantaſie.

Aber noch ſtehe ich bei Ihren Worten auf keinem ſicheren Boden. Ich muß mich zuerſt einleben in das, was Sie mir enthüllten.

Ich wünschte, daß die Begeisterung, die vorhin sich meiner beim letzten Sonnenstrahl, der dort aus dem Tal kam, bemächtigte, anhalten möchte. Ich fürchte aber, wenn ich Ihnen heute „gute Nacht" gesagt habe, werden in den nächsten vierundzwanzig Stunden aus der alten noch nicht abgestorbenen Kirchenwelt alle Zweifel wieder auf mich einstürmen."

„Das macht nichts," sagte der junge Philosoph. „Sie werden noch oft zweifeln müssen. Ich glaube aber, ich kann alle Ihre Zweifel verjagen. Übrigens wird das nicht einmal nötig sein. Ich glaube, Sie selbst werden sie verjagen. Denn da Sie Dichter werden wollen und nicht auf abgeleierten Wegen gehen wollen, wird die Sehnsucht, einen neuen Weg zu finden, Sie von selbst der neuen Weltanschauung entgegentreiben.

Dafür ist mir gar nicht bang. Jeder, der vorwärts will, muß jetzt diesen Weg gehen. Und da die Welt nicht stehen bleibt und auch nicht rückwärts geht, werden alle Menschen von morgen diesen neuen Weg gehen müssen, da es für das Menschengeschlecht keinen anderen Weg gibt, als den Weg fortgesetzter Aufklärung.

Auch die Dümmsten werden zuletzt mit fortgerissen werden und werden mitgehen müssen, da die jetzt kommende Zeit der Menschheit einfach keinen andern Weg zum Vorwärtsgehen übrig läßt, als diesen einen Erkenntnisweg, der da heißt: wir alle sind Schöpfer an der stets fortschreitenden Schöpfung, die wir Leben nennen. Über dem

Einzelnen gibt es keinen einzelnen Schöpfer, ſondern wir ſelbſt beſitzen alles, und alle beſitzen uns."

Dieſe Spaziergangsſtunden waren dem Auguſt-Nachmittag vorausgegangen, von dem ich jetzt weiter-fort erzählen will, und der dann zur Folge hatte, daß ich mich dann äußerlich beinahe von meinem Freunde losſagte, obgleich ich ihm innerlich ein treuer Freund war.

Man muß bedenken, daß wir beide blutjung waren, er nur einundzwanzig Jahre alt, ich nur dreiundzwanzig.

Es iſt gerade dieſes Alter, in dem man als Jüngling die meiſte Zeit und den größten Drang hat, eine Weltanſchauung zu ſuchen, die einem ein Leitfaden durch das Labyrinth des Lebens werden ſoll.

Dieſe Jahre ſind die Brutjahre der Ideale, da man noch von keiner Meiſterſchaft in irgend welcher Tätigkeit in Beſchlag genommen worden iſt. Man läßt ſich leicht von Menſchen anziehen und leicht abſtoßen. Man iſt noch nirgends für immer feſt verkettet, man iſt in jenen Jugendjahren wie ein Samenkorn im Wind, das weiterfliegt und noch keinen Wurzelplatz gefunden hat.

Man ſollte nun meinen: nach jener Aufklärung, bei der wir uns beide zu unſeren äußerſten Geiſtesgrenzen erhoben hatten und gleichſam über der Erde im Äther des Weltraums geſprochen hatten, hätte

es nie mehr für uns möglich sein können, in alltäglichen Dunkelheiten unterzutauchen.

Aber so, wie ich das Gespräch jenes Abendspazierganges hier niederschrieb, ist dasselbe nicht in Wirklichkeit gesprochen worden. Sein Sinn und seine Bedeutung waren wohl dieselben. Aber die Einheit des Gedankenganges stand nicht so geradlinig vor uns. Alles wurde schwankender, im unklaren Plauderton, ausgedrückt, und ich gebe heute, nach dreiundzwanzig Jahren, mehr das Gespräch unserer Geister wieder als das ungelenke und unbeholfenere Gespräch unserer Lippen, das ich natürlich nicht behalten konnte.

Das Endergebnis jenes Abends war, daß ich den neuen Aufklärungen meines Freundes keinen hartnäckigen Widerstand oder eigensinnige Taubheit, welche gleichbedeutend mit Dummheit gewesen wäre, mehr entgegensetzen konnte oder wollte. Im Gegenteil: ich verfiel in einen neugläubigen Übereifer, und diesem allein schreibe ich auch jene verhängnisvolle Probe zu, mit der wir die neue Weltanschauung, ganz unsinnig, äußerlich prüfen wollten.

Wie eine Belastungsprobe bei einer neuen Brücke gemacht wird, so derb gedachten wir auch einen raschen äußerlichen Beweis von der Macht der neuen Weltanschauung liefern zu können.

Ich hatte meinem Freund gesagt: „Angenommen, daß der Mensch gleiche Schöpferkraft hat wie der Schöpfer, den wir uns früher über das Weltall gesetzt vorstellten, dann kann ich recht gut verstehen, daß die Wunder, die Christus tat, wenn er lebenden

Leibes zum Himmel geſtiegen iſt, Waſſer in Wein verwandelte, Lahme gehen machte, Blinde ſehend und Tote auferſtehend, — daß eigentlich dieſe Wunder von jedem Sterblichen geleiſtet werden könnten."

Dieſe Frage warf ich Monate nach jenem Frühlingsabend auf, nachdem ich, losgetrennt von meinen alten Uberlieferungen, ſozuſagen zwiſchen der alten und neuen Welt vagabondierte. Denn, wenn auch der Geiſt raſch an der Schwelle einer neuen Erkenntnis ſteht und blitzartige Aufhellungen genoſſen hat, — bis der Leib ſich an das neue Licht gewöhnt, hat es noch gute Weile.

Alles, was ich an Dichtungen zu ſchreiben anfangen wollte, neigte noch nach der alten Seite hin, und mein Geiſt ſagte mir, daß ich noch nicht in den Sinnen reif ſei, um ſchon ſofort ein Gedicht oder eine Dichtung auf dem Weg der neuen Weltanſchauung zu ſchaffen.

Darüber war ich unglücklich, denn nichts war mir von jeher widerlicher geweſen als Tatenloſigkeit. Seufzer ſtiegen in mir auf und heimliche Vorwürfe gegen meinen Freund, der mir alles, was jahrhundertelang niet- und nagelfeſt geweſen war, gelockert hatte.

Ging ich an den ſchönen alten ehrwürdigen Kirchen vorbei, ſo ſagte ich mir jetzt: es wohnt gar kein Gott darin. Und die Prieſter dort und die Andächtigen ſchauen zu einer Leere auf, als ob ſie ein leeres Loch in der Luft anbeten.

Und ich bemitleidete alle Menſchen, alle, die mir begegneten, von meiner Familie angefangen bis

zur Obrigkeit des Landes. Sie alle ſchienen mir bedauerlich, da ſie eine große Null als ihren Herrſcher ausgerufen hatten.

Es ging mir wie in jenem Märchen, in dem es heißt, daß ein König bei einem Feſtzug im Hemd durch die Straßen gegangen iſt und es allen Leuten bei Todesſtrafe verboten war, zu ſehen und zu ſagen, daß der König nur ein Hemd anhabe. Denn der König behauptete, ein koſtbares Gewand anzuhaben, und niemand durfte dieſer Behauptung widerſprechen. Bis endlich aus der ſchweigenden Menge ein kleines unſchuldiges Kind, das einen Königsmantel ſehen ſollte, wo keiner war, harmlos ausgerufen hat: „Aber der König hat nur ein Hemd an. Er hat ja gar keinen Mantel an!“ —

So ging es mir jetzt den Menſchen und den Kirchen gegenüber. Ich hätte gern in alle Kirchentüren hineingerufen: „Ihr guten Leute, die ihr da kniet, ſteht doch auf und geht heim und verſäumt die Zeit zur Arbeit nicht und verſäumt die Zeit zur Liebe eurer Frauen nicht und verſäumt nicht die Zeit zur Bewunderung der Welt, von der ihr Mitſchöpfer ſeid. Es iſt gar kein Gott im Himmel, nur Luft und Leere; jeder von euch iſt ſein eigener Gott.“

So vereinſamt, alleinſtehend, einer neuen Weltanſchauung verfallen, die nur jener Freund mit mir teilte, fühlte ich mich aber nicht wohl, ich, der ich gerne geſellig ſein und die Menſchen lieben und achten wollte. Und daß mir von allen Menſchen niemand übrig blieb als dieſer junge Philoſoph — mit dem

ich mich plötzlich allein, wie von der ganzen Menschheit getrennt sah, nachdem ich auf seine Gedankengänge eingegangen war —, das plagte mich. Denn ich war jung nnd wollte gern durch die Menschenschwärme gehen, die Menschheit erlebend und liebend, und wollte ein einfacher Mensch unter Menschen sein und keinen Sonderling vorstellen.

Der junge Student hatte seine Eltern und seine Heimat in einer andern süddeutschen Stadt, und in meiner Stadt kannte er, mit Ausnahme von einigen Mitstudierenden, denen er sich aber wenig anschloß, fast niemanden.

Er arbeitete in seinen Mußestunden an der Atomkraftlehre, die er später niederschreiben wollte, und deren vertieftes Durchdenken und Klarlegen ihm bereits zur Lebensaufgabe geworden war.

Zu Anfang war es wohl wunderschön, wenn wir uns abends trafen und als zwei verkappte Weltumstürzler an den Provinzlern und Kleinstadtleuten vorübergingen. Diese fanden an uns beiden vielleicht nichts anderes merkwürdig, als daß der junge Philosoph untersetzt war, aber im Gesicht eine kluge regelmäßige Linie zeigte, außerdem ein Augenglas trug und auf der Oberlippe einen kaum beginnenden Bartflaum. Und an mir fiel auch nichts auf als der überstarke Haarwuchs auf meinem Kopf. Auch an unserer Kleidung war nichts Aufrührerisches. Mein Freund trug, solange ich ihn kannte, hechtgraue Kleider von einfachstem Schnitt, während ich meistens schwarze Stoffe trug und mich höchstens durch eine etwas gewähltere Krawatte auszeichnete.

Der junge Philoſoph war von Haus aus Katholik, ich Proteſtant. Aber es war ſelbſtverſtändlich, daß Religionsunterſchiede nie zwiſchen uns zu Tage traten, da wir uns über jede Religion erheben wollten.

So dachten wir auch, als ein dritter junger Mann, welcher Jude war, ſich zu uns geſellte, keinen Augenblick über ſeine Religion nach und fühlten ihn, nachdem er von dem jungen Philoſophen in die neue Weltanſchauung eingeweiht worden war, als einen geiſtesfreien Menſchen uns zugehörig. Wenn wir von den neuen Gedankenwegen ſprachen, waren wir alle drei wie ein einziger Menſch, der da denkt, fragt und ſich Fragen beantwortet.

Das Seltſame war aber, daß jeder von uns dreien aus einer ſtrenggläubigen Familie ſtammte. Meine Mutter hatte der ſtrengproteſtantiſchen Sekte der Herrnhuter angehört, und in meines Vaters Familie waren viele Oberprediger unter meinen Vorfahren geweſen.

Der junge Philoſoph hatte eine äußerſt ſtrenge Mutter, die jeden Morgen, Sommer und Winter, ihn und ſeine Brüder vor dem Schulbeſuch in die Frühmeſſe geſchickt hatte. Und jeden Sonntag hatte er die Kirche zweimal beſuchen müſſen, morgens und nachmittags. Ebenſo mußte er jeden Monat zur Beichte gehen, und die äußerſt ſcharfe Mutter, die nie mit ſchweren Strafen gegeizt, ſammelte eifrig die Beichtzettel, die ihr den Beweis des Gehorſams geben ſollten, den ſie blindlings bei allem, was die Kirche betraf, von ihren Söhnen forderte.

Auch ſpäter noch, als mein Freund auf dem Gym-

naſium war, war ſie eben ſo ſtreng zu ihm geweſen. Und nachher hatte ſie ihn dann erſt zum Studium auf die fremde Univerſität gehen laſſen, als er ihr verſprochen hatte, den Kirchenbeſuch dort fortzuſetzen. Und dieſer junge Mann, der ſo aufklärend und auf meine alten religiöſen Überlieferungen vernichtend wirkte, er beſuchte regelmäßig — um ſeine Mutter nicht belügen zu müſſen, wenn er in den Ferien heimkam und über den Kirchenbeſuch ausgefragt wurde — jeden Sonntag vormittag eine katholiſche Kirche der Univerſitätsſtadt.

Als ich ihn fragte, wie er das fertig brächte, in die Kirche zu gehen, ſagte er: „Es iſt mir ganz gleich, ob ich zu Hauſe auf meinem Zimmer oder in der Kirche über meine Atomlehre nachgrüble. Meine Mutter belügen mag ich nicht, das iſt mir unbequem. Und würde ich nicht in die Kirche gehen, ſo iſt dieſe Frau ſo ſtark, daß ſie mich nicht weiterſtudieren laſſen würde. Alſo tue ich ihr den Gefallen. Ich bin das Nachdenken in den Kirchen ſchon von Jugend an gewöhnt und habe meine ganze Weltanſchauung ſeit Jahren im Schutz der Kirchengewölbe und der Kirchenſtille durchgearbeitet. Ich habe meiner Mutter nur verſprochen, in die Kirche zu gehen. Für meine Gedanken in der Kirche aber hat ſie mir kein Verſprechen abgenommen, und dafür hätte ich ihr auch keines geben können.“

Der Vater meines Freundes, welcher als Direktor einer Fabrik, die auf dem Lande lag, nur des Sonntags zur Familie in die Stadt kam, hatte die Erziehung ſeiner Söhne dieſer etwas gewalttätigen Mutter ganz überlaſſen und war zufrieden, wenn

er Ruhe zu Hauſe fand, und wollte von keinem Streit und keinen Erziehungsangelegenheiten hören. Es hätte dem jungen Mann alſo nicht geholfen, wenn er in der Kirchenfrage ſich an ſeinen Vater gewendet hätte.

Und ſo oft ich, der von Haus aus keinen Kirchenzwang kannte, den Freund, wenn er mich Sonntag nachmittag beſuchte, fragte: „Warſt du heute vormittag ſpazieren?“, da war ſeine ſtete und mich immer wieder verwundernde Antwort: „Ich? Nein. Ich war in der Kirche. Das mußt du doch endlich behalten. Ich bin wahrſcheinlich unter allen Medizinſtudierenden der beſte Kirchengänger der ganzen Univerſität.“

Er ſagte das lachend. Und ich ſchüttelte den Kopf und erſtaunte immer wieder. Ich hätte ein ſolches Gleichgewicht von Beherrſchung und Willen nicht aufbringen können, ſo glaubte ich immer und äußerte das zu ihm.

Da ſagte er zu mir: „Tuſt denn du nicht dasſelbe? Du lebſt im Hauſe deines Vaters, bei ihm, der dich nicht Künſtler werden laſſen will. Und du beugſt dich mit Beherrſchung ſeinem Willen und lebſt und arbeiteſt in ſeinem Geſchäft und denkſt dabei deine eigenen Gedanken, von denen dein Vater keine Ahnung hat.

Du gehſt folgſam in ſein Geſchäft, aber deine Gedanken ſind nicht dort, denn du willſt Schriftſteller und Dichter werden. Ich tue meiner Mutter den Willen und gehe in die Kirche, und du tuſt deinem Vater den Willen und übſt einen Beruf aus,

bei dem du, so wie ich in der Kirche, ganz anderen Gedanken nachhängst." —

Der Dritte von uns gehörte einer strengjüdischen Familie an und war aus einer der jüdischsten Provinzen Ostdeutschlands nach Würzburg gezogen. Er studierte ebenfalls Medizin, und der junge Philosoph hatte ihn in einem Kolleg, das sie beide besuchten, und wo sie nebeneinander saßen, kennen gelernt. Er hatte ihn mir gelegentlich vorgestellt, und seltsamerweise geschah dieses gerade in dem Augenblick, als ich es etwas eintönig empfand, mit dem jungen Philosophen immer von der Entwicklung seiner Atomlehre zu sprechen.

Denn geleitet vom Studium der Physik und der Chemie, die er eifrig betrieb, da er sie zum Physikum-Examen benötigte, hatte der Philosoph jetzt eine Atomlehre aufgebaut. Er behauptete, die Atome aller Dinge, im Eisen, im Holz und so weiter, kreisen ebenso untereinander wie die Planeten um die Sonne und leben wie die Sonnensysteme kreisend.

Überall, wo Leben herrsche, sei dieselbe kreisende Bewegung in den Dingen wie im Sternenhimmel, so behauptete er. Die Weltkörper seien für den Weltraum nichts als Atome von ungeheurem Umfang. Und mit der Annahme vom Kreisen der Atome wäre auch der Magnetismus und die Elektrizität, deren fernwirkende Kraft bisher unerklärlich war, leicht erklärbar. Ebenso wären die Macht der wirbelnden Dampfkraft, das Schwergewicht und die Ausdehnung der Gase durch das Kreisen der Atome verständlich.

Und der junge Denker wollte die Vorgänge der

Chemie und Physik nun auf die einfachste Weise erläutern und ein Buch ausarbeiten, das von nichts weniger als „vom Wesen aller Dinge“ handeln sollte.

Bei diesen, auf die Einzelheiten des mechanischen Lebens eingehenden Übertragungen der neuen Weltanschauung wurde ich unaufmerksam und konnte nicht genau mitfolgen, da sie fern von meinem Gebiet lagen: der neuen Dichtung, der ich zustreben wollte. Und so war mir der andere neue Kamerad willkommen, der als Student dem jungen Philosophen kritischere Einwände machen konnte als ich. Ich war schon ganz überanstrengt von den chemischen und physikalischen Vorträgen, die mir der junge Denker auf allen Spaziergängen gehalten hatte.

Auch war ich, um mir eine persönliche Schriftsprache anzueignen und mir das eingedrillte aufsatzartige Deutsch der Schuljahre abzugewöhnen, auf den Gedanken gekommen, alle Spaziergänge und alle Beobachtungen an Menschen und alle Gespräche mit Menschen aufs knappste zu Hause in Notizbüchern niederzulegen. Und da hatte ich viel zu tun, denn ich sah bald ein, wieviele wichtige Beobachtungen aus der Augenblickswelt, wieviele feine, unauffällige und doch wichtige Menschenzüge und wieviele vorüberflatternde Ausdrücke in der Sprechweise der Menschen mir bisher entgangen waren. Denn so, wie in der Landschaft mir jetzt nichts zu klein war und zu unbedeutend, als daß es nicht eindrucksvoll gewesen wäre, so erging es mir bei den Menschen und ihren Gesprächen.

Bald häuften sich Stöße von dicken Notizheften

bei mir an, und wenn ich manchmal darin blätterte, war ich erstaunt, wie lebensfrisch jedes Erlebnis noch nach Wochen wirken konnte, wenn es in treffenden Worten und mit genauer Beobachtung festgehalten worden war. In diesen Notizbüchern standen natürlich ganz unzusammenhängende Beobachtungen, herausgerissen und niedergeschrieben aus dem Tagesleben.

Es waren das meistens Übungen, wie ungefähr Kinder in der Fibel zuerst Silben lesen und Silben schreiben lernen, ehe sie ganze Worte, Sätze oder Aufsätze bilden dürfen. Ich schulte dabei mein Gedächtnis für die Vorgänge um mich, und zugleich eignete ich mir ein schnelles Fühlen, Auffassen und ein schnelles Bezeichnen jener Vorgänge durch solch tägliches Niederschreiben an.

Diese Notizbücher hatten aber nichts mit einem Tagebuch gemeinsam. Es handelte sich darin nicht um zusammenhängende, fortlaufende Geschehnisse. Ich beschrieb manchmal nur den Gang eines Menschen, der mir zufällig aufgefallen war, oder Gewohnheitsgesten eines Sprechenden, oder nur ein paar Bäume im Regen, das Abendlicht über den Dächern der Stadt, das Windgeräusch in der Nacht in einem Garten und so weiter. Vielleicht manches Mal nur das Gefühl, den der Händedruck eines bestimmten Menschen mir gab, das Gefühl eines Kopfnickens nur oder das eines flüchtigen Blickes, den ich von Vorübergehenden auffing, und der mir tiefe Seelenzustände zu enthüllen schien.

Ich übte mich so in der Kunst, Kleinstes und Flüchtiges in bezeichnenden, nachdrücklichen Worten

festzuhalten. Und deshalb wurde es mir allmählich auf den Spaziergängen schwerer, dem jungen Philosophen in allen seinen Gedankengängen über Chemie und Physik zu folgen.

Der neue Freund, den mir der Denker zugeführt hatte, und den ich zum Unterschied von uns beiden Sprechenden und Erörternden, da er wenig sprach, aber mitempfindend nickte und meist zuhörend war, den Schweigsamen nennen will, — dieser neue Freund war mir jetzt eine wahre Wohltat. Nach den ununterbrochenen Gedankengesprächen der vorausgegangenen Zeit wirkte er durch seine Ruhe und sein teilnehmendes Nicken wie jemand, der da war und doch nicht da war. Und man konnte sich vorstellen, daß, wo er in Gedanken war, es friedlich sein mußte, da er immer irgendeine Melodie leise vor sich hinsummte oder leise pfiff. Der Schweigsame setzte sich auch oft ans Klavier und spielte Chopin oder Grieg, während der Denker, wenn er sich ans Klavier setzte, nicht ohne Beethoven gespielt zu haben wieder aufstehen konnte.

So war der Sommer herangekommen, und nun komme ich in meiner Erlebnisschilderung bald zu jenem seltsamen Augustnachmittag.

Es war notwendig, den Leser mit der Entstehung jenes lebensbestimmenden Grundgedankens bekannt zu machen, der mir von jenem Freund, dem jungen Philosophen, gegeben wurde, da diese neue Weltanschauung, die sich mit der Zeit in mir festwurzelte, dann auch wirklich der Grundton aller meiner Liederbücher und Prosabücher wurde, die in den letzten zwei-

undzwanzig Jahren entstanden sind. Auch der Binnenreim und meine, die Kritiker immer wieder verwundernde, Heranziehung von wechselnden Vergleichen und Bildern des Naturlebens ist die Folge jenes befreiten Weltblickes und hat den Ursprung in einem Herzen, das sich Schöpfer und Geschöpf fühlt und nicht bloß sklavische Unterordnung unter überlieferte Begriffe kennt.

Viele Kritiker sagten Jahre hindurch, meine Bücher und ich selbst seien nirgends einzureihen. Dieses ist wahr, sie haben recht, da ich jetzt, wenn ich auf meine Bücher zurückblicke, mich, ohne mir schmeicheln zu wollen, den dichterischen Verkünder einer neuen menschenbefreienden Weltanschauung nennen kann.

Meine Gedichte werden oft mit den kurzen gedrungenen Liedern der Asiaten verglichen. Ich habe aber niemals weder chinesische noch japanische Literatur studiert. Ich kenne von diesen Literaturen nur einige wenige Gedichte, die in den letzten Jahren in Übersetzungen zu uns gekommen sind.

Ich erhielt öfters Aufforderungen von Literaturprofessoren, ihnen die Quellen zu nennen, aus welchen ich die japanischen Novellen und Liebesgeschichten entnommen, die ich nach meiner Reise um die Erde 1911 herausgab. Ich muß aber immer wieder und diesmal öffentlich erklären: ich kenne nichts von japanischen oder chinesischen Urtexten. Nur ein weniges, was in Übersetzungen zu uns kam, und das jene Herren viel aufmerksamer studiert haben werden als ich, kenne ich. Auf meiner Reise um die Erde, durch

ganz Asien, von Bombay bis Yokohama, war es die vorher vor dem Leser ausgebreitete Weltanschauung, die mich der Seele der Asiaten sozusagen zum Zwillingsbruder machte. Und fühlt man seine Seele mit der Seele eines Volkes verwandt, und decken sich die Weltanschauungen, oder sind sie sich wenigstens sehr ähnlich, so ist es ein leichtes, das ganze Gebärdenspiel einer fremden Rasse, ihre Wünsche, Bedürfnisse und Begierden, auch die Wallungen ihrer Leidenschaften zu verstehen und miterleben zu können, so wie man es zu Hause bei dem vaterländischen Volk tut.

Durch Beobachtungsgabe und Rhythmusverständnis, die mir im Ohr und im Blut von meinen Eltern ins Leben mitgegeben wurden, die ich aber beide durch die Erfassung jener neuen Weltanschauung viel freier schulen und üben konnte, als wenn ich alten Überlieferungen und ausgetretenen Gefühlswegen nachgegangen wäre, sind mir auf meiner kurzen Reise durch Asien die Kulturen der morgenländischen Völker leicht vertraut geworden, so daß viele Kritiker behaupteten, ich müßte jahrelang asiatische Studien betrieben haben vor, während oder nach meiner Reise.

Und das ganze Geheimnis, warum ich Asien nahe kam, liegt doch nur in dem Weltallverständnis, das in jenem Satze enthalten ist: wir besitzen alles, und uns besitzen alle, und über uns ist kein anderer Besitzer. Dieser Satz, der der neuen Weltanschauung voransteht, macht einen jeden Menschen zum natürlichen Besitzer aller Lebensregungen, die der Erdball und der Himmel hervorbringen.

Wenn ein Dichter sich von alten beengten Überlieferungen befreit hat und die Freuden und Leiden der ganzen Erde gleich hält seinen eigenen und sich mitbeteiligt fühlt am Lebenszustand aller Rassen, ausgegangen von der engsten Heimat bis zur weitesten Ferne und zurückkehrend zur engsten Heimat, so ist es nicht mehr erstaunlich, wenn demselben dann Gedanken und Gedichte in Fülle zufliegen.

Die meisten Gebildeten heutzutage, die den Schöpfer über sich nicht mehr anerkennen, werden planlos vom Weltgetriebe umhergeschaukelt; die meisten, die die alten Überlieferungen ablegten, gehen ziellos umher, als einziges Ziel nur die Jagd nach ihrem Glück anerkennend. Die Einsicht aber, daß der Wert aller und ihr eigener Wert unzertrennbar von einander sind und ebenso das Glück aller und ihr eigenes Glück zusammengehören, diese Einsicht haben wohl viele, aber danach zu leben, wird ihnen schwer, weil sie nicht alle Leben als ihren festlichen Besitz und nicht sich als den festlichen Besitz aller Leben anerkennen wollen.

Dieser Besitz beschränkt sich nicht bloß auf die kurzen Menschenjahre, sondern es ist gemeint, daß der Besitz sich auch erstreckt auf alle Zeiten, auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das heißt, auf alles Leben, dem wir immer angehört haben, angehören und angehören werden, und auf alle Schöpferkraft im Weltall.

Jedes Menschenleben ist ähnlich einem Künstler. Dieser verfertigt ein Buch, ein Bild, eine Statue, ein Musikstück; und ist eines seiner Werke beendet, so

ist damit doch nicht sein Leben beendet. Er beginnt ein neues Werk, aber sein Leben steht hinter allen seinen einzelnen Werken.

So leben wir durch alle Zeiten neue Leben, und hinter allen diesen Leben steht unser eigenes ewiges Leben, das ewige Leben des Weltalls, von dem wir im Innersten Besitzer sind. Aber kein Leben steht über uns, kein Schöpfer und kein Richter; wir selbst sind unser Schöpfer und unser Richter. Diese Anschauung macht frei und verantwortlich zugleich.

Vielleicht wird mir einer zurufen: ach, das ist die Seelenwanderungslehre! Das ist altbekannt und nichts Neues!

Nein, es ist nicht die Seelenwanderung allein, die ich meine. Ich erkläre: wir alle sind längst Besitzer der göttlichsten Seelenruhe, des Nichtseins, des Nirwana, wie es die Asiaten nennen. Wir sind aber auch zugleich Besitzer des Seins. Beide Zustände sind untrennbar von einander in uns verschmolzen. Wir wandern nicht anders von Leben zu Leben, als der Künstler es tut, wenn er ein Werk nach dem andern vollbringt. Der Geist jedes Schaffenden steht hinter allen seinen Werken in göttlicher Ruhe und Betrachtung. So stehen wir hinter unseren Leben.

Wir sind von Leben zu Leben durch die Jahrtausende wandernd, die Jahrtausende erlebend gegangen, so wie ein Meister von Werk zu Werk tätig ist und doch hinter seinen Werken, Ruhe bewahrend und mit göttlichem Geist die Werke betrachtend, unsterblich lebt.

Und nun will ich an Stelle des Wortes Werk das Wort Feſt ſetzen. Der Elendſte unter uns Menſchen, das Elendſte unter den Tieren und das Elendſte unter allen Atomen feiert das Feſt ſeines Werkes, ſo lange es ſein Leben liebt. Wenn ihm das Werk nicht mehr genügt, ihn das Feſt ſeines Lebens nicht befriedigt, ſo legt er dieſes Leben fort und wird ein neues beginnen, ein neues Werk, ein neues Feſt.

Das heißt, jedes Lebeweſen kann ſich unbewußt oder bewußt ſterben laſſen, mit oder ohne Gewalt. Aus der Ruhe ſeines urewigen Lebensatoms heraus wird dieſes Lebeweſen die Geſtalt, in der es Schöpfer war, z. B. den Körper Menſch, Tier, Pflanze eingehen laſſen und ſich mit neuer unerſchöpflicher Werk- und Feſtluſt, die wir Lebensluſt oder Schöpferluſt nennen, neue Geſtalt geben.

Jeder wird nach dieſer Ausführung verſtehen, daß dieſe Art Seelenwanderung, wenn man ſie ſo nennen kann, zwar ähnlich jener bekannten Annahme von der Seelenwanderung iſt, aber da ſie aus Schöpferluſt geſchieht und keinen Zwang bedeutet, iſt ſie mehr, ſie iſt feſtlich. Dieſer Gedanke iſt eine Verſchmelzung von chriſtlicher Anſchauung und buddhiſtiſcher Anſchauung.

Jede Halbkugel der Erde gab ihren Geiſt zum Aufbau dieſes Ideales, dieſer neuen Weltanſchauung. Die Aſiaten behaupteten, daß wir gezwungen von Leben zu Leben gehen müſſen, wenn wir uns nicht durch ſteten Lebensverzicht von der Lebenswiederkehr bewahren und ſo durch fortgeſetzte Abtötung des

Lebenswillens uns zum Nirwana, zur höchsten Seelenruhe bringen. Der Asiate sieht also die Seelenwanderung, das Weiterleben, wie eine Strafe an und das Leben wie eine Plage, aber die Seelenruhe, das Nichtsein als das einzig lebenswerte Ideal.

Der Geist des Abendländers dagegen gibt die Lebenslust nicht auf. Er findet es feig, auf das Leben zu verzichten. Er sieht das Leben als eine Aufgabe an, als ein Werk, an dem er arbeitet, und jene träumende Seelenruhe des Asiaten erscheint seinem europäischen Lebenswillen unbehaglich. Und der neuzeitliche Abendländer kann sich unter der Seelenruhe nach dem Tode und ihrer Seligkeit gar nichts mehr vorstellen, da er immer kräftig lebenstätig ist und unermüdliche Lebenstätigkeit über unendliche Ruhe setzt.

Das neue Ideal aber oder die Weltanschauung, die sich ergibt, wenn wir die edelsten Regungen des morgenländischen Geistes und die des abendländischen Geistes zu einer einzigen Lebenserklärung zusammenstellen, dieses Ideal, oder diese Weltanschauung sagt: Wir sind immer ungezwungen Schöpfer und Geschöpfe gewesen und werden es immer sein, das heißt: wir sind immer im Besitz ewiger und endlicher Kräfte gewesen. Jedes neue Leben, das wir erleben, ist uns ein festlich stimmendes Werk, hinter dessen Endlichkeit unsere eigene Unendlichkeit weiterlebt und stets mit Schöpferlust nach neuen Werken und Festen greift.

Wir sind ewige Besitzer der Schöpferkraft seit allen Zeiten. Wir und alle kleinsten und größten

Lebeweſen ſind immer ewige Beſitzer einer ewigen Ruhe, die wir nicht erſt in einem fernen Nirwana oder Himmel zu erreichen brauchen. Und wir ſind außerdem die ewigen Beſitzer des Lebens, des feſtlichen Wechſels in der Ruhe, deſſen Geſtaltung wir ſelbſt beſtimmen aus unſerer unendlichen Schöpferluſt heraus.

Chriſtus, der große Weiſe und große Menſch der weißen Halbkugel, ſagte: „Ihr ſollt nicht ſorgen für den morgigen Tag, das heißt, euch nicht zu viel Unruhe machen. Der Vater im Himmel ſorgt für euch wie für die Lilien auf dem Felde.“

Jener Vater im Himmel iſt unſere eigene, ewig in uns wohnende und uns gehörende unſterbliche Schöpferluſt, die Atomkraft, wie mein Freund, der Philoſoph, ſagte, deren Ruhe unerſchütterlich iſt, vor der unſer jeweiliges endliches Leben weniger als den millionſten Teil eines Atoms bedeutet. Dieſe Schöpferkraft wohnt in uns wie in allen, die mit uns in die Weltallerſcheinung treten und am Weltallwerke und Weltallfeſte mitarbeiten und mitfeiern. Dieſer unſerer Schöpferkraft müſſen wir uns bewußt werden, um uns nicht bloß als die ſchwachen Geſchöpfe und als Sklaven eines endlichen Lebens oder einer ewigen Seelenwanderung zu fühlen.

Wir ſtreben weder einem Himmel noch einem Nichtſein oder einem Nirwana zu. Das Nichtſein iſt uns ſo gut angeboren wie das Sein.

In unſeren tiefſten, erhabenſten Augenblicken kehren wir bei unſerem Nichtſein ein. Wir fühlen uns dann weltfern. Wir kehren dann in unſere Welt-

ferne zurück, in das Apogäum, wie die Griechen sagten, in das Nirwana, wie es die Asiaten nennen.

Aber wenn wir dann zum Lebensfest und zum Lebenswerk zurückkehren, zum irdischen Atmen, zum Tätigsein und Handeln in irgendwelcher Gestalt, in der wir eben unser Lebensfest feiern, dann hat uns auch stets die Rückkehr entzückt, die Rückkehr von der Weltferne in die Weltnähe.

Denn beides ist unser ewiger Besitz, und keines von beiden wollen wir missen. Die Weltferne ist das ewig festlich Unabänderliche in uns, die Weltnähe das ewig sich festlich Verändernwollende in uns.

Und nun, ehe ich endlich jenen seltsamen Augustnachmittag beschreibe, muß ich noch eine Erklärung abgeben.

Jeder Mensch hat nur zwei Hände bekommen, zwei Augen, zwei Ohren, zwei Nasenlöcher und im Halse zwei Röhren, eine für die Luft- und eine für die Speiseaufnahme. Alle diese Zugänge zum Körper bedingen ein bestimmtes Körperleben, ein bestimmtes Sinnesleben, das, solange wir als Menschen leben, unverrückbar der Ausführung unseres Lebenswerkes und unseres Lebensfestes bestimmte Grenzen setzt.

Das Lebenswerk und das Lebensfest würde natürlich anders ausfallen, anderen Erlebnissen unterworfen sein, wenn wir zum Beispiel mit dem Leib eines Vogels, mit Flügeln, Schnabel und Fußkrallen geboren wären. Ebenso wären wir, als

Blume oder Baum festgewurzelt, als Stein festliegend oder als Wasser fortfließend, als Feuer auflodernd oder als Rauch fortschwebend, einer anderen Lebensbewegung, einer anderen Lebenstätigkeit, einem anderen Lebenswerk und einem anderen Lebensfest hingegeben.

Da aber jedes Lebewesen nicht bloß der Weltnähe, sondern auch der Weltferne angehört, da unzertrennbar von einander das Gefühl der Weltnähe und das Gefühl der Weltferne in jedem Atom vereint wohnen, sowohl im Rauchatom, als im Feuer, als im Wasser, wie in der Blume und im Baum, ebenso wie in der Menschengestalt, so sind im Grunde alle Lebewesen eine Kraft, eine Schöpfung.

Festliche Ruhe, festliche Tätigkeit, an ihnen hat jedes Atom teil, ebenso an der Lust der Weltferne wie an der Lust der Weltnähe. Die Gestalten des Lebens gehören sowohl der Weltnähe, welche Tätigkeit bedeutet, und zugleich der Weltferne, welche eine Erhebung über das Leben bedeutet, an.

Die Gestalten sind die Geschöpfe, das Gefühl der Weltferne in den Gestalten ist der Schöpfertrieb, das ewige Leben.

Mit unseren jeweiligen Sinnen können wir immer nur ein Leben leben, ein Fest feiern, das sich in der Weltnähe abspielt. Aber von der Weltferne aus, zu der wir uns stündlich über unser endliches Leben erheben können, weil wir im letzten Urgrund bei ihr untrennbar wohnen, können wir bei gründlicher Vertiefung alle endlichen Leben überschauen oder uns in sie hineinversetzen, ohne unsere eigene

Gestalt, in der wir augenblicklich arbeiten und Feste erleben, sterben lassen zu müssen.

Wenn es in der Bibel heißt: siehe, die Stimme Gottes sprach zu ihm im Traum, oder wenn Buddha sagt: ich ging in einem Traum von Leben zu Leben, so ist das nicht ein außer uns stehender Gott und Schöpfer, dessen Stimme wir gehört haben wollen, oder der uns im Traum von Leben zu Leben geführt hat, sondern: es ist die Weltferne in uns, die zur Weltnähe in uns spricht.

Wir sind es, die im Traum zu uns selbst sprechen. Wir sind es, die uns im Traum und in der wachen Ahnung Bilder, gewesenes und kommendes Leben zeigen können.

Wir selbst, vermöge der Schöpferkraft in uns, die von der Weltferne aus zur Weltnähe spricht, sind allwissend.

Unsere Weltferne steht nicht bloß über uns, sondern sie lebt im Mittelpunkt aller Weltleben überhaupt.

Wir fühlen, wie die Radien eines Lebens tun, den Mittelpunkt und die Peripherie des Kreises zugleich. Alle Leben finden sich zusammen in der Weltferne auf einem Punkt, sowie alle Radien sich im Mittelpunkt des Kreises treffen. Auf der Peripherie, in der Weltnähe, leben alle Leben voneinander getrennt in der Welt der tätigen Erscheinungen.

Im Mittelpunkt, in der Weltferne, zu der wir uns in jedem Augenblick erheben können, sind wir Besitzer und Überschauer des ganzen Weltalls, gleichwie der Kreismittelpunkt mit allen Radien Fühlung

hat. Auf der Peripherie aber, wo sich unser Gestaltenleben abspielt, dort entsteht die körperliche Weltnähe, das Fest des endlichen Lebens, während zugleich unsere Weltferne in ewiger Ruhe, im Mittelpunkt des Lebens, die Erscheinung aller Leben, die wir im Augenblick oder nach Jahrhunderten erleben, immer um sich kreisen läßt, betrachtet und das Fest der Ewigkeitsruhe genießt.

Wir sind also in jedem Lebensaugenblick da und fort von uns. Und wenn unser endliches Leben aufhört, so hört doch nie unser Mittelpunktsleben im Weltall auf. Wir nehmen vom Mittelpunkt aus sofort neue Fühlung mit einem neuen Punkt auf der Peripherie.

Unerschöpflich ist das Leben in der Peripherie, unerschöpflich die Schöpferkraft unseres gemeinsamen Mittelpunktes im Weltall. Da wir immer Weltnähe und Weltferne, Peripherie und Mittelpunkt in jeder Sekunde zugleich erleben, so sind wir alle allwissend, allgegenwärtig, allfühlend.

Wir tragen immer in uns alle jene göttlichen Eigenschaften, die wir, früher unaufgeklärt, immer nur einem Schöpfer über uns zusprachen.

Wir Menschen waren bisher nicht mutig genug, uns unseren gewaltigen Lebensinhalt, den, daß wir Mitbesitzer der Weltallschöpfung, der Weltallgedanken, der Weltkraft sind, klar zu machen.

Wir hielten uns nur für ohnmächtige Peripheriewesen, nur von der Weltnähe lebend. Wir trennten uns, unaufgeklärt, in unseren Worten und Gedanken vom großen Schöpfungsfest. Wir wollten nie ver-

antwortlich, nie gründlich den Anlauf zur Selbſterkenntnis unſeres ewigen Daſeins nehmen.

Es war uns ſo wie einem, der nur immer ſeine Füße ſieht und ſeine Hände und ſeinen Unterleib, der ſich aber nicht einzugeſtehen wagt, daß er auch einen Kopf beſitzt, weil er dieſen Kopf bisher nicht ſehen konnte und deshalb nicht an das Empfinden glaubte, das ihm ſagte, er beſitze einen ihm unſichtbaren Kopf, der für ihn denkt, riecht, ſchmeckt, hört, ſieht, das heißt wahrnimmt.

Aber nun haben wir den Mut, wir Menſchen von heute, zur Erkenntnis.

Es bleibt uns nichts anderes übrig, als endlich zu erkennen, daß der Weltkopf, den wir fühlen, aber nicht ſehen, nicht einem Schöpfer über uns gehört, ſondern uns ſelbſt.

Wir haben bei der neuen Erkenntnis nichts getan, als endlich vollſtändig unſere Weltallgeſtalt feſtgeſtellt.

Wir glauben jetzt ganz unſerem Gefühl, das uns ſchon im Chriſtentum als Mitbeſitzer der Weltferne, des Weltkopfes, erklärte, indem es uns den vagen Begriff Seele einräumte. Aber man ſetzte über dieſe Seele damals noch eine Weltſeele, einen Weltſchöpfer. Die Seele aber iſt unſere Weltferne, die nichts über ſich erlebt, auch keinen Weltſchöpfer. Denn ſie ſelbſt iſt ſchon im Vollbeſitz der Urſprungskraft, der Weltallruhe und der Schöpferkraft.

Wir Menſchen ſind, wie alle Leben, Schöpfer und Geſchöpf, von uns geſchaffen und von allen und jedem Leben des Weltalls.

Und wir sind zugleich Mitschöpfer von allen und jedem Leben des Weltalls.

Mancher wird nun vielleicht nach den vorangegangenen Erklärungen töricht sagen: wenn wir behaupten, die Schöpferkraft eines Weltschöpfers zu besitzen, müßten wir dann nicht unser Leben fortwährend bewußt ändern können? Es müßte uns ein kleines sein, aus Steinen dann Brot zu machen oder uns im Magen satt zu fühlen, wenn wir es nicht sind, oder Berge fortwandern heißen, Wasser in Feuer verwandeln usw. Es müßte uns leicht sein, so könnte ein Tor sagen, ein willkürliches Spiel mit den Lebensgestalten und Lebenserscheinungen zu spielen.

Wer so fragt und so spricht, hat aber nicht begriffen, daß die Weltferne und die Weltnähe sich in uns ewig das Gleichgewicht halten. Das heißt, ein unsinniges Spiel mit sinnlosen Verwandlungen in der Welt der sinnvollen Erscheinungen, in der Welt der sinnvollen Weltnähe, ist durch das Gegengewicht der ewig weisen und ewig ruhenden Weltferne in uns unmöglich gemacht. Die Weltferne in uns läßt die Weltnähe keine chaotischen Zuckungen machen. Wir selbst stehen ewig weise über der Torheit.

Das ewige Wechselleben in der Weltnähe wird in Zucht und Gleichgewicht gehalten durch die unerschütterlichste Ruhe der Weltferne in uns.

Denn als Schöpferkraft wirken immer zwei Regungen: erstens die verankerte Ruhe und Betrachtung, die das Überschauen vermittelt, und zweitens die Tätigkeit, geleitet von jenem Über-

ſchauen, die das Lebenswerk oder Lebensfeſt geſtaltet und in Szene ſetzt.

Aber wenn Ruhe und Weisheit an unſerer Tätigkeit beim Lebenswerk teilnehmen, — wie kann dann überhaupt Böſes geſchehen, da doch die weiſe waltende Weltferne in uns von unſerer Weltnähe unzertrennlich iſt? Man ſollte meinen, Böſes könnte nie möglich ſein.

Nun müßt ihr, die ihr das fragt, einen Standpunkt ſo hoch einnehmen, daß ihr auch die hohe Antwort auf dieſe Frage verſtehen lernt.

Bis jetzt nahmt ihr Menſchen meiſtens alle an, daß das Leben eine Plage iſt. Die Aſiaten ſprechen von der Lebensqual und von dem Fluch aller Leben. Die Abendländer ſprechen vom Jammertal, von der Hoffnung auf Erlöſung und, wenn es hoch kommt, von der Lebensaufgabe, die man zu vollenden habe.

Darüber hinaus hat ſich noch kaum eine Lehre erhoben, keine Lehre der beiden Erdhälften.

Das Leben iſt aber ein Feſt und ſoll ein Feſt ſein. Das Leben iſt auch dem Elendſten immer feſtlich geweſen.

Bedenkt doch, daß die Süße des Lebens in euerer Vorſtellung das Paradies hat entſtehen laſſen, daß ſie den Mohammedanern luſtige Gärten vorgaukelt voll ſinnenfroher Frauen, den Chriſten einen melodiſchen Himmel voll ſingender Harmonien und den Aſiaten das große ſelige Ruhebett des Nirwana.

Wie feſtlich teuer iſt uns Menſchen alles Erleben, wie köſtlich feſtlich! Wir ſchaffen uns Bilder vom Leben noch über den Tod hinaus, um das Erleben nie zu entbehren.

Das Leben ist ein so gewaltiges Fest, daß nur, wenn wir uns bereitwillig die höchste Schöpferkraft und damit zugleich die höchste Verantwortung zuerkennen, wir das ganze Fest genießen können. Sonst wird es uns gehen wie einem Dörfler, der nie Musik, nie Bilder, nie Tanz, nie Geist und Anmut gesehen hat und der beim Eintritt in einen festlichen Gesellschaftssaal alle für Narren halten würde, die sich dort rhythmisch bewegen. Er wäre zuerst geblendet vom Fest und würde nichts als einen Wirrwarr sehen. Er würde an der Schwelle stehen bleiben und höchstens ausrechnen, wieviel Umstände das ganze Fest dem Wirt und den Eingeladenen gemacht hat.

Und derselbe Dörfler, in ein Theater geführt, würde, wenn er auf der Bühne mitspielen sollte, linkisch oder frech werden. Und da ihm der Überblick über das Stück fehlte, das zu spielen wäre, und über die Gestalt, die er darin zu verkörpern hätte, würde er sich geärgert fühlen, wenn er sich nicht einzufügen gelernt hat, wenn er keine Lust zum Spielen mitgebracht hat.

Und er würde die Festvorstellung, bei der er mitwirken sollte und bei der er Freude geben und Freude ernten sollte, verwünschen und sie als eine Plage verfluchen. Und er würde vielleicht seine Gestalt und seine Rolle wegwerfen aus Unverstand, und weil er keine Ahnung hat, daß er zu einem Fest, zu einer Lust beitragen soll.

Er würde jammern, unglücklich sein. Und wenn er ein ernster Mann ist und ein entschlossener Mann, so wird er höchstens die Rolle auf Zureden

aufnehmen und weiterspielen und immer von seiner Aufgabe sprechen, aber nicht von einem fröhlichen Werk oder gar von einem Fest.

Mit dieser Erklärung ist aber noch nicht erklärt, warum Gutes und Böses da sein können, wenn Weltferne und Weltnähe immer weise herrschen. Der eigenen Schöpferkraft Weisheit in uns ist so hoch, daß sie versteht, daß alle Geschöpfe, alle Handlungen, gute und böse, notwendig sind, um Erscheinungen zu schaffen und Lebenswechsel.

Dem Guten wird deshalb ewig das Böse gegenüberstehen müssen, dem Tag die Nacht, dem Frieden der Krieg, dem Aufbau der Verfall, dem Anfang das Ende. Diese Notwendigkeit sieht die Weisheit der Weltferne in uns ein, und es wird ihr deshalb nicht einfallen, dem Wechsel dieser Gegensätze, der sich in unserer Weltnähe gestaltend und vernichtend ausdrückt, einseitigen Einhalt zu tun und nur Gutes zu schaffen und zu verlangen.

Träte im Peripherieleben, im Leben der Weltnähe, im Leben der Erscheinungen, ewiger Tag ein, ewig Gutes, ewige Freude ohne Schmerz, ewiger Frieden, so würde das den Stillstand des Festes bedeuten, das wir so sehr lieben, und dessen Stillstand ganz unmöglich ist, da unsere ewige Schöpferkraft am ewigen Werke ist.

Ohne Weltnähe wäre keine Weltferne möglich, und beide sind undenkbar ohne die unerschöpfliche Kraft, die jedem Atom innewohnt. Wir sind Besitzer der Allmacht und der Ohnmacht. In diesem Wechsel von Ewigkeit und Endlichkeit

befindet ſich unſer endliches und ewiges Leben in jedem Augenblick.

Wir ſind die Weisheit und das Verbrechen an der Weisheit. Wir ſind das Gute und das Böſe, wir ſind der Tag und die Nacht, der Frieden und der Krieg. Alles das beſitzen wir, mit all dem handeln wir, und alles das handelt mit uns.

Wir ſpielen alle dieſe Kräfte aus, wie der Kartenſpieler all ſeine verſchiedenen Karten ausſpielt. Jedem Spiel aber liegen Regeln zugrunde. So auch ſchreibt die Weltferne der Weltnähe ihre Regeln vor, damit das Spiel in Ruhe geführt werden kann. Da die Karten immer wechſeln, das heißt, aufs Leben übertragen, der eine mal die, der andere andere Eigenſchaften ſeiner jeweiligen Lebensgeſtalt einſetzen kann, ſo wird das Lebensſpiel, ſo wie jedes Kartenſpiel, immer wieder anders ausfallen, trotz der feſtſtehenden Grundregeln, die das Spiel regieren.

Wir ſelbſt haben das Schöpfungsſpiel erfunden und ſpielen es, da es unendlichen Wechſel bietet, unendlich weiter. Manche ähnliche Kartenzuſammenſtellungen kehren zufällig wieder. Das erweckt dann den Schein, als ob ein Spiel wiederkehre. Aber es iſt kein Spiel gleich dem andern, kein Leben, das wiederkehrt, iſt gleich dem andern.

Um die urewigen Geſetze des Spieles dreht ſich der urewige Wechſel des Spieles, und das Ganze iſt von der Feſtſtimmung der Spielenden durchdrungen. Wie ein Spiel Scharfſinn fordert, Übung, Ausdauer, Glück, ſo fordert das jedes Leben.

Der Elendeſte aber fühlt noch im elendſten Augenblick, wenn er vielleicht vom endlichen Leben gewalttätig ſcheidet, die Feſtſtimmung, die auch das endliche Leben der Weltnähe und nicht bloß das unendliche Leben der Weltferne durchſchwingt. —

Glaubt mir, ich habe fünfundvierzig Jahre jetzt nicht nur ein Leben auf Roſen gelebt. Ich habe gelitten, gezagt, den Tod gewünſcht und ſelbſt durch den Haß und durch das Verfluchen des Lebens hindurch immer noch die Köſtlichkeit und die Feſtſtimmung des Lebens ſchimmern ſehen.

Ich habe gehungert und gedarbt. Ich habe geſtritten und habe geweint. Ich habe mich ohnmächtig, gedemütigt, in den Schmutz gezogen, verlaſſen und verloren gefühlt, aber ich müßte mich unehrlich, taub, blind und gefühllos nennen, wenn ich das Leben nicht trotzdem, im Rückblick und im Vorwärtsſchauen, in jedem Augenblick als ein Feſt anſehen müßte.

Alles dieſes hatte ich nötig zu ſagen, und es überkam mich die Luſt zu dieſer Ausſprache.

Ehe ich die Geſchehniſſe aus meiner eigenen Weltnähe weitererzähle, wollte noch einmal meine Weltferne dazwiſchen reden, und ich mußte ihr das Wort geben.

Noch ein Schlußwort über die Einführung in dieſe neue Weltanſchauung, die ſagt, daß das Leben ein Feſt iſt und ein Feſt ſein will.

Ihr erinnert euch wohl alle noch der Zeit, als ihr in der Kindheit noch nichts von Gott oder dem Schöpfer wußtet, von dem man euch ſpäter erzählte.

Ich glaube mich noch genau zu erinnern, wie beſtürzt ich war, als man mir ſagte, daß etwas Stärkeres im Unſichtbaren exiſtieren ſollte, ein ſtärkerer Herr als mein Vater es war, eine ſtärkere Macht als meine beiden Eltern mir waren. Wie frei war es vorher um mich im Hauſe geweſen, ehe dieſe Erklärung der Elternohnmacht über mich kam! Und wie ſeltſam wurde es mir bei dem Gedanken, daß, wenn ich einmal groß ſein würde, vom Vater fortkäme und meine eigene Frau haben würde, ein Gottherr, der ſchon über meinen Vater regiert hatte, immer noch da wäre, auch wenn meine Eltern tot wären, und daß er ewig wie ein Aufpaſſer über mir und meiner Frau ſitzen ſollte, ebenſo wie über allen Menſchen.

Ich empfand das demütigend. Das Erhabenſte in mir fühlte ſich gedemütigt; das Erhabenſte in mir wollte allein regieren. Das Erhabenſte dünkte ſich nicht erhaben zu ſein, wenn man ihm nicht vertraute, daß es unantaſtbar wäre. Es fühlte ſich beleidigt und erniedrigt, einen Aufpaſſer über ſich haben zu müſſen. Es war mir, als dürfte ich mich keinen freien unendlichen Gefühlen mehr hingeben, da meine Unendlichkeit nicht anerkannt wurde, da

immer nur von meiner „niedrigen" Endlichkeit ge=ſprochen wurde.

Es war mir wirklich unbequem beim Abend=, Morgen= und Mittagsgebet mit der Bitte um täg=liches Brot immer zu einem Herrn, der an einem aller Vorſtellung entrückten Ort wohnen ſollte, aufzuſchauen; einen Fremden aufſuchen zu müſſen, ich, der ich ſo voller Vertrauen geglaubt hatte, was ich nötig habe, ſchenke mir mein Vater, und dafür ſchenke ich ihm meine Liebe und werde leben, wie er es wünſcht und werde ſpäter mir ſelber helfen können.

Für das Brot, für den Rock, für die Wohnung, für Geſundheit und Wohlergehen, für die meine Eltern ſorgten, dankte ich bereits meinen Eltern. Nun ſollte ich jeden Abend noch einmal danken und ebenſo morgens und mittags, einem Herrn, von dem man ſagte, daß er alles, was ich von meinen Eltern erhielt, dieſen gegeben hatte. Dieſe waren alſo Schwächlinge und konnten ſich nicht helfen, ſo dachte das Kind für ſich.

Meinen Eltern zu danken, erſchien mir ſelbſt=verſtändlich, und ich tat es gern. Aber wenn meine Eltern von einem fremden Herrn und Schöpfer etwas angenommen hatten, ſo hatten ſie bereits gedankt. Die ganze Beterei war mir zu viel Dankerei und zu viel Bitten und Bettelei.

Warum ſchaffte mein Vater nicht alles ſelbſt an, was er brauchte? Warum mußte er immer alles von einem Gottherrn annehmen, und ebenſo meine Mutter, da doch beide arbeiteten? Und warum zeigte der

fremde Herr ſich mir nicht? Es war mir unverſtändlich, was ſeine ewige Unſichtbarkeit für einen Sinn haben ſollte.

Es hieß, er könne mich fortwährend ſehen, nur ich könne ihn nicht ſehen. Ich gewöhnte mir danach an, mich blitzſchnell im Zimmer umzuſehen, um zu erfahren, ob jener Herr nicht hinter mir ſtünde und ich ihn ertappen könnte.

Und als meine Mutter, wie ich fünf Jahre alt war, ſtarb und man mir ſagte, ſie wäre jetzt zu dem fremden Herrn gegangen und ſie hätte es dort viel ſchöner, da konnte ich das gar nicht faſſen. Was tat ſie denn bei ihm, da doch mein Vater und ich ſie ſo nötig hatten?

Und als man mir antwortete: nichts iſt beſtändig, nichts iſt wirklich, da hatte ich oft das Gefühl: vielleicht iſt das Nebenzimmer ſchon verſchwunden, während ich mich im anderen Zimmer befinde. Und ich ſah vorſichtig durchs Schlüſſelloch, ob das Nebenzimmer noch da wäre. Denn das verſtand ich: ſeit meine Mutter verſchwunden war und weder zum Frühling noch zum Sommer, noch zum Herbſt, noch zum Winter wiederkehrte und ihr Bett leer blieb am Morgen und am Abend, und ihr Platz am Eßtiſch leer blieb am Mittag und Abend, und ihr Platz am Nähtiſch am Nachmittag, und ihr Platz am Klavier leer blieb in der Dämmerſtunde, und ihr Platz in der Küche leer war am Herd und im Flur am Wäſcheſchrank und im Sommer unter dem großen Nußbaum und auf der Gartenterraſſe, — da ſah ich ein, es hatte ſich etwas Unfaßbares ereignet.

Und ich dachte: jener unsichtbare Herr ist doch mächtiger als mein Vater. Sonst hätte mein Vater meine Mutter von ihm zurückgefordert, und es würden ihre Plätze nicht alle leer geblieben sein. Und diesem Herrn, der die Mutter mir und die Frau meinem Vater genommen hatte, dem sollte ich morgens, mittags und abends weiter danken! Das war die reine Heuchelei, die man mich da lehrte.

Es steckte danach eine tiefe Furcht in mir vor dem unsichtbaren Ort, an dem jener fremde Herr wohnen sollte und Furcht vor dem Unsichtbaren selbst. War es wirklich so schön dort bei ihm, wie es alle sagten? Ja, warum blieben wir denn dann alle hier? Warum folgten wir denn nicht sofort meiner Mutter nach?

Und wie konnte man sagen, daß sie es jetzt schöner habe, wenn sie meinen Vater nicht hatte und uns Kinder, die sie liebte? Konnte sie es dann wirklich bei dem Fremden schöner haben und glücklich sein? Meine Mutter war für mich bei diesen Gedanken auf einmal nicht mehr meine Mutter, sondern eine kühle, fremde Dame, die dort hingegangen war, wo man sich besser unterhielt, und die wahrscheinlich meinen Vater und uns Kinder über besserer Unterhaltung vergessen hatte.

Aber das glaubte ich nicht. Ich stampfte auf und weinte zornig und warf mich schreiend auf den Zimmerboden und wollte zu meiner Mutter gebracht werden. Und als mein Vater gerufen wurde und er mich aufhob und mich auf seinen Schoß nahm und mir mit Tränen in den Augen versicherte: „Deine Mutter hat uns nicht vergessen," da stieß ich unter

Schluchzen hervor: „Warum holst du sie denn nicht endlich?“ Und mein großer starker Vater mußte wimmernd zugeben, daß es einen Stärkeren und Größeren gäbe als ihn, der die, die er einmal zu sich gerufen habe, nicht mehr hergeben wollte.

Für einen Augenblick sank da die Hochachtung für meinen Vater in meiner Kinderbrust von tausend auf null Grad. Eigentlich wollte ich meinem Vater nun nicht mehr gehorchen. Der Unsichtbare war stärker als er, und meine Mutter war bei dem Stärkeren. Ich wollte mich nur an den Unsichtbaren halten, weil auch meine Mutter zu ihm hielt.

Aber nun geschah das noch viel Unverständlichere, etwas, das mich ganz verwirrte, das alle meine Begriffe auf den Kopf stellte: mein Vater, der doch jenen Unsichtbaren, der ihm die Frau genommen hatte, hätte hassen müssen, wie ich folgerte — er faltete meine kleinen Hände in seinen großen Händen und sagte: „Laß uns zusammen zum Herrn beten. Dann kommen wir der Mutter näher.“

Ich ließ ihn beten und ließ ihn meine Hände falten und sah ihm mit offenem Munde zu, wie er sich demütig gegen jenen unsichtbaren, gewalttätigen Herrn benahm. Und wenn ich damals schon gewußt hätte, was Narren und ein Narrenhaus sind, so würde ich vielleicht gedacht haben: wir sind vor jenem Herrn alle zu Narren geworden. Und unser Haus, in welchem früher mein Vater und meine Mutter emsig und klug gewaltet hatten, das ist jetzt ein Narrenhaus geworden. —

Aber wie einfach, glückſelig und menſchenwürdig wäre mir die Welt erſchienen, wenn man dem Kind, auf die Frage, woher alles kommt — die jedes Kind einmal an ſeine Eltern ſtellt — die tiefnatürliche Erklärung gegeben hätte: „Liebes Kind, alles iſt ſeit Ewigkeit da. Nicht bloß wir ſind deine Eltern, alle Dinge ſind deine Eltern, ſo lange du klein und unbeholfen biſt. Achte gut auf alle Dinge. Alle haben dir etwas zu ſagen, alle können dir irgendwie helfen. Wir, die du deinen Vater und deine Mutter jetzt nennſt, wir, wenn wir ſcheinbar von dir fortgehen und du uns eine lange Zeit nicht ſehen ſollteſt, wir bleiben doch in allen Dingen, die du ſiehſt, um dich.

Wir Menſchen alle und alles Leben können die Geſtalten verändern, wenn wir es müde ſind, Menſchen, Tiere oder Pflanzen geweſen zu ſein. Aber wir gehen niemals fort, niemals ganz fort von dir, von der Welt. Vielleicht wird deine Mutter eine Wolke, vielleicht wird dein Vater ein Blitz, vielleicht werden wir Singvögel, vielleicht werden wir zuſammen eine Blume in einem Blumentopf an deinem Fenſter. Vielleicht werden wir ein paar Mondſtrahlen, vielleicht ein paar Sonnenſtrahlen. Vielleicht ſind wir ein Stück Brot, das du ißt, vielleicht ein Schluck Waſſer, den du trinkſt, vielleicht eine Uhr, die neben dir tickt, vielleicht ein Haus und ein Garten, in dem du wohnen wirſt.

Denn ſieh, es wird nichts um dich geben, was wir nicht werden können, und es gibt nichts um dich, was nicht ſo innig, ſo gut und lieb Freund zu dir

ſein kann, wie wir es jetzt zu dir ſind, während wir am Tiſch und am Bett bei dir ſitzen.

Und du kannſt überall zu uns kommen und nah bei uns ſein. Denn, ſieh, du biſt ſo gut wie wir in und bei allen Dingen zu Hauſe und ſollſt dich darum vor keinem Leben fürchten. Und kommt eine giftige Schlange in den Garten, und ſie beißt dich, und du willſt nicht ſterben, du willſt noch Menſch bleiben, dann wird die Schlange keine Macht über dich haben, und jemand wird dir von dem Gifte helfen können, vielleicht dein Vater, vielleicht ein Freund, vielleicht du ſelbſt.

Biſt du aber wirklich der Menſchengeſtalt müde, vielleicht durch eine tiefe Trauer, vielleicht durch ein ſo tiefes Unglück, daß du dein Unglück in anderer Geſtalt vergeſſen möchteſt oder durch das Alter deiner Geſtalt müde gemacht, dann wirſt du von ſelbſt die Geſtalt ablegen können, ohne dir Gewalt antun zu müſſen. Und dann werden alle Dinge ringsum dir wieder helfen, eine neue Geſtalt anzunehmen, die dir gut behagt. Aber ein Kind, wie du, wird noch kaum den Wunſch bekommen können, die Geſtalt ſchon zu wechſeln. Denn ſieh, ſo wie alle mit dir feſtlich ſein wollen, ſo wirſt du auch erſt in Menſchengeſtalt feſtlich geweſen ſein wollen, ehe du dich danach ſehnen willſt, zu verſchwinden und neu zu erſcheinen.

Deine Menſchengeſtalt haben du und wir alle mit Fleiß und Sorgfalt aufgebaut. Das Licht hat deine Augen ausgedacht, der Schall, die Muſik und die Menſchenſtimmen und alle Stimmen überhaupt haben deine Ohren ausgedacht. Und es iſt kein

Ding in der Welt, das nicht teil hat, irgend etwas an deinem Leibe ausgedacht zu haben.

Wir, dein Vater und deine Mutter, wir legten unſer Fleiſch und Blut zuſammen und die Wolluſt unſeres Atems und unſere Freude am Leben. Und ich, dein Vater, gab dir von meinem Mark, von meiner Lebenskraft, und deine Mutter gab dir von ihrer Lebensdemut und ihrer Lebenswärme.

Und als du fertiggebildet warſt im Schoße deiner Mutter, da hatte dich deine Mutter neun Monate unter ihrem Herzen getragen. Neun Monate litt ſie Beſchwerden und neun Monate wünſchte ſie Tag und Nacht, daß du gut, ſtark und tätig werden ſollteſt, ſo wie ſie ſelbſt es iſt, und dein Vater und deine Brüder und deine Schweſtern und alle Dinge, die um dich leben, es ſind.

Denn, wenn auch einmal ein Ding dir weh zu tun ſcheint und dir Trauer oder Schmerz bereiten muß, ſo mußt du bedenken, daß du auch manchen Dingen weh tun mußt und manchen Trauer bereiten mußt, denn das Leben beſteht nicht aus Freude allein, aber auch nicht aus Schmerzen allein.

Das Leben beſteht aus dem Wechſel von Freude und Leid, aus Lachen und Weinen, aus Erhebung und Erniedrigung. Und nur durch dieſen Wechſel kann es feſtlich beſtehen.

Aber es iſt noch eine andere Welt in der Welt, mein Kind. Alle Dinge, zu denen du mit den Händen und Füßen, mit den Augen und Ohren, mit deiner Menſchengeſtalt kommen kannſt, alle dieſe, denen du ſo dich nähern kannſt auf der Erde, ſie

und du ſelbſt leben noch in einer andern Welt, in einer weltfernen Welt. Und du und wir alle ſchicken unſere Geſtalt auf die Erde, ſo wie du deine Stimme über den Fluß hinüberſchicken kannſt, ſo wie du einen Brief in die Ferne ſchicken kannſt, oder ſo wie dein Schatten vor dir eilen kann oder ſo wie der Schatten einer Wolke, die oben am Himmel ſteht, unten über die Äcker der Erde gehen kann.

Oder wie das Licht der Sonne und des Mondes durch das Zimmer gehen kann, ohne daß die Sonnenkugel oder die Mondkugel ſelbſt durch die Tür in das Zimmer kommen. Oder wie du eine Blume, die ſtark duftet, im Dunkel riechen kannſt und ſie alſo bemerken kannſt, ohne ſie zu ſehen, ſo leben wir alle in zwei Welten zugleich.

Dort in der weltfernen inneren Welt, dort wohnt die Kraft aller Dinge. Dort wohnt alle unſere Kraft zuſammen. Dort gibt es dann nicht Vater, nicht Mutter, nicht Kinder. Dort ſind wir dann eine Stärke. Dort ſind tauſend Männer wie ein Mann, tauſend Frauen wie eine Frau, und dort ſind Mann und Frau ſo eng umarmt, daß ſie eine Kraft ſind, ohne Anfang und ohne Ende, eine ſtarke Schöpfer- und Liebeskraft. Und dort in der Weltferne ſind wir in jedem Augenblick, wenn wir uns in uns verſenken, wenn wir uns in hohen Gefühlen erheben und erhaben fühlen.

Dieſes aber, mein Kind, zu verſtehen und zu erfaſſen, dazu biſt du noch zu klein und mußt erſt in die Welt der nahen Dinge hineinwachſen, in die

Weltnähe. Und bis dahin ſollſt du bei Vater und Mutter bleiben, bis deine Menſchengeſtalt ſo kräftig fertig geworden iſt, daß du den Weg zu deiner inneren und weltfernen Welt allein finden kannſt.

Aber ganz allein brauchſt du dann auch dieſen Weg nicht zu gehen. Irgendwo auf der Welt iſt heute ſchon oder wird eine Lebensgefährtin jenes Weges zur inneren Welt für dich von ihren Eltern geboren und auferzogen.

Ihr wirſt du, wenn du willſt, begegnen, ſobald du groß genug biſt und du tätig genug biſt, um ſie von ihren Eltern empfangen zu können, und wenn du weiſe und kräftig genug biſt, um deinen Ernſt mit ihrem Ernſt und deine Lebensfreude mit ihrer Lebensfreude und dein Lebensmark mit ihrer Lebenswärme zuſammenlegen zu können. Dann wirſt du mit ihr das Lebensfeſt feiern und mit ihr ein Menſchenkind erſchaffen, wie wir dich geſchaffen haben, damit das Feſt ſich fortſetzt." —

Hätte man mir als Kind, aus einer befreiten Weltanſchauung heraus, auf meine Frage, woher das Leben kommt, woher die Dinge und die Menſchen kommen und gehen, natürlich und mich zum Leben vorbereitend, alſo geantwortet, dann wären mir ſchreckliche Stunden der Qual, ſchauerliche Mißklänge, unheimliche Dumpfheiten und dornige Verirrungswege erſpart geblieben.

Und hätte man noch betont: Das Leben iſt ein weiſes Feſt. Du ſollſt es klug zu feiern lernen, du ſollſt es aufmerkſam feſtlich erleben lernen; du wirſt an dem Feſt beſchaulich und tätig, Freude aufnehmend

und Freude ſpendend, gern teilnehmen; du wirſt verſtehen lernen, daß das Weltfeſt ſo mächtig iſt, daß es in ſeinem Wechſel von Freude und Leid ein Spiel von Erſcheinungen bedeutet, und daß es deine größten Schmerzen immer in tiefſte Freuden verwandeln kann.

Siehe, oft iſt das Leben wie eine Schlacht, in der du fallen mußt, um in einer anderen Geſtalt wieder aufſpringen zu können, um weiterkämpfen zu können. Denn auch eine Schlacht iſt ein Feſt!

Feſtlich iſt das Leben immer, ob du gehen lernen darfſt oder ſchreiben und leſen lernen ſollſt. Und wenn du krank liegen mußt, zwiſchen Schmerzen und Geneſungshoffnung, in den Nächten wach liegen mußt, mache dich geduldig, mache dich demütig. Haſſe deine Schmerzen nicht. Lerne ſie verſtehen, denn ſie wollen wie die Freuden dir helfen zu einer Verjüngung deines Körpers, helfen zu einer Verjüngung deiner Schöpferkraft.

Sei darum gütig zu deinem Leib, wenn er dich auch plagt, weil er dich verjüngen will. Sei verſtändig und gehorſam ſeinen Mahnungen zur Verjüngung. Dann wird dir auch die Krankheit zum Feſt, verklärt von der Hoffnung der Verjüngung und Geneſung.

Horche immer auf alle Lebensregungen um dich. Denn die Kräfte aller Leben ſind in dir. Du kannſt alle Leben verſtehen, wenn du willſt, und alle Leben verſtehen dich.

Denn es iſt nur ein Schein, daß du getrennt, ſcheinbar einſam oder verlaſſen umhergehſt. Du biſt

nicht bloß der Menſch, den du im Spiegel ſiehſt. Du biſt zugleich mit deiner inneren Welt in allem Leben, und alle Erſcheinungen und Geſtalten ſind in dir.

Bedenke immer: du haſt die größte Macht, und hatteſt ſie ſeit Tauſenden und Tauſenden von Jahren, das Feſt des Lebens zu feiern, und wirſt dein Schöpferfeſt weiterfeiern, Tauſende und Tauſende von Jahren ohne Ende.

Durch deine äußere Welt biſt du wirklich, durch deine innere Welt unwirklich zugleich. Und durch deine Schöpferkraft verwandelſt du die äußere Welt und bleibſt doch unverwandelbar in deiner inneren Welt ewig leben.

Und dieſes, o Menſch, genießend und feſtlich zu verſtehen, dazu wird dir jeder Augenblick auf Erden Erkenntnis geben, und du wirſt es an allen, die mit dir feſtlich lebend ſind, ebenſo erkennen, wie an dir, daß du wirklich und unwirklich zugleich biſt.

Und wenn dich die Wirklichkeit ermüdet, wirſt du an der Unwirklichkeit ausruhen können. Und wenn dich die Unwirklichkeit ermüdet, wirſt du zur Wirklichkeit zurückkehren können.

Aber du brauchſt nicht zu fürchten, daß du die Menſchengeſtalt, die du augenblicklich angenommen haſt, und die dein augenblickliches Kleid im Weltfeſt iſt, daß du dieſe immer ablegen ſollſt und ſterben ſollſt, wenn du dich nach Unwirklichkeit ſehnſt.

Sieh, an jedem Abend legſt du mit deinen Kleidern auch deine Geſtalt hin auf die Erde und läßt beide ausruhen, damit ſie ſich nicht ſo ſchnell

abnützen. Denn du haſt beide lieb und gönnſt ihnen, Kräfte zu ſammeln.

Und wenn du einmal groß biſt und größere Tätigkeit haſt, als ein Kind ſie hat, und größere Kräfte hergeben mußt und deshalb auch wieder größere Kräfte und größere Ruhe ſammeln mußt, ob du nun als Mann oder als Weib geboren biſt, ſieh, die Nächte können dann nicht länger gemacht werden, um dir größere Erholung zu geben. Aber die Ruhe um dich kann tiefer gemacht werden.

Dann wirſt du, um tiefſte Ruhe zu finden für deine männlichen Kräfte, oder ein Weib wird, um tiefſte Ruhe zu finden für ihre weiblichen Kräfte, die Arme ausbreiten, und Mann und Weib, die ſich lieben, werden ſich im Dunkeln umarmt niederlegen, und ihre Körper werden ſich einander wie ihre Lippen den tiefen Kuß der Liebe geben, und ſie werden das Lebensfeſt der Liebe feiern.

Und ſie werden für Augenblicke tiefer ausruhen können als je, ſo tief, als hätten ſie ihre Geſtalt wie im Tod abgelegt.

Dann in der Liebesumarmung finden ſie ſich nicht bloß in der Weltnähe wieder und nicht bloß in der Weltferne, ſondern ſie ſind in ihrer Schöpferkraft eins geworden, in der Schöpferkraft, in der ſie am Tage getrennt gearbeitet hatten auf Erden.

Und das iſt der tiefſte Augenblick des Weltallfeſtes jedes Lebens und der höchſte eines ganzen Lebens zugleich. Dann, in dieſem Liebesaugenblick, iſt in beiden, im Mann und in der Frau, tiefſte Ruhe der Ewigkeit und höchſtes Schaffen der Ewigkeit tätig.

Aber ſieh, es iſt noch ein Ausruhen möglich und eine Einkehr in deine Unwirklichkeit, wenn dich die Wirklichkeit ermüdet, ohne daß du ſterben mußt und die Geſtalt wechſeln ſollſt.

Wenn der Mann das Weib nicht gefunden, noch nicht gefunden oder wieder verloren hat, oder wenn beide ſich vorbereiten wollen, die ſich gefunden haben, zum Liebesfeſt, dann ſind Leben da, Schöpfungen, die jeden an die Schwelle der inneren Welt führen können.

Das ſind die Werke der Künſtler, Lied und Gedicht, ein Bild, eine Bildſäule und die Muſik, Ausſprüche der Weisheit und ſtille Betrachtungen, die du mit offenen Augen, offenen Ohren, offenen Herzen empfangen ſollſt.

Ein Gedicht, ein Gemälde, eine Bildſäule, ein Muſikſtück — das ſind Leben, die ſich dir zum Wechſel bieten, zum Ausruhen von der Wirklichkeit und zum Vorbereiten für dein Feſt der Lebenstätigkeit und für das Feſt der Liebe.

Dieſe künſtleriſchen Schöpfungen ſind in die Tagestätigkeit geſtreut wie die Träume in die Nachtruhe. Alle Kunſtwerke erinnern dich am Tage an dein inneres Leben, ſie ſind in den Tag geſtreute Ewigkeitsbilder des inneren Lebens, während deine Nachtträume Augenblicksbilder deines äußeren Lebens ſind, in die Nachtruhe gegeben.

Kunſtwerke und Träume, beide ſind Echos zweier entgegengeſetzter Welten; Kunſtwerke ſind Echos der inneren Welt; Träume ſind Echos der äußeren Welt. —

Nun geh, mein Kind, lerne zuerſt die Regeln und die Feſtregeln. Denn jeder Geſtalt auf Erden ſind andere Feſtregeln geboten, damit das ganze Weltſpiel ein Feſt bleibe und kein Chaos werde.

Lerne die Regeln des äußeren Lebens, das ſind die Staats- und Geſellſchaftsgeſetze deiner Zeit, kennen, und die Ahnungen der Regeln des inneren Lebens werden bereits in dir dämmern, bis du erwachſen biſt und dich dann in die Geſetze des inneren Liebeslebens vertiefen kannſt und Überblick erhältſt über das große herrliche Feſt, das wir alle im Weltall feiern, in dem wir alle zuſammen Schöpfer und Geſchöpfe bedeuten, und neue Geſetze und Wandel ſchaffen, wenn wir reif geworden ſind." —

Einem Kind, dem alſo von der erſten Frage an bis zum Verlaſſen des Elternhauſes verkündet wird, daß es unwirkliche und wirkliche Kräfte beſitzt, daß ſein Weſen das Weſen aller Dinge iſt, daß es feſtlich an der Seite der Eltern das Feſt der Tätigkeit, das Feſt des Wachſens zu allen Dingen hin erleben wird, dem man ſagt, auch wenn Vater und Mutter ſterben, ſind ſie in aller Geſtalt immer da, ſie ſind nicht zu einem fremden Mann gegangen, nicht in ein fremdes unfaßbares Reich eingegangen, wo es ſchöner iſt, und haben nicht ihr Kind in einer häßlicheren Welt zurückgelaſſen, ſie ſind immer dageweſen und werden immer da ſein in des Kindes eigener Schöpferkraft und in der Kraft ſeiner Lebensgeſpielen um ihn — für dieſes Kind, dem das Leben als ein ewiges weiſes Feſt er-

klärt wurde, gibt es keinen Tod, für dieſes Kind gibt es keine Zeit und kein Alter; für dieſes Kind gibt es keine Häßlichkeit ohne Schönheit.

Für dieſes Kind gibt es keinen Schmerz ohne Freude. Im Gleichgewicht ſeiner wirklichen und unwirklichen Welten und im Bewußtſein ſeiner unerſchöpflichen Schöpferkraft und in der Erkenntnis ſeines ewigen Daſeins, im Wiſſen, daß es vor tauſend Jahren war, ſchöpferiſch wie heute, feſtlich wie heute, und daß es in Tauſenden von Jahren immer noch ſein wird, feſtlich wie heute, wird es, wenn es dies alles täglich gehört hat, geduldig, demütig und lächelnd, ſtolz, friſch und fröhlich, mutig und todesverachtend und weltallfeſtlich aufs Leben und auf die Liebe ſehen.

Die Naturunſchuld, die Naturweisheit und die Naturluſt werden in ihm bis an ſein Lebensende ungebrochen bleiben und werden ſeine Menſchengeſtalt feſtlich auf Erden führen und aus ihm feſtlich wirken.

Welch ein unerſchöpflicher, unentdeckter und noch unangetaſteter Reichtum dem Menſchenleben dargeboten wird, wenn es ſich nicht mehr von einem ſogenannten höheren Weſen unterjocht fühlen wird und von keiner Erbſünde belaſtet, wenn es ſeine Kraft frei auf ſein Ich, auf das Wohl der mit ihm Lebenden richtet — das zu ermeſſen, bleibt jedem Herzen gegeben, das ſich aufmacht und ſich als Schöpfer und Geſchöpf fühlen will und das Leben als eine Feſtlichkeit anſehen will, — eine Feier von wirklicher und unwirklicher Welt, eine Feier der Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit, ein unerſchöpf-

liches Fest, bei dem jeder zugleich Festgeber und Gast ist, jeder in anderer Gestalt, jeder mit anderen Tätigkeiten und Genußfähigkeiten, jeder in anderen Würden und anderen Wirkungskreisen, jeder den anderen feiernd und ihn als Kraft von seiner Kraft anerkennend, Menschen, Tier, Pflanzen und alle Dinge.

Der Schauspieler, der bei der Festvorstellung des Lebens den König spielt, und der andere Schauspieler, der bei derselben Festvorstellung den Bettler machen muß, und der, der den Gesunden und der, der den Kranken darstellen muß, und der, der den Witzigen und der, der den Dummen spielen soll — die sollen verstehen, daß hinter jeder Rolle ihre Schöpferkraft steht, die sich in der nächsten Festvorstellung sofort in eine andere Gestalt verwandeln kann. Sie werden verstehen, daß sie nur als augenblickliches Geschöpf die Rolle im Feste spielen. Und daß sie dem Fest gerecht werden sollen und keine Spiel- und Festverderber werden sollen, das fordern alle Leben auf Erden von ihnen. Das fordert, wenn sie sich ehrlich fragen, ihr eigener Schöpfertrieb. Und nichts anderes haben sie auf der Erde zu erfüllen, als festlich tätig zu sein, um festlich feiern zu können.

Wo und wie soll ich anfangen, so festlich zu werden? — Wenn mich das ein Erwachsener fragen würde, einer, dem man nicht als Kind vom Lebensfest erzählt hätte, so würde ich ihm sagen: „Du brauchst nicht erst anzufangen, anders zu werden. Du bist es schon, was du sein willst. Du bist in diesem Festglauben geboren. Sage mir nicht, daß du

es nicht fühltest, daß du festlich geboren bist, festlich auch in den tiefsten Sorgen, festlich auch bei dem größten körperlichen Leid.

Du bist nie anders gewesen als festlich, du konntest auch nie anders sein. Was dir aber gefehlt hat, das war das Bewußtsein deiner Festlichkeit und deiner Schöpferallmacht. Mache dir deine Weltallkraft bewußt, macht es euch alle bewußt, daß Geburt, Liebe und Tod zusammen eure wirkliche festliche und eure unwirkliche festliche Welt bedeuten, daß ihr ewig und unerschöpflich die unsterbliche Schöpferkraft selbst seid.

Macht dieses euch bewußt, sagt es einer dem andern; macht es den Kindern bewußt, ruft es den Leidenden und den Kranken in die Erinnerung; sagt es euch selbst, wenn ihr die Liebsten um euch sterben seht, wenn ihr selber leidet und sterben wollt; sagt es in eurer Todesstunde euch und denen, die ihr beim Sterben verlassen müßt.

Sagt dieses auch den Hochmütigen, den Tyrannischen, den sich übermächtig Aufmachenden; sagt es den Gedemütigten, den Erniedrigten, den Lebensmüden: Alles gehört ihnen im Weltall und nichts. Alles sollen sie als Gast genießen und alles als Gastgeber hergeben beim unerschöpflichen Fest ihrer Schöpferkraft.

Wenn ihr euch umseht in der Welt, — in jeder Handlung, in jeder Lebensgestalt fühlt ihr überall Schöpferkraft, nicht bloß in den Menschen. Alle Gestalten sind gestaltgewordene Schöpferkraft. Ihr müßt die Tiere nicht dumm nennen, die Steine nicht

gefühllos nennen, die Bäume und Pflanzen nicht als unverständige Wesen ansehen.

Ja, selbst die Dinge, die ihr aus eurer Schöpferkraft, aus eurem Geist, aus den Gestalten der Erde zusammenfügt, den Tisch und den Stuhl, den ihr euch gezimmert habt, das Bett und den Schrank, eure Werkzeuge und eure Maschinen, — vom Augenblick, wo ihr sie schuft und sie benennt, sind es Wesen von eurem Geist geworden, lebende Gebilde eurer ewigen Schöpferkraft.

Denn auch die toten Dinge haben durch euch äußeres Leben und innerstes Leben erhalten. Ihre Gestalt wird wie eure Gestalt abgenützt und abgelegt, aber ihre Schöpferkraft geht nicht verloren, und diese Dinge werden sich aus euch wiedergestalten.

Denn auch die toten Dinge sind zum Feste gekommen, auch sie leben festlich. Auch sie werden krank, auch sie werden müde, denn auch sie arbeiten für euch, indem sie euch nützen, auch sie werden alt wie ihr, auch sie haben ihre bestimmten Festgesetze, die aber natürlich grundverschieden von denen der Menschengestalt sind.

Wenn ihr euch tief zu eurer inneren Welt zurückzieht oder euch zu ihr erhebt, so könnt ihr das Lebensgesetz, die Schöpfungsidee, der Schöpfungsgenuß, die jeder Gestalt zugrunde liegen, verstehen, denn ihr wißt im Grunde alles.

Ihr dürft aber die Dinge um euch nicht mit euren Menschengesetzen messen. Ihr sollt nicht sagen: „Schrank, sprich Menschenworte, wenn du lebst, wie ich. Dann will ich dir dein Leben glauben."

Ihr könnt nicht sagen: „Tisch, bewege dich mit deinen Beinen vorwärts wie ein Tier. Dann werde ich dir glauben, daß du lebst.“

Ihr sollt nicht sagen: „Stuhl, verneige dich vor mir. Dann will ich dir glauben, daß du lebst.“

So sollt ihr auch nicht zum Stein sprechen: „Friß Fleisch und weine Tränen!“ Und da er das nicht kann, verachtet ihr ihn und nennt ihn leblos.

So könnt ihr nicht zum Baume sagen: „Trage beliebige Früchte, wenn ich es befehle, damit ich erfahre, ob du meine Menschenstimme hörst und dich mir verständlich machen willst.“ Oder: „Baum, fliege fort wie ein Vogel und komme aus dem Tal auf den Berg.“

Ihr werdet nicht zum Pferde sagen können: „Wenn du menschenähnlich bist, dann gehe aufrecht wie wir Menschen auf zwei Füßen dein Leben lang.“

Und zum Vogel dürft ihr nicht sagen: „Du kannst nicht so klug und so festlich sein wie wir, weil du nicht in Häusern mit vielen Zimmern wohnst, weil du keine Menschengenüsse kennst, keine Menschenbücher, keine Menschenbilder, keine Menschenmusik verstehst.“

Darauf muß euch euer Weltallverstand antworten, der ebenso im Vogel, zu dem ihr sprecht, wie in euch regiert: „Wenn du fliegen könntest, Mensch, von Ast zu Ast, so würdest du zwischen Blüten erfahren, in welch herrlicher Welt ich lebe. Die Blüten, die für dich, Mensch, klein sind, sind für mich, den kleinen Vogel, so groß, daß, wenn sie in deiner

Welt wären, ſie im Verhältnis zu dir ſo groß wie dein Kopf ſein würden und noch größer, ja, manche Blumen wären ſo groß wie du ſelbſt.

Denke dir, in dieſem wunderbaren Reich zu fliegen unter Millionen mühlſteingroßer Blüten! Wenn du dann fliegen dürfteſt; wenn du in den Äther hinaufſteigen könnteſt, wie ich, kleine Lerche, nur getragen von dir ſelbſt, ſo wie dich deine Füße über die Erde tragen, aber nicht getragen von Flugmaſchinen, von Motoren; getragen von dem Drang in deiner Bruſt. Stelle dir vor, dich hoch, hoch von aller Welt und Wirklichkeit entfernen zu können, getragen von dem Liebesdrang im Äther ein Liebeslied zu jauchzen, um der Geliebten zu zeigen, wie hoch deine Liebe auch deinen Körper über alle Dinge erhebt.

Welch ein Feſt, Menſch, würdeſt du dann fühlen! Würdeſt du nicht gerne die Bücher, die Säle, die Bilder und deine Menſchenkunſt verlaſſen?

Tu es, und nimm im nächſten Leben die Geſtalt einer Lerche oder die einer Nachtigall an; denn es iſt dir ja ein kleines, dieſes zu tun, wie es mir ein kleines ſein wird, Menſch zu werden, wenn mich mein Vogeldaſein ermüden ſollte und mich ein innerer Wunſch zur Menſchengeſtalt hindrängen ſollte.

Meine Schöpferkraft iſt auch deine Schöpferkraft. Du kannſt mir nachfühlen, auch ich kann dir nachfühlen. Wir ſind verſchieden und doch nicht verſchieden voneinander, da wir beide wirklich und unwirklich leben, da wir beide im äußeren Leben

ſcheinbar getrennt ſind, im inneren Leben aber unzertrennlich dasſelbe ſind, Beſitzer einer und derſelben ewigen Schöpferkraft."

So würde der Verſtand des Vogels zu dir ſprechen, o Menſch, wenn dein Verſtand ihn fragen würde. Und ſo wird jede Geſtalt des Lebens, jedes Lebeweſen, wenn du willſt, dir ihr äußeres Leben verſchieden von deinem erklären, aber im inneren Leben ſeid ihr ein und dasſelbe, ihr Menſchen, Tiere, Pflanzen, Steine und Dinge.

Ihr ſteht alle zuſammen in Fühlung, in Verſtandes- und Gefühlsfühlung, geboren unter verſchiedenen Geſetzen, aber alle ſeid ihr dasſelbe, die eine einheitliche Schöpferkraft, die im äußeren und inneren Leben das ewige Schöpfungsfeſt feiert.

Keine Schöpferkraft ſteht über euch; die Kraft liegt in euch. Alle Geſtalten haben ſich zuſammen ausgedacht, und es wohnen alle Geſtalten deshalb auch in jedem einzelnen von euch. Das große Feſt zerfällt in viele kleine Feſte, und alle Feſte zuſammen bilden das Schöpfuugsfeſt, das immer war und immer ſein wird, und bei dem ihr immer anweſend wart und anweſend ſein werdet, und bei dem ihr mitgeſchöpft habt und immer mitſchöpfen werdet.

Kommt aber da einer und ſagt mir: Was hat es für einen Sinn, dieſes ewige Sichverwandeln, dieſes ewige Schaffen ohne Ende? Wo will das Schaffen hin? Wenn auch Schaffen Genuß iſt, wird dieſer Genuß nicht eintönig?

So frage ich dich zurück: Hat dein Herz in den neunzig Jahren, die du vielleicht gelebt, eine einzige Stunde ſtillgeſtanden? Hat nicht dieſer kleine Muskel eine Titanenaufgabe erfüllt? Wie kannſt du denn da mit dem Hauch einer Sekunde zweifeln wollen an der unerſchöpflichen Luſt der Schöpfungskraft, wenn dein eigenes Herz dich Lügen ſtraft?

Dieſes ſoll dir aber nicht genug Erklärung ſein. Ich will dich gar nicht erinnern, wie ſehr du als Kind nach dem Leben verlangteſt und dich ſehnteſt, mithelfen, mitleben, mitfeiern zu dürfen. Ich will dir nur ſagen, wenn du ein alter Mann oder eine alte Frau biſt, die mich ſo fragt: erinnere dich, als du in der Mitte deines Lebens ſtandeſt, auf der Höhe deiner Schöpferkraft, als du dir vorkamſt, als wenn alles dir gelingen würde und dein Körper noch ſtolz war, dein Blut ſpielend durch deine Adern lief, dein Rücken, dein Knie, deine Ellenbogen, deine Gelenke alle herrlich elaſtiſch waren, dein Geiſt mutig und dein Herz voll Wohlbehagen — würdeſt du da geſagt haben: Es iſt eintönig, ein Menſch zu ſein?

Und wenn dir in der Fülle deiner Kraft, dir, Mann, das Weib gegenüberſtand, das du liebteſt und das dich wiederliebte, und nach dem du vor Sehnſucht brannteſt, ſobald ſie dich anſah, und ſie vor Sehnſucht herrlich demütig wurde, wenn du ſie anſahſt; oder wenn dir, Weib, der Mann, nach dem du verlangteſt, begegnete, glaubſt du, Menſch, daß dann dieſer Augenblick eintönig war?

Glaube mir auch, daß, wenn du diesen Augenblick wieder erleben würdest, in anderer Gestalt, wieder auf dem Gipfel deiner Kraft, glaube mir, er wäre in keiner Lebensgestalt eintönig. Der Liebesaugenblick ist bei allen Gestalten ein Augenblick von unerschöpflichster Seligkeit und Lebenslust und höchster Lebenshöhe.

Ob du in einer Blüte bist mit deinem Weibe und der eine von euch ist Stempel und der andere ist Staubfaden, oder ob du ein Tiermännchen bist und dein Weib ein Tierweibchen irgendwelcher Tiergestalt, oder ob du als Atom in den Steinen liegst, zusammengepreßt in Kalk- oder Sauerstoffverbindung, — wo und wie du dich auch mit deinem Weib gestaltet hast, überall wirst du den Lebenshöhepunkt auf dem Gipfel deiner Kraft im Liebesaugenblick finden, in der Liebesumarmung, wobei du, Mann, und du, Weib, euer inneres Leben und euer äußeres so dicht zusammenlegt, daß ihr in der Schöpferkraft eins seid.

Und in diesem Augenblick erkennt sich die Schöpferkraft selbst. In diesem letzten Augenblick der höchsten Liebesvereinigung, des tiefsten Ineinandersinkens erlebt ihr ein größeres Sichselbstvergessen als im Tod und zugleich ein höchstes Sichselbstbetätigen, einen stärkeren Augenblick, als der war, da ihr ins Leben tratet, stärker, als es eure eigene Geburt für euch war und alles, was ihr im Leben tatet.

Und aus dem fortpflanzenden Liebesaugenblick heraus, der aller Lebewesen höchstes Fest ist, höher

als das Geburtsfeſt und höher als das Todesfeſt, der das Feſt der neuen Verwandlung iſt, könnt ihr, wenn auch eure Lebensgeſetze euch von allen anderen Leben trennen, den Weg zur Verſtändigung mit allen anderen Geſtalten finden. Denn in der Liebesluſt gipfelt die Luſt aller Leben, — der Liebe ſtreben alle Leben im Weltall zu.

Außer der Liebe gibt es im ganzen Weltall keine höhere Seligkeit, für jede Geſtalt bedeutet die Liebe die höchſte Lebenshöhe, ſie iſt für alle Leben das einzige Lebensziel, die höchſte Lebensfeſtlichkeit, die das Weltall kennt. —

Aber ihr werdet mir ſagen: der Schrank gebiert doch keine Schränke, der Tiſch und der Stuhl doch keine Tiſche und Stühle! Wo iſt das Liebesfeſt und der Schöpfungsakt bei den toten Dingen?

Der Schreiner, der den Schrank ausgedacht hat, iſt Vater und Mutter des Schrankes. Ihr habt doch gehört, daß alle Dinge zu euch Vater und Mutter ſein können. Alle haben etwas an euch geboren. Und da der Schrank ein zugehöriges Stück zum Menſchen iſt, ſo mußte er auch von einem Menſchen zuerſt für das Menſchenleben geboren werden.

Denn, ſeht, Wünſche ſind ſo gut Lebeweſen, wie es Gedanken ſind. Der Leib des Menſchen ſprach zum Kopf des Menſchen: Bau mir einen Behälter für meine Kleider. Und der Kopf des Menſchen ſprach: Du, Leib, dem ich diene, ſo wie du mir, Kopf, dienſt, ſchicke deinen Wunſch tief ins Herz, ſo daß

er ein Herzenswunſch wird. Dort laß ihn rufen und ſich ſehnen nach Vereinigung mit einem Gedanken in mir, Kopf.

Und ſeht, der Leib tat ſo und ſchickte den Wunſch zum Herzen, wie er es mit allen Wünſchen tun muß, wenn ſie etwas erreichen wollen.

Und im Kopf machte ſich der Gedanke auf, der längſt für dieſen Wunſch vorbereitet war, ſo wie ein Mann geboren iſt für eine Frau. Und Gedanke und Wunſch kamen zum Herzen und umarmten ſich im Herzen. Und die Schöpferkraft, die ſie erzeugten, ſetzte den Menſchen in Bewegung.

Und der Menſch nahm die Bretter, die er aus einem Baumſtamm geſägt hatte, und ſeine Hände ſetzten die Bretter zum Schrank zuſammen. Und ſiehe, Wunſch und Gedanken, vereinigt im Herzen, freuten ſich über ihr Geſchöpf, den Schrank, den ſie geſchaffen.

Und als der Leib ſeine Kleider dann in den Schrank legte, war der Wunſch befriedigt, und auch der Gedanke war befriedigt. Und der Kopf nickte auf dem Leib, und Wunſch und Gedanke, beide ſahen ihr Werk, den Schrank, an und freuten ſich feſtlich.

Und ſo, aus Wunſch und Gedanken, aus dem Liebesakt von beiden im Herzen des Menſchen, wurden alle Dinge geboren, die der Menſchenleib nicht vorfand, und die der Wunſch und der Gedanke für das Menſchenleben ſchaffen mußten. Doch das Leben ſolcher geſchaffenen Dinge kann natürlich nicht ſeinen Zweck ändern, und es endet, wie alle Leben, bei der Zweckerfüllung. Wir können nicht zum Schrank

ſagen: „Sei du heute die Treppe des Hauſes oder gib uns heute Licht wie die Lampe.“

Erfüllen die Dinge ihren Zweck gut, ſo ſind ſie gutgeratene Dinge und können lange leben.

Der Zweck eines Gegenſtandes iſt ſozuſagen das innere Leben des Gegenſtandes. Der Zweck bedingt die Geſetze des Gegenſtandes, unter denen derſelbe leben ſoll, und von denen ſeine äußere Geſtalt bedingt iſt. Die Gegenſtände leben darum innerlich und äußerlich, wie die Menſchen, die auch für ihre Menſchengeſtalt ihre Geſetze und ihren Zweck von ihrer Weltferne für ihre Weltnähe vorgeſchrieben bekommen haben.

Da der Schrank ſozuſagen ein Glied iſt am Menſchenleben, ſo kann er nicht ſich ſelbſt und keine neuen Schränke erzeugen; denn dein Arm an dir bringt auch keine neuen Arme hervor, dein Kopf ſetzt keine neuen Köpfe zwiſchen deine Schultern, weil er ein Glied an dir iſt; die Glieder ſelbſt pflanzen ſich nicht an dir fort. So pflanzt ſich auch kein Schrank fort, der ein Glied deines Menſchenlebens bedeutet, da du ihn dir für deinen Leib geſchaffen haſt.

Und Glieder des Menſchenlebens ſind alle Gegenſtände, die du dir zum Leben ſchaffſt, wie der Schrank, wie der Stuhl, wie der Tiſch, wie die Lampe, wie dein Haus, wie dein Kleid, wie alle Maſchinen und alle Kunſtwerke, die du dir zur Erhaltung deines Leibes und deines Geiſtes erſchaffen haſt, das heißt, zum Feſt deines Menſchenlebens, deines inneren und äußeren Daſeins.

Du wirſt jedoch, wenn dein Arm ſeinen Zweck erfüllt, aber ſich nicht an dir fortpflanzt, nicht behaupten wollen, dein Arm ſei kein lebendes Weſen, er ſei ein totes Ding. Er beſteht aus lebenden Schöpferatomen ſo gut wie die Bretter des Schrankes. Sie ſind ja gewachſen, die Bretter, als der Baum wuchs, dem ſie angehörten.

So iſt dein Arm gewachſen vom Mutterleibe an bis zum Tage, wo dein Wachstum ſtillſtand. Aber da er jetzt nicht mehr weiterwächſt, dein Arm, und da die Bretter des Schrankes nicht mehr weiterwachſen, ſind ſie deshalb doch nicht tot.

Frage nur den Schreiner, ob der Schrank nicht lebt. Wenn er neu und das Holz zu grün iſt, werfen und ſpannen ſich die Bretter. So wie das Fleiſch deines Armes für Wärme und Kälte empfindlich iſt, ſo iſt das Fleiſch des Schrankes, das heißt, ſeine Bretter ſind für Wärme und Kälte empfindlich und leben. Und ſo wie dein Arm im Alter mürbe wird und lahm und müde und die Friſche und die Lebensluſt einbüßt, ſo geht es mit dem Schrank. Sein Holz wird mürbe, und das Holz kann Krankheiten bekommen durch Feuchtigkeit und Näſſe. Wucherungen entſtehen, ſo wie in deinem Fleiſch, ſo auch im Holz.

Und nicht bloß dem Holz und deinem Arm ergeht es ſo. Frage die Baumeiſter, die ſich auf Eiſen und Stein verſtehen. Frage die Gärtner, die ſich auf Erde verſtehen. Eiſen, Stein, Erde, wenn ſie lange gelebt haben und dem Weltfeſt dienten und genug mitgefeiert haben, Stein, Eiſen und Erde können

krank, müde, mürbe und untauglich werden. Und wenn sie von den Menschen zu Gegenständen verarbeitet waren, dann können sie, wenn sie müde werden, auch nicht mehr ihr inneres Leben, nicht ihren Zweck mehr erfüllen.

Da aber mit den Gegenständen — die wir nur mit erweiterten Gliedern unseres Menschenlebens vergleichen können, wenn wir sie in ihrer Gestalt betrachten und verstehen wollen — also nur ein Teil von uns, ein Glied von unserem Leib stirbt, sind wir auch nicht so traurig, wenn wir diese Gegenstände sterben sehen, als wenn wir ganze Menschen sterben sehen. Denn der Verlust eines Armes, eines Zahnes, eines Ohres, eines Beines ist uns wohl sehr wichtig, aber doch nicht so wichtig als der Verlust einer ganzen Menschengestalt.

Sehen wir aber von der Gestalt ab und denken, daß Lebensatome, Lebenskräfte, mit den Gegenständen oder mit den Gliedern, die wir verlieren, um uns verschwinden, so können wir, wenn wir uns auf einen höheren Empfindungsstandpunkt stellen, uns sagen: die Atome und Kräfte dieser Gegenstände oder Glieder sind ebensowenig wie die Menschenatome und ihre Atomkräfte, die mit dem einzelnen Menschenleben scheinbar aufhören, verschwunden. Sie wirken seit Ewigkeit und wirken in Ewigkeit fort. Die Schöpferkraft in uns, die den Schrank gebaut hat, und die den Menschenarm zum Menschenleib aus Wunsch und Gedanken geschaffen hat, diese gibt dem Schrank ähnlich ewiges Leben, wie sie dem Menschenarm es gegeben hat.

Ich will damit ſagen: die Entſtehung des Schrankes aus Wunſch und Gedanke gehört wie der Menſch im letzten Grunde der Urſchöpferkraft aller Leben an. Und die iſt nicht weniger ewig zu nennen, ob ſie nun Glieder des Leibes, wie Arme, oder ſogenannte tote Dinge, wie Schränke, ausdenkt.

Mit dieſer Auseinanderſetzung habe ich darauf hinweiſen wollen, daß nicht bloß der Menſch zum Menſchen reden ſoll und kann. Sondern Tiere, Pflanzen, Bäume, Steine, Erde, Holz, da ſie mit dem Menſchen Weſen und Glieder desſelben ewigen Lebens ſind, ſo können ſie und auch die „toten" Dinge ihr Leben einander und den Menſchen mitteilen. So gut wie der Vogel den Menſchen überzeugen kann, wenn letzterer ſich in des Vogels Leben vertieft, wie ſchön es dieſer in der Luft hat, ſo können auch die Gegenſtände im Zimmer zum Menſchen überzeugend reden und können von ihrer Zufriedenheit, von ihrer Friſche, von ihrem Alter, ihren Krankheiten und ihren Erinnerungen zu dir, Menſch, reden.

Und dieſe Gedanken und Gefühle, die dir, Menſch, beim Anblick toter Dinge im Herzen zu reden beginnen, *das iſt die Sprache der ſtummen Dinge.* Höre darum deinen Gedanken und Gefühlen zu, wenn du vor der Welt und ihren Dingen ſitzt. *Die Gedankenſprache und Gefühlsſprache iſt die Weltallſprache.*

Der Gedanke und das Gefühl ſind die Stimme, mit denen die Geſtalten des Lebens, die Lebeweſen und die von den Menſchen geſchaffenen Gegenſtände,

ſich deinem Herzen und ſeiner Schöpferkraft verſtändlich machen wollen.

Mal wollen ſie dich mit Gedankenſendungen unterhalten, mit Gefühlserinnerungen; mal wollen ſie dich durch Gedankeneingabe um Hilfe bitten, daß du tätig wirſt und ihnen beiſpringſt; mal wollen ſie dir ſelbſt helfen, daß du aufmerkſam wirſt und nach einer Gefahr, die dir droht, dich umſiehſt. Mal wollen ſie dir klagen, daß ſie müde ſind und ſterben wollen und die Geſtalt wechſeln möchten. Mal wollen ſie dir in ihrer Tätigkeit gefallen und deinem Gefühl mit ihrer Farbe und mit ihrer Linie mitteilen, wie ſchön, ſtark und ewig das Lebensfeſt iſt.

Sage darum niemand, daß nicht im Menſchenleben die ganze Welt zu uns kommen kann und wir nicht zur ganzen Welt kommen können. Die Gedanken ſind die Klänge und Worte der Feſtlichkeit, und das Gefühl gibt die Rhythmen und den Takt an, mit dem uns das Weltallfeſt jeden Augenblick anders umgibt.

Gedanken und Gefühle ſind die Sprache, die die Weltalleben untereinander verbindet. Glaubt nicht, daß nicht jedes Tier denken und fühlen kann. Jedes Gras denkt und fühlt; jeder Baum, jeder Stein, die Berge, die Wolken, der Fluß, die Sterne, Sonne, Mond und Erde denken und fühlen. Alles Leben ſchickt ſich Gedanken und Gefühle zu, alles ſteht untereinander immer in ewiger Fühlung, denn alles Leben iſt eine und dieſelbe Schöpferkraft, alles beſitzt eine und dieſelbe äußere und innere Welt.

Eine große unendliche Lebensfühlung waltet im Weltall, und die äußersten Sterne der Milchstraße sprechen ebenso deutlich zur Erde, wie deine Freunde in Amerika oder China, nicht bloß mit Telephon, Telegraph oder Brief, nein, mit den Gedanken und Gefühlen, mit dir sprechen.

Wir wissen jetzt, daß wir ohne Draht von einem Meeresschiff auf dem Ozean zu einem anderen Meeresschiff, das wir weder sehen, hören, noch von dessen Dasein wir eine Ahnung haben, durch die „Telegraphie ohne Draht" Gedanken aufnehmen und Gedanken, also auch Gefühle, hinleiten können. Und, stellt euch nun vor: jedes Atom im Weltall ist Besitzer eines solchen Gedankenübertragungsapparates, da es Besitzer der Schöpferkraft ist, die seit Millionen Jahren unausgesetzt denkt, handelt und empfindet.

Ihr werdet mir sagen: zum Denken gehört ein Gehirn.

Wer an die Schöpferkraft des Atomes glaubt, kann sich leicht vorstellen, daß jedes Atom ein Gehirn besitzt. Denn im Weltraume gibt es eigentlich kein groß und klein und auch keine Zeit. Es gibt nur Unendlichkeit in den Größenbegriffen dort und Ewigkeit in Zeitbegriffen. Also, welche Welt kann nicht in jedem Atom vorhanden sein!

In jedem Atom können auch Sonnensysteme sein und kann auch ein Weltraum sein, da des Atomes Kleinheit nur im Verhältnis zum Menschen die letzte Kleinheit bedeutet. Aber im Verhältnis zur Ewigkeit ist das Atom noch ein Weltraum, noch ein Weltraum voll Weltkräften, voll Weltempfinden, eine

Weltschöpfung, eine Unendlichkeit in der Unendlichkeit.

Wer Frieden im Ohr mitbringt und die Sehnsucht im Willen, sich aufzuklären, der wird klärende Worte wie Öltropfen in seinem unruhigen Welttasten empfinden. Und diese Worte werden wie Inseln in ihm werden, auf denen seine Sehnsucht nach Ruhe und Überblick Fuß fassen kann.

Wer aber noch Unruhe mitbringt beim Lesen dieser Zeilen, den wird die Unruhe nicht Fuß fassen lassen. Der wird in einem Chaos zwischen Dämmerungen und zwischen grellen Lichtblitzen und bei plumper Erdendumpfheit und bei Gedankendunkelheit herumtappen, von früheren falschen Idealen unbefriedigt, von früheren halben Lösungen angewidert; der wird wie einer sein, dessen Haar verwirrt ist, und der nicht die Geduld besitzt, es in Ruhe auszukämmen. Und er wird sich Schmerzen bereiten aus einer unnötigen Ungeduld heraus. Darum gönnt euch Geduld, diesem Buch zuzuhören.

Ich habe keinen Vorteil davon, den Menschen diese Aufklärung, die sich in mir bald dreiundzwanzig Jahre ununterbrochen aufgebaut hat, vorzuschlagen. Den einen Vorteil vielleicht hätte ich, daß ich weniger Unruhe begegnen würde, weniger Hast und Unzufriedenheit und mehr weisem, festlichem Sichversenken in den Reichtum der Welt rundum. Ich möchte, daß es in Europa so werde wie im fernen Osten, wo mehr Verinnerlichung und mehr Verständnis für die Welt-

leben, für Naturleben und ür Freude am Weltall herrscht, und wo mehr Nutzen und Freude vom Lebensfest geerntet wird.

Der Kapitän des Schiffes, auf dem ich in Japan ankam, sagte zu mir, als die Anker in Nagasaki Grund faßten: „Herr Dauthendey, so lange Sie jetzt in diesem Land, in Japan, sein werden, werden Sie niemals ein Kind schreien hören und niemals sehen, daß ein Tier geschlagen wird."

Kinder und Tiere werden in Asien nur mit Milde und mit Freundlichkeit behandelt. Denn der Asiate sagt, es ist die erste Pflicht der Eltern, unendliche Geduld zu üben gegen alle Unarten eines Kindes. Und es ist Pflicht des Menschen, wenn er sich mit Tieren verständigen will, unendliche Geduld zu üben. Die Freundlichkeit erreicht alles, sowohl beim Kind als beim Tier. Und für alle Leben, mit denen man in Beziehung treten will, sind Geduld und Freundlichkeit die einzig möglichen Verkehrsmittel, die angewendet werden müssen, weil sonst überhaupt keine Verständigung möglich ist, keine Übertragung von Gedanken und Gefühlen dieser lautlosen, aber überall den Verkehr ermöglichenden Weltsprache.

Denkt euch einem Franzosen oder einem Engländer gegenüber, dessen Sprachen ihr noch nicht geläufig versteht, so könnt ihr doch bei Geduld und Freundlichkeit die Gedanken des Fremden empfinden und verstehen. Denn es ist durchaus nicht nötig, die Sprache der verschiedenen Völker oder der Tiere, der Vögel oder aller Dinge in ihren Lauten auszuklügeln.

Es ist auch nicht nötig, die Zeichensprache der windbewegten Bäume, der Gräser in ihren Rhythmen und in ihrem Linienwuchs zu ergründen. Es ist auch nicht nötig, die Sprache der Steine, die, mit Licht und Schatten bekleidet, eine Sprache von Farbenwirkungen sprechen, sich zu deuten.

Dieses Deuten überlaßt denen, die ihr Leben dem Sprachdeuten des Weltalllebens widmen wollen.

Ihr alle aber könnt alle Leben verstehen ohne besonderen Scharfsinn, ohne langwieriges Beobachten, wenn ihr nur Geduld und Freundlichkeit über euch selbst breitet und den Gedanken und Gefühlen so den Zutritt laßt, die jedes Ding dem anderen zuschickt, jedes Lebewesen dem anderen Lebewesen, jedes Atom dem anderen Atom.

Hört, wenn ihr vor ein Ding hintretet oder vor einem Lebewesen steht, hört auf die Gedanken und Gefühle, die in euch aufsteigen, die zu eurem inneren Ohr reden, so wie ihr mit dem äußeren Ohr auf die Sprache und Gesten der Menschen achtet; dann werdet ihr an euren unwillkürlichen Gedanken und Gefühlen das Leben des Gegenstandes oder des Lebewesens miterleben.

Hört auf die Gedanken, die euch übertragen werden von den euch fremden Wesen, auf die stille Gedankenwelt und Gefühlswelt, die die allgemeine Weltsprache ist, und wißt es: auch eure Gedanken und Gefühle dringen ein in die anderen Leben um euch.

Ihr braucht dabei nicht an das Wort „Gedankenlesen" zu denken. Ihr sollt gar nichts an eurem

Weſen ändern, um die Welt zu verſtehen. Ihr ſollt nur Geduld und Freundlichkeit und Lebensfeſtlichkeit unausgeſetzt über euch verbreiten. Dann wird euch von allen Leben zugeſprochen und dadurch geholfen, geraten, gewarnt und zugeplaudert, ſo wie ihr es nie erwartet habt, daß dieſes möglich wäre zu erleben.

Ihr braucht euch aber nicht immer dazu ſtill hinzuſetzen und auf die Welt zu horchen. Gerade mitten in der Tätigkeit, wenn ihr euerer Beſchäftigung am ernſteſten nachgeht, ſpricht irgendein Ding oder ein Lebeweſen um euch ſeine Gedanken zu euch aus, manchmal betreffs eurer Arbeit, manches Mal ein Urteil über eure Vergangenheit, manches Mal einen Gedanken oder einen Vorausblick in eure Zukunft.

Nur der Glaube an die Weltallſprache ſei euch gegeben, denn das innere Wiſſen habt ihr alle längſt ſelbſt gehabt. Freunde müßt ihr ſein mit allen Lebeweſen, möglichſt geduldige, vertrauende und liebevolle Freunde, mit allen Gegenſtänden um euch, mit allen Lebeweſen um euch. Denn nur Freunde werden euch warnen, werden euch helfen und zuſprechen.

Glaubt nicht, daß ihr euch ungeſtraft Menſchen, Tiere und auch tote Dinge zu Feinden machen könnt. Ihr könnt euch die ganze Welt zu Feinden machen, wenn ihr ungeduldig, unfreundlich handelt und auf die Gedankenſprache der Welt nicht hören wollt. Dadurch werdet ihr dann viel leiden und vielleicht zuletzt gezwungen werden, wenn ihr die ganze äußere Welt euch zu Feinden gemacht habt, die Geſtalt, in der ihr gelebt habt, abzulegen, früher

vielleicht abzulegen, als ihr es vorhattet, und müßt euch verwandeln, um eurem Haß und den Haß der Welt, den ihr auf diese Gestalt geladen habt, zu entgehen.

Vielleicht gelingt es euch aber in anderer Gestalt, unter anderen Verhältnissen, friedfertiger, geduldiger und freundlicher euch die Welt zu Freunden zu machen und das Weltfest genußreicher zu feiern, als ihr es vorher tatet, denn ihr seid immer Schöpfer eurer Zustände.

Vom Tage an aber, an dem ihr annehmt, daß ihr an einem weise gefeierten Fest teilnehmt, könnt ihr vielleicht gar nicht anders als euch freundlich und geduldig und festlich benehmen. Denn welcher Mensch, wenn er Gastgeber oder Gast ist, könnte seine Lust darin finden, eine Feindschaftsfeier statt einer Freundesfeier bei einem Fest zu erleben! Wenn einer so entstellt ungeduldig und unfreundlich zu einem Fest erscheinen wollte, würde er sich bald hinausgewiesen fühlen und würde erst wiederkommen dürfen und wollen, wenn er sich in festlicher Gestalt zeigen kann.

Wohl mag es vorkommen, daß einer sich den rauhen Spaß machen will, sich Spielverderber zu nennen, und hunderte Male wiederkommt und immer als Feststörer. Auch diese wird es geben und immer wieder geben müssen, weil wir Gestalten innerer Schöpferkraft sind, weil Leben aus Licht und Schatten, Freude und Leid bestehen muß und nur der Wechsel das festliche Leben erzeugt.

Darum setze ich hinzu: die große festliche

Weltallſchöpfung wird nicht gebeſſert werden durch dieſe Weltanſchauung, wie niemals eine Weltanſchauung die Schöpfung gebeſſert hat. Denn die Schöpfung iſt nicht zu beſſern und nicht zu verſchlechtern. Sie iſt ein ewiger Wandel von Tag und Nacht, von innerer und äußerer Welt, von tiefſter Ruhe und höchſter Geſtaltungsunruhe, ſie iſt unſere ewige Schöpferluſt.

Es iſt nur ein neuer Wandel, der mit der neuen Weltanſchauung über die Welt kommen wird, weil die alte Weltanſchauung abgetreten, ausgeleiert, nichtsſagend, mürbe, alt und brüchig geworden iſt, weil ihre Zeit um iſt und eine neue Zeit neue Ideale, neue Weltüberblicke aus neuen Aufklärungen heraus für die Menſchheit fordert, und die früheren Weltanſchauungen für uns nicht weitſichtig genug, nicht mehr äußerſte Weltüberblicke ſind. So wie ihr alte Kleider ablegt, weil ſie eng werden, weil ſie ſich nicht mehr erweitern laſſen, weil ihr eure Formen verändert habt, ſie aber ihre Formen nicht mehr bewahren können, ſo wechſeln auch die Weltüberblicke der Menſchheit, die ſie ſich über das Leben machen muß.

Die Götterlehre der Griechen und Römer, die Götterlehre der alten Germanen und Kelten, die Götterlehre der Egypter, die Götterlehre der Inkas und viele Weltanſchauungen noch vieler Völker, die jahrhundertelang Familienſitte, Landesſitte geſtaltet und geleitet haben, ſind vom Erdboden verſchwunden. Und wir wundern uns nur, daß das damals ſchein-

bar Unerſchütterliche erſchüttert werden konnte, abſterben und ſchwinden konnte.

Der Leſer wird ſelber verfolgen können, wenn ich ihm jetzt die Entſtehungsgeſchichte meiner Bücher und die Richtung meiner Lebenswege ſchildern werde, daß ich alle Kraft, alle Arbeit, Eigenart und Lebensbejahung dreiundzwanzig Jahre lang nur aus dem Weltfeſtlichkeitsgedanken und Weltfeſtlichkeitsgefühl ſchöpfen konnte.

Aber man möge mich nicht falſch verſtehen und meine Rede nicht mit der Rede des Phariſäers vergleichen, der ſtolz auf ſeine Bruſt deutete und ſagte: „Seht, bin ich nicht immer gut, immer gerecht und wohltätig geweſen."

Keinen Stolz ſollt ihr aus jenen Zeilen, die ich bis jetzt niederſchrieb und keinen Stolz aus denen, die ich ſchreiben werde, herausleſen, keinen Übermut und keine Überhebung über alle die, welche anders denken.

Es fällt mir auch nicht ein, den dumm zu finden, der meine Worte nicht begreifen kann. Wer heute nicht in der Sonne liegen mag, weil er ſich ans Dunkel gewöhnt hat, wird vielleicht morgen den ſonnigen Platz, den ſonnigen Lebensplatz ſelbſt aufſuchen, wenn er ſich an den Gedanken vom Dunkel zum Licht gewöhnt hat. Ich jedenfalls halte meine Weltanſchauung für die wärmſte unter der Sonne.

Wer das Leben bisher als eine Strafe oder als eine Notwendigkeit oder als ein Jammertal oder als eine Aufgabe oder als eine Pflicht oder nur als einen ſinnreichen Mechanismus oder als ein ſinnloſes Chaos

betrachtet hat, oder als eine blind zupackende Wollust oder als eine unheilbare Krankheit — denn alle diese Anschauungen habe ich aus dem Munde lebender Menschen gehört —, wer eine von diesen genannten Anschauungen vertritt, der möge doch wenigstens seinem heranwachsenden Kinde oder der unbefangenen Jugend den Lebenssinn als eine weise Festlichkeit auslegen.

Und der wird sicher erleben, wenn er dieses mit Geduld und Freundlichkeit unternimmt, daß er einen größeren Vorteil davon haben wird, weil er sein Kind reicher macht, befreiter, als es die früheren Kinder waren, weltverständiger und dadurch edler. Und weltverständige und reichgemachte Kinder werden ihren Erziehern mehr Glück, Ehre und Vergnügen bereiten als eingeschüchterte, verheuchelte oder in Weltunkenntnis einseitig und also arm erzogene Menschengeschöpfe.

Sagt dann euren Kindern, wenn sie euch nach Herkunft, Sinn und Ziel des Lebens fragen, sagt ihnen zuerst, daß sie Schöpfer und Geschöpfe zugleich sind seit ewigen Tagen und in ewigen Tagen, und daß ihre augenblickliche Menschengestalt wirklich und unwirklich zugleich ist, sowie alle Leben rundum, sowie das ganze Weltalleben.

Sagt ihnen dann weiter: „Wir erinnern uns nicht und könnten nicht antworten, wenn wir plötzlich gefragt werden: Was haben Sie vor zwei Jahren am letzten Januartag in der sechsten Stunde des Tages gedacht und erlebt?“ — So ist es auch mit unserem früheren Leben. Wir kennen es äußerlich

nicht mehr, so wie uns die Speisen nichts mehr angeben, die wir vor zwei Jahren verdaut haben.

Nur dem inneren Leben ist alles unvergessen geblieben. Schon die Sekunde, während ihr diese Zeile lest und ausspricht, ist aus der äußeren Wirklichkeit in die Unwirklichkeit geglitten und hat einer anderen wirklichen Sekunde Platz gemacht, die auch wieder unwirklich wird, bis ihr ausgedacht habt.

Und wie die Sekunde, so ist auch unser eigenes Wesen, wirklich und unwirklich zugleich. Und wir sind immer in der Unwirklichkeit so gut zu Hause wie in der Wirklichkeit. Und mit uns sind das alle Dinge und alle Lebewesen.

Alle Leben gehören einer greifbaren und einer ungreifbaren Welt an, und deshalb ist kein Leben nur niedrig und keines nur hoch. Das niedrige Tier ist niedrig und hoch zugleich. Die niedrigste Pflanzengattung ist hoch und niedrig zugleich.

Der toteste Gegenstand ist hoch lebend und niedrig lebend zugleich, denn er ist unwirklich und wirklich zugleich. Der elendste Mensch ist hoch und niedrig zugleich, vergänglich und unvergänglich, wirklich und unwirklich.

Und sagt euren Kindern weiter: „Liebe Kinder, wenn ihr das begreift, daß alles Leben wirklich und unwirklich, hoch und niedrig, greifbar und ungreifbar, einer inneren und einer äußeren Welt angehörig zugleich ist, so müßt ihr nicht den Schluß ziehen, als wäre die Welt und das Leben ein kreisender Unsinn.

Seht, das Leben soll ein weises Spiel sein."

Deshalb ist es wie jedes Spiel wirklich und unwirklich. Was die Puppe für das Mädchen und das Schaukelpferd für den Knaben, das ist das Leben den Erwachsenen: ein anregendes, aber zugleich auch ein verantwortungsvolles Spiel. Und wenn ihr spielt, eifrig, glücklich und lebensvoll, dann fühlt ihr euch festlich.

Das ganze Leben ist deshalb im Grunde ein feinsinniges mächtiges Fest, das wir alle zusammen seit ewigen Tagen begehen und ewig weiter festlich erleben wollen. Die verschiedenen Gestalten des Lebens, Menschen, Tiere, Pflanzen, Steine, Gegenstände, Lichtstrahlen und Schatten, alle sind Millionen festlicher Kleider, in denen die Schöpferkraft, die in jedem Leben wohnt, zur Festfeier erscheint.

Alle kommen, um Freude und Leiden zu erleben und Freuden und Leiden erleben zu lassen. Das Freudeerleben und Leiderleben ist unser wechselndes Erleben bei diesem Feste.

Und in jeder Gestalt sind drei große Hauptfreuden zu erleben möglich, und alle drei Freuden gehören wie die Geschöpfe, wie die Schöpferkraft auch, zugleich der wirklichen und unwirklichen Welt an.

Die erste Freude, die dir in der Jugend begegnet, wenn du ins Leben trittst, das ist die Tätigkeit, körperliche und geistige Tätigkeit.

Die Tätigkeit ist kein Fluch, keine schwitzende Not, keine bloße Aufgabe, keine nackte Notwendigkeit. Tätigkeit, geistige und körperliche, ist die erste Freude, die dem aufwachsenden Leben zuteil wird; und diese Freude täglich zu vergrößern, wird jedem eine Lust sein.

Denn die Tätigkeit kann jedem wohltun wie Essen und Trinken, wie Atmen und Schlafen, wie Gehen und Liegen. Die Tätigkeit anderer betrachten und die Tätigkeit nachahmen, das ist das Lebensfest des Kindes.

Wenn ihr dann erwachsen werdet, wird euch eine zweite große Festfreude begegnen: die Liebe, wie Vater und Mutter sie zu einander hegen. Auch die Liebe gehört einer wirklichen und einer unwirklichen Welt an, so wie die Tätigkeit einer geistigen und körperlichen Welt angehört. Tätigkeit und Liebe sind dann die beiden großen Freuden im Lebensfest des Erwachsenen, im Lebensfest des Mannes und der Frau.

Und wenn das Alter kommt und mit ihm der Abschied vom Lebensfest, nicht der Abschied vom ewigen Fest, nur der Abschied von der Gestalt, von dem Kleid, das wir wechseln sollen, und das vertragen ist, dann kommt eine Verklärung über euch, ein Rückblick über das Sattgewordensein in diesem Kleid, das ihr tragt, ein Dankblick auf diese Gestalt, in der ihr tätig wart und geliebt habt, und es kommt ein leichter Ruhegenuß über euch.

Doch auch dieser ist wirklich und unwirklich zugleich. Und es kommt die dritte Freude, die letzte große Festfreude über euch: das ist die Freude an der Weisheit. Wissend und weise werdet ihr über das Fest zurückschauen, ehe ihr eine Pause macht und die alte Gestalt ablegt und nach einem neuen Kleide greift und euch verjüngt.

Und auch die Weisheit ist wirklich und unwirk-

lich zugleich, und darum werdet ihr nicht bei ihr verweilen. Die Weisheit ist eine hohe Kraft, die wir weder als Kind noch in den mittleren Jahren im höchsten Grade besitzen konnten, die erst beim Lebensabschied errungen wird. Die Weisheit ist die Freude des satten Alters. —

Aber über eurem äußeren und eurem inneren Leben, die wirklich und unwirklich zugleich sind, ist wirklich allein eure Schöpferkraft. Sie ist ewig und unendlich wirkend, sie war seit ewigen Tagen euer Eigentum. Sie führt euch durch die drei Festzeiten jedes Lebens. Sie erschafft euch Lebensgestalt um Lebensgestalt. Sie erschuf und vernichtet eure Gestalt und alle Gestalten um euch. Sie macht euch zum Geschöpf und Schöpfer. Sie kann euch nie genommen werden. Sie ist euer unendlicher Besitz und läßt euch ein unendliches Fest feiern, ohne Müdigkeit, ohne Eintönigkeit, ein unendliches Schöpferfest. —

Und seht noch einmal um euch! Alles, was ihr um euch empfindet, das seid ihr selbst. Nicht bloß euer Kleid schuft ihr euch, eure Schöpferkraft durchströmt alles und alle Leben, alle lebenden und toten Dinge um euch. Nie seid ihr allein, nie einsam. Nie sollt ihr ängstlich sein.

Was immer ihr empfindet, ist euer festlicher Besitz. Ihr braucht nicht danach zu greifen. So wie ihr es empfindet, ist es euer Besitz. Eure Schöpferkraft umschließt es, auch wenn ihr es nicht in den Taschen und in den Händen haltet.

Denn eure jeweilige Gestalt ist auch mit

allen Leben verkettet. Wie euer Leib einen Kopf beſitzt und ein Herz, und wie der Kopf eine Stirn beſitzt, und wie das Herz im Beſitz von Herzkammern iſt, ſo iſt euere Geſtalt eingegliedert als Teil, als Geſchöpf in die Welt. Und euere Geſtalt iſt Beſitz der Welt, wie die Welt Beſitz eurer Schöpferkraft iſt. Das heißt: Ihr ſeid der Beſitz aller, und ihr beſitzt alle, — ihr ſeid Geſchöpf und Schöpfer zugleich.

Nun habe ich die Weltanſchauung, die ſich von 1890 bis 1913 in mir ganz langſam ausbaute, mit dieſen Zeilen dem Leſer erklärt. Bewußt und unbewußt wuchſen die Gedanken in all dieſen Jahren in mir auf. Jetzt, in meinem ſechsundvierzigſten Jahr, da das Leben ſich bald dem Abſtieg zuneigt, wollte ich dieſes Gedankengut, wie es heute in mir lebt, vor mir feſtſtellen.

Seit jenem Abendſpaziergang mit meinem Freund, dem jungen Philoſophen, der mir im Frühling 1890 bei untergehender Sonne, am Main entlang, jene mir ſo wichtige Ausſprache gab, habe ich dieſe Weltanſchauung zuerſt wie einen Keim wachſen gefühlt, und jetzt überragt ſie mich wie eine Welteneſche, und ich ſitze unter ſchützenden Gedanken, gelehnt an den feſten Stamm meines gefeſtigten Schöpfungsbaumes und fühle mich im innerſten Leben wohl und zufrieden, ruhig und reich.

Aber erſt war ich nicht gleich zufrieden, als ich

noch die Reste der Spinnweben, der alten unfruchtbaren Weltanschauung, in meinen Taschen und vor Augen hatte, und ich will erzählen, wie es mir da erging.

Auf jenem Abendspaziergang, im Frühling 1890, gab mir mein Freund mit den neuen Weltgedanken sozusagen das erste Goldstück meines heutigen Reichseins, und es hatte die Eigenschaft, daß es sich durch fast dreiundzwanzig Jahre ganz von selbst in meiner Tasche vermehrte.

Als ich in den ersten Wochen damals die Entdeckung machte, daß sich das Goldstück von selbst, ohne daß ich damit wucherte, zu vermehren begann, und ich merkte, daß das Gold, wenn ich in meine Tasche griff, meine Hand mehr und mehr anfüllte, da kam die lächerliche Gier über mich, das Reichwerden beschleunigen zu wollen. Und mit Jugendhast und Jugendfrevel verlockte ich meinen Freund, der bisher ruhig war und dem selbstverständlichen Wachsen des geistigen Goldes mit Selbstverständlichkeit zusah, meine Gier zu teilen und die Macht, die wir mit dem neuen Weltgedanken in uns trugen, zu versuchen und zu stürmischer Bereicherung anzufeuern.

Und das geschah an jenem Augustnachmittag, dessen Schilderung ich nun dem Leser so lange schuldig bin, daß er längst das Recht hat, sie ungeduldig von mir zu fordern.

Mein Vater wohnte im Sommer 1890 einige Wochen zu seiner Erholung auf jenem Gutshof am Nikolausberg. Es ist dies derselbe Hof, wo ich nach jenem Sturz verweilte und im Gartenzimmer einen

Augenblick, an dem Weihnachtsbaum vorbei auf die Gartenterraſſe ſchauend, mächtig an törichte Wunderverſuche erinnert wurde, die ich damals mit meinem Freunde im Angeſicht der Stadt Würzburg durchlebte.

Ich ſtand an jenem Auguſtnachmittag im Jahre 1890 an der Terraſſenecke, halb auf der Mauerbrüſtung ſitzend und an die Fahnenſtange angelehnt, die dort in der Ecke im Boden eingerammt iſt. Ich war an dieſem Samstagnachmittag auf jenes Gut gekommen, um meinen Vater zu beſuchen, und ſollte über den Sonntag bleiben.

Zwei Wege führen von der Stadt zum Gut herauf, und ich erwartete, auf einem derſelben den Kopf meines Freundes auftauchen zu ſehen, der zum Spätnachmittag heraufkommen wollte und bei mir ſitzen wollte, während ich mich im Landſchaftszeichnen üben würde.

Am Abhang vor der Terraſſe lagen die Felder, hohes Korn und ſaftiger Klee, windſtill. Die Hitze des Tages laſtete auch noch ſpät in der Nachmittagsſtunde drückend auf jedem Halm, und im Weſten hatten ſich dunkle Gewitterwolken angeſammelt. Aber die Täler und die Stadt im Tal lagen noch breit im glühenden Nachmittagſonnenſchein.

Die Gartenterraſſe, die ſich haushoch an jener Ecke, wo ich ſtand, über den Bergabhang erhebt, war ein guter Ausſichtsplatz, und man konnte ſich hier leicht Herr der ganzen Welt fühlen.

Ich wurde endlich ungeduldig, weil ich zum

Landschaftszeichnen von der Terrasse auf den Berg gehen wollte und mein Freund nicht kam. Ich hatte einige Tage vorher zu dem jungen Philosophen gesagt: „Ich finde, wir nützen deine neuen Weltallgedanken viel zu wenig aus. Du willst diese Gedanken nur auf die Chemie und auf die Physik anwenden, und ich soll sie nur auf die Dichtung anwenden. Wäre es nicht einfacher, wenn wir, um jene Gedanken einmal auf ihre Echtheit zu prüfen, — ich meine von ihnen besonders den Gedanken, daß wir Schöpfer und Geschöpf zugleich sind und keinen einzelnen Schöpfer über uns haben, — wäre es nicht möglich, wenn dieser Gedanke wahr ist, daß wir uns dann auch im alltäglichen Leben als Schöpfer gebärden müßten, so daß man alle diese Wunder spielend vollbringen könnte, welche zum Beispiel Christus vollbracht haben soll?“

So vermessen fragte ich, da ich den Begriff Schöpfer nicht im weitesten und nicht im tiefsten Sinne nahm und nicht begriff, daß ein weiser Schöpfer seine Schöpfung klug empfunden und erdacht hat und sich nicht willkürlichem Wunderwirken ergehen wird, nachdem er weise und mit Liebe an seinen Werken tätig war.

Es wird keinem Bildhauer, wenn er ein Meisterwerk vollendet hat, einfallen, sich noch mehr Beweise seiner Schöpfungskraft geben zu wollen, indem er ganz unnütze und unnötige Änderungen an dem vollendeten Meisterwerke vornimmt. Indem er zum Beispiel Willkür walten läßt und plötzlich einer herrlichen Menschenbild, das er geschaffen hat, Ohr und

Naſe abhackt und das Ohr dorthin ſetzt, wo vorher die Naſe war, und die Naſe an Stelle des Ohres anbringt, und dieſes nur, um ſich zu beweiſen, daß er tun kann, was er will, weil er Schöpfer iſt. So unſinnig wird kein weiſer Meiſter handeln.

So unſinnig aber forderte ich jetzt Verwandlungswunder, die mein Freund ausführen ſollte als ſichtbare Beweiſe für die neue Weltanſchauung, weil dieſe ſagt, daß wir Schöpfer und Geſchöpf zugleich ſind.

„Daß ich Geſchöpf bin, habe ich immer gewußt. Nun will ich auch an mir erfahren, daß ich Schöpfer bin," ſo hatte ich zu ihm geſprochen. „Wenn du keine Wunder vollbringen kannſt, dann biſt du nur Geſchöpf, und der Schöpfer lebt dann doch über dir. Beweiſe mir einmal deine Macht, oder beweiſe dir ſelbſt deine Ohnmacht."

Von dieſer Sprache wurde der junge Philoſoph gereizt. Es war ihm etwas ganz Unfaßbares — das ſah ich ihm an —, daß ich mich nicht reich genug fühlte durch die Gedanken, die er in mir angeregt hatte, und die allmählich auf meine Lebensumwandlung und auf meinen Dichterberuf, dem ich im Innerſten zuſtrebte, ſchöpferiſch wirken ſollten.

„Du wirſt das Schöpferiſche an dir erleben. Warte nur, warte nur! So geht das nicht, wie du es dir denkſt. Es kommt nicht auf Wunder im Leben an, ſondern auf Bereicherung des Lebensfeldes, Bereicherung an Lebensverſtändnis. Mit Wunderwirken hat die neue Weltanſchauung nichts zu tun. Wunder ſind billige Verblüffungen für das gedankenloſe Volk und nicht nötig für den Denker."

„Gut," ſagte ich ungeduldig, „dann rechne ich mich zum gedankenloſen Volk. Denn, was heißt unumſchränkte Schöpferkraft anderes, als daß du tun und laſſen kannſt, was du magſt. Chriſtus iſt übers Waſſer gegangen, Chriſtus iſt in den Himmel geſtiegen, Chriſtus hat Waſſer in Wein verwandelt. Und dieſes vollbrachte er alles vor den Augen ſeiner Jünger, ſo ſagt man. Und er tat dies, um ſie gläubig für ſeine Weltanſchauung zu machen und ihnen ſeine Macht zu beweiſen.

Du willſt, daß ich meine alte Vorſtellungsmacht vom Schöpfer beiſeite legen ſoll und jeden Menſchen als Teilhaber an der Schöpfungskraft erklären ſoll. Beweiſe mir dieſes, daß wir Mitſchöpfer ſind, durch Wunder. Steige vor mir zum Mond auf oder laß die Wolken, die da weiterziehen, plötzlich ſtillſtehen. Tue irgend etwas Außergewöhnliches, und ich werde nie mehr an deiner Weltanſchauung zweifeln und will ihr erſter Jünger und erſter Verkünder werden."

Mein Freund ſah mich bei dieſer Aufforderung an, halb gekränkt, halb beleidigt und zuletzt ärgerlich. Dann aber änderte ſich plötzlich ſein Geſichtsausdruck, und er lachte ſein altes Lachen wieder, ein wenig ſpöttiſch und klug.

„Darauf war ich wirklich nicht gefaßt," meinte er immer noch lachend, „daß du darauf verfallen könnteſt, Wunder zu fordern. Ich habe mir noch nie überlegt, ob Wunder nötig ſind, um die neue Weltanſchauung, die die Mündigſprechung der Menſchheit umfaßt, zu beweiſen. Laß mich überlegen bis morgen, dann werde ich dir Antwort ſagen."

Und er schnitt kurz das Gespräch ab und sprach von etwas anderem, als wenn er meine Frage vergessen wollte.

Ich sagte ihm aber noch einmal eindringlich, daß ich es lächerlich fände, einen solchen Ausspruch in die Welt zu setzen, sich Schöpfer zu nennen, wenn man dann doch nicht mehr tun kann, als man bisher geleistet hat.

„Du bist noch nicht tief genug in die neue Weltauffassung eingedrungen," antwortete er mir kurz. „Die schöpferischen Leistungen werden sich ganz von selbst einstellen, aber nicht so, wie du sie erwartest, nicht als Wunder, sondern als neue Leistungen in der Weltvertiefung.

Deine Gedichte werden zum Beispiel ganz anders werden müssen, einen neuen Rhythmus, einen neuen Bilderreichtum und größere Verinnerlichung aufweisen als die Dichtungen jener Zeit, die sich auf den Standpunkt stellten, daß nur der Mensch ein gottähnliches Geschöpf sei, Tiere aber unvernünftige Wesen wären und nicht gottähnliche Geschöpfe, und daß Pflanzen und Steine und alle Gegenstände und Wolken und Licht für den Menschen tote Dinge bedeuten.

Diese Einseitigkeit der alten Anschauung, die immer nur von der Menschenseele sprach, aber die die Schöpfung rundum als seelenlos behandelte, als verstandlos und geistlos, dieser Auffassung wirst du jetzt als Dichter in deinen Gedichten die Kameradschaft aller Lebewesen gegenüberstellen.

Tote Dinge gibt es nicht mehr. Wie ich dir erklärt habe, ist alles von Schöpferkraft durchdrungen, alles aus äußerem und innerem Leben entstanden, und alles lebt ein äußeres und ein inneres Leben, das heißt, alles ist Geschöpf und Schöpfer zugleich und lebt so seit Unendlichkeit und in Unendlichkeit.

Dieser Friedensspruch, den die Versöhnung aller Leben mit sich bringt, die Gleichstellung aller Kräfte, die Aufstellung, daß jedes Ding dich besitzt und du wiederum auch alles besitzt, diese Erhellung und Bereicherung des menschlichen Daseins, die bisher noch nicht ausgesprochen und nicht bewußt erlebt wurde, diese Weltanschauung wird gegen die frühere Auffassung bei den Menschen Wunder wirken.

Das Leben wird reicher und festlicher werden nach der Befreiung von den alten unfreien Gedanken.

Die neue Weltauffassung, sie befiehlt dir nichts. Sie erklärt dir nur, wer du bist. Sie erklärt, daß du Schöpfer und Geschöpf bist, das heißt, daß du von dir abhängig bist, von dir und deiner Schöpfung. Sie sagt dir noch: du bist der Besitz aller, und du besitzt alles, das heißt, du bist den Gesetzen deiner eigenen Gesetze unterworfen, denn nur aus Gesetzen entsteht eine Schöpfung. Und als Geschöpf bist du abhängig von dir selbst als Schöpfer, und es ist selbstverständlich, daß du als Schöpfer deine Schöpfung liebst, wie du dich selbst liebst. Ohne Drohung, ohne daß ein „du sollst" und du „mußt" einer fremden Macht über dir lastet, sondern in weiser Freiheit, bist du dein eigener Herr, erkennst dich mitarbeitend am ewigen Leben und er-

kennſt dich als das ewige Leben ſelbſt. Du nimmſt dann von ſelbſt die natürlichen Verpflichtungen, die ſich bieten, auf dich, zugleich mit deinen natürlichen Anſprüchen am Lebensfeſt.

Die alte Weltanſchauung verlegte dein Heil in ein künftiges Leben nach dem Tode. Die neue Weltauffaſſung von morgen ruft dir ein ewiges Heil in jedem Augenblick zu. Du biſt in einer Seligkeit geboren, ſagt ſie dir, du erlebſt dieſe heute mit wie vor tauſenden Jahren und wie in allen kommenden Jahrhunderten. Sie erklärt dir: du warſt, du biſt und wirſt ſein Mitgenießer und Mitſchöpfer.

Du brauchſt nicht auf ein Heil zu warten. Du, Schöpferkraft, haſt dich, Geſchöpf, ſelbſt feſtlich geſchaffen, dich und die Schöpfung. Und müſſen dich, Geſchöpf, Sorgen bedrängen oder Leiden oder Strafen, weil du die Schöpfung nur aus Leiden und Freuden ſchaffen konnteſt, dann erlöſt du dich als Schöpfer ſelbſt, indem du die Geſtalten wechſelſt, indem du dich, Geſchöpf, verſchwinden läßt und dich in einer andern Geſtalt aufleben läßt. Von tätiger Freude zu tätiger Freude wanderſt du. Dein Weſen iſt die unerſchöpfliche Schöpferluſt und Schöpferkraft, dein Weſen iſt die Ewigkeit, und deine Seligkeit heißt: Tätigkeit, Liebe und Weisheit in Unendlichkeit."

So, nicht im Wortlaut, aber im Sinn, ſprach mein Freund, der junge Philoſoph, heftig auf mich ein. Ich ließ ihn reden und hörte nur verſtockt zu, immer von der Gier nach den Wundern beſeſſen, und ich war ein Tor, deſſen Schatten erſt über die

Schwelle der Erkenntnis gefallen war, aber ich ſelbſt ſtand noch draußen vor der Erkenntnisſchwelle.

In meiner Jugendhitze wollte ich ſchnelle Taten ſehen. Das Wort Schöpfer reizte mich. Ich wollte die Macht, die in dieſem Worte lag, äußerlich vor mir aufleben laſſen.

Und ich ſagte plump zu meinem Freund: „Du verſchanzt dich hinter vielen Worten, weil du ohnmächtig biſt. Du redeſt von dem Wort Schöpfer und biſt nichts als ein ohnmächtiges Geſchöpf. Ich glaube dir nicht mehr. Es kann manches gut an deinen Erklärungen ſein, aber ſeit Wochen haſt du mich jetzt totmüde gemacht mit deinen immerwährenden Wiederholungen von Schöpfer, Geſchöpf und Schöpferkraft.

Ich will und muß von der Kraft etwas erleben. Von deiner inneren Kraft bin ich überzeugt. Zeige mir jetzt auch äußere Kraft. Und ich fügte noch, ihn reizen wollend, hinzu: „Der neue Freund, den du mir neulich vorgeſtellt haſt, der Schweigende, er ſagte auch, ſolange du dich nicht als Schöpfer beweiſen kannſt, bleibſt du ein weltabhängiges Geſchöpf.“

Im ſelben Augenblick fuhr es mir durch den Kopf: Hat ſich denn der junge Philoſoph nicht längſt als Schöpfer bewieſen, indem er die „Weltauffaſſung von morgen“ ausdachte; ſo nannte ich die neue Weltauffaſſung jetzt.

Aber ich überſprang dieſen Gedanken raſch, immer auf die Wunder begierig, die mein Freund als Beweis ſeiner Macht vollbringen ſollte.

„Du willſt mich vielleicht gar nicht mehr als Freund anerkennen wollen," ſagte er ſcherzend, als er ſich verabſchiedete, „wenn ich dir nicht ein Wunder zeige."

„Nein," entgegnete ich, „ich werde mich für irregeführt halten, wenn du kein Wunder vollbringen kannſt."

Da ſah er mich raſch an, und es war mir, als hätte ich ihn aufs Äußerſte gereizt.

„Alſo," ſagte er plötzlich unvermittelt, „ich werde es mir nochmals überlegen. Vielleicht kann ich, wenn ich nächſtens wiederkomme, doch einige Wunder vollbringen."

Dieſe Entſcheidung ſetzte ihn wieder in meine Achtung ein. Wir trennten uns mit einem kurzen Kopfnicken.

Nach dieſer Ausſprache waren einige Tage vergangen.

Nun ſaß ich auf der Terraſſenecke und wartete. Beinahe bereute ich ſchon, daß ich den an äußerer Ruhe, Geduld und Weisheit mir ſo überlegenen Freund mit den heftigen Wünſchen nach Wundern in die Enge getrieben hatte. Denn es waren bereits zwei Tage vergangen, oder war es eine ganze Woche — ich erinnere mich heute nicht mehr ſo genau, — ſeit er ſich nicht mehr hatte ſehen laſſen. Er war öfters am Spätnachmittag auf das Gut gekommen, wo ich meinen Vater täglich beſuchte und hatte mir beim Zeichnen zugeſehen und geplaudert oder mit meinem Vater Schach geſpielt.

Mit Spannung ſah ich über die Äcker hinunter,

ob ich nicht seinen Kopf bei der Buchenhecke am oberen Weg oder unter den Obstbäumen am unteren Weg auftauchen sehen würde. Der andere Freund, der Schweigende, hatte mir erzählt, daß er ihn lange nicht mehr in den Kollegs gesehen hatte, und hatte mich an diesem Morgen gefragt, ob der Philosoph krank sei. Diese Anfrage war am Telephon geschehen, und der Schweigende hatte gesagt, er wollte heute gegen Abend kommen und mir Nachricht über unseren Freund bringen.

Da hörte ich unterhalb der Terrasse den Kies des Weges knirschen, und als ich mich über die Mauerbrüstung bog, sah ich, bereits dicht am Gut angekommen, den jungen Philosophen. Aber sofort erkannte ich auch, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Sein Gang war fahrig, sein Gesichtsausdruck war, als er mir jetzt zunickte, lebhafter als sonst. Er hielt ein weißes Taschentuch in der Hand, mit dem er sich unausgesetzt die Handflächen rieb.

Ein leichtes Gefühl von Schuld verdunkelte meine Gedanken. Ein Gefühl von Bedauern und Ratlosigkeit begann mich zu quälen, denn ich hatte blitzschnell begriffen, daß der Wunsch, Wunder zu wirken, in meinem Freund jetzt stärker Fuß gefaßt hatte als in mir vorher; das sah ich seiner Veränderung an.

Ich sagte mir dann rasch, daß ich alles wieder rückgängig machen müsse. Es war, als hätte ich den klugen Freund mit der Wunderforderung kindisch gemacht. Und ich wollte ihm sogleich Abbitte tun und gern auf alle Wunder verzichten, damit er seine

ruhige gelaſſene Haltung bei blindem Vertrauen in ſeine Weltanſchauung zurückgewänne.

Ich ſah auf einmal ein, daß er recht hatte, wenn er behauptete, daß ſeine Weltanſchauung genug innere Wunder wirken würde, und daß man nicht äußerliche Verblüffungswunder von ihr verlangen ſollte.

Unheimlich war mir das Taſchentuch, mit dem er ſich immer die Handflächen rieb, während er den letzten Reſt der Wegſtrecke am Bergabhang heraufſtieg. Dann kam er herein in den Garten. Ich hatte ihm entgegengehen wollen, war aber an der Terraſſenecke ſitzen geblieben, um ihn beobachten zu können, und ich wurde mehr und mehr erſchüttert.

Er nahm ſein Augenglas ab und putzte die Gläſer mit dem Taſchentuch, und ich ſah, daß ſeine Augen fieberten.

Er kam näher; er zwang ſich zu lächeln, als wir uns begrüßten, aber ſein Blick war nicht mehr ruhig und nicht in ſich gekehrt wie ſonſt, nicht gefeſtigt und unerſchütterlich. Seine Augen flackerten, als wären ſie von einem Fieber entzündet.

Wir ſtanden eine Weile nebeneinander, und jeder von uns überlegte, ſo ſchien es mir, um eine Geſprächseinleitung zu finden. Aber das Taſchentuch blieb dabei nicht ſtill in den Händen des jungen Philoſophen. Es glitt von ſeiner einen Hand in die andere, und wenn er nicht ſeine Augengläſer putzte, ſo rieb er ſich die Handflächen. Und dabei konnte er nicht ruhig auf beiden Füßen ſtehen. Er ſtand bald auf dem linken, bald auf dem rechten Fuß, und ich fühlte mich immer ſchuldbewußter werden.

Plötzlich meckerte er ein Lachen, schielte mich ein wenig von der Seite an und sagte: „Nun, welches Wunder verlangst du zuerst von mir?“

Da wurde ich wie erlöst, weil ich glaubte, er scherze, und ich sagte rasch: „Ich bitte dich, vergiß diesen Unsinn von mir. Ich verlange gar keine Wunder. Ich verlange nur, daß du derselbe Mensch wieder bist, der du früher warst.“ Und ich sah voll Angst das Taschentuch an, das da immer noch von seiner linken Hand in seine rechte wanderte und von der rechten in die linke Hand zurück.

„Du wunderst dich,“ sagte er und fing meinen Blick auf, „daß ich so unruhig bin. Aber ich habe in mir seit drei Tagen künstlich ein Fieber gesteigert. Ich habe Unmassen Tee und Kaffee getrunken und Zigarren und Zigaretten geraucht, um mich aufzurütteln.“

Während er dies sagte, befühlte er seinen Puls und stellte befriedigt fest, daß das Fieber immer noch stieg. Und er hielt mir seine rechte Hand hin, damit ich auch seinen Puls fühlen sollte. Das wollte ich aber gar nicht tun. Mein Herz klagte plötzlich, als läge es irgendwo wie ein verwundetes Wild im Dickicht. Dieser Mensch, sagte ich mir, zerstört sich, um seine Weltanschauung zu beweisen, die längst bewiesen ist. Denn sie ist dadurch bewiesen, daß sie den festlich stimmt, der sie ernst überlegt.

Ich wußte mir nicht mehr zu helfen. Er meckerte wieder ein unnatürliches Gelächter. Vielleicht ist er schon ganz von Sinnen, rief es in mir eilig und ratlos.

„Du willst ja Wunder haben, und das geht nicht nur so ohne Vorbereitung, wenn man sich mit der Sache noch nicht befaßt hat. Darum habe ich mich jetzt in diesen Tagen vorbereitet," fuhr er fort. „Laß uns mal eine Probe machen.

Ich will mal versuchen, ob ich vor deinen Augen fortschweben kann über die Stadt, über das ganze Maintal, hinüber auf die Berge da drüben." Und er deutete auf den sogenannten „Kugelfang" hin, auf die Höhenfläche, die im Osten das Maintal abgrenzt und die Stadt Würzburg, die mit Türmen und Dächern reich im Tal ausgebreitet liegt. „Du mußt aber fest an die Möglichkeit glauben und keinen Augenblick an mir zweifeln," fügte er hinzu.

Ich wollte abwehren. Er sah es mir an, daß ich nicht mittun wollte, und rief aus: „Nun, das ist noch schöner! Jetzt, wo ich mich vorbereitet habe, willst du gar keine Wunder haben. Aber jetzt gibt es keinen Rückweg. Jetzt will ich die Wunder haben," behauptete er. „Willst du nun daran glauben oder nicht, daß ich das Wunder fertig bringe?"

Ich verstand, daß er sich fest vorgenommen hatte, mich zu überzeugen, und daß ich ihn nicht abbringen würde von seinem Vorsatz, Wunder wirken zu wollen.

„Ach," sagte ich, „ich glaube dir alles. An meinem Glauben soll es nicht fehlen. Sage mir aber nur, warum du fortwährend deine Handflächen mit dem Taschentuch reibst?"

„Das will ich dir gleich erklären. Das tue ich, um die Elektrizitätskraft, die ich in meinen Fingerspitzen und in meinen Handflächen sich ansammeln

fühle, an die Hautoberfläche zu bringen, um vielleicht ſo die elektromagnetiſche Stromverbindung mit der Ferne herzuſtellen, mit jenem Berge da drüben, zu dem ich mich jetzt durch die Luft bewegen will."

Da mußte ich ihm antworten: „Ich habe mir das Wunder eigentlich ganz anders vorgeſtellt. Ich habe nicht geglaubt, daß du dich in einen Fieberzuſtand verſetzen müßteſt. Auch nicht, daß du dich vermittelſt Elektrizitätskräften und Magnetismus auf den Berg über das Tal hinweg verſetzen willſt. Sondern ich dachte, daß dein einfacher Wunſch allein im geſunden alltäglichen Körper das Wunder vollbringen würde, das du deiner Schöpferkraft zu tun befiehlſt."

Da meckerte er wieder und ſchielte mich von der Seite an mit einem irren Blick, aus dem ich nicht klug wurde, ob mein Freund ernſt war oder ob er ſcherzte.

„Du biſt aber anſpruchsvoll," höhnte er ein wenig. „Ich habe noch nie Wunder vollbracht und kann natürlich nicht ſofort mit dem Wunſch allein arbeiten. Vielleicht, wenn ich einmal Übung habe, wird das möglich ſein. Jetzt aber kann ich noch nicht ohne Vorbereitung eine Wirkung verſprechen. — Nun wollen wir eine Gedankenkette herſtellen," fuhr er fort. „Sieh da, der Stein an der Terraſſenbrüſtung iſt noch warm von der Sonne, die ihn vorhin beſchienen hat.

Lege deine beiden Hände flach auf den warmen Stein. Ich werde dasſelbe tun. Dann benützen wir die Erdkräfte. Aber du mußt ſtark mit mir wünſchen,

denn ich glaube, daß dein Wunſch nach Wundern, weil er zuerſt entſtand, der kräftigere iſt. Ich glaube, daß dein Wunſch mich eher hinüberheben wird auf den Berg als der meinige."

Wir taten, wie er geſagt hatte. Aber natürlich rührte ſich ſein Körper nicht von der Stelle, und ich war auch ganz froh darüber, denn es war alles ſchon ſo unheimlich, daß, wenn auch noch ein Wunder ſich ereignet hätte, wir wahrſcheinlich alle beide unſeren Verſtand verloren hätten.

Nachdem wir eine Weile über das Tal hinüber auf den Berg geſtarrt hatten, brach ich zuerſt das Schweigen, da ich ſah, wie ſeine Hände zitterten. „Laß es doch gut ſein," ſagte ich. „Ich glaube jetzt, daß es keine Wunder gibt. Streng dich nicht weiter an."

Da wurde er aber böſe, fuhr mich heftig an und rief geärgert: „Eben habe ich mich fortbewegen wollen! Ich fühlte ſchon meine Hände zittern, ich fühlte ſchon, daß ich in die Luft aufſteigen würde. Wenn du aber ungeduldig biſt und keinen Glauben in mich haſt, dann allerdings ſind keine Wunder möglich."

Mir wurde immer banger um ſeinen Zuſtand, denn er begann wieder dieſelben heftigen Bewegungen mit ſeinem Taſchentuch. Da ſagte ich zu ihm: „Ich will jetzt auf den Berg gehen und zeichnen. Wir können ja ein andermal einen neuen Verſuch machen. Für heute finde ich es genug."

Das Seltſame war geſchehen, wir hatten unſere Naturen vertauſcht. Ich hatte ſeine äußere Ruhe

angenommen, und er trug meine Wunderbegierde zur Schau. Ich ſprach faſt wie ein Philoſoph und er wie ein junger Dichtersmann, der Märchen in der Welt erleben möchte und Wunderbarkeiten, weil ihn die Dichterſehnſucht mehr zum Unwirklichen als zum Wirklichen lockt.

Ich nahm meine Zeichenmappe und den Bleiſtiftkaſten, der auf der Terraſſenbrüſtung neben mir gelegen, an mich, ſetzte meinen Strohhut auf und ging langſam voraus. Ich fühlte, daß ich meinen Freund auf andere Gedanken bringen mußte, damit der Fieberzuſtand ihn verlaſſen könne.

Er folgte mir zögernd und immer das unheimliche Taſchentuch zwiſchen den Fingern zerknitternd.

Und als ich ihm ſagte, er ſolle ſeinen Hut nicht vergeſſen, erklärte er mir, er habe gar keinen Hut mitgebracht, damit die Elektrizität aus ſeinen Haaren ungehindert ausſtrömen könne.

Allmählich fing ich an, faſt Verachtung für ſeinen Zuſtand zu empfinden. Dieſer Wunderwahnwitz, der ihn ergriffen hatte, grenzte ans Lächerliche. Dieſe Wunderſucht hatte es fertig gebracht, den jungen, ſonſt ſo gern unauffällig und ſchlicht daherkommenden Mann ganz zu verwandeln. Er war ohne Hut durch die Stadt aufs Land gewandert!

Eine Viertelſtunde ſpäter ſaß ich unterhalb der Steinbrüche, die höher hinauf hinter dem Gutshof liegen, am Rande eines Akazienwäldchens, und ich zeichnete und plauderte von harmloſen Dingen, während mein Freund hinter meinem Rücken unſtet umherging und kleine Steine aneinander und auf-

einander klopfte. Das Gewitter, das am westlichen Himmel stand, grollte dort hinter einem Wald, immer näher herankommend.

„Hörst du," sagte der Unruhige, „das ist meine Elektrizität, die das Gewitter jetzt anziehen wird. Du wirst sehen, es wird sogleich über unsere Köpfe ziehen. Ich fühle, wie ich mit Elektrizität geladen bin."

Ich ließ ihn reden, zeichnete ein wenig und sah mich dann erst nach dem Gewitter um. Aber als ich meinen Freund anblickte, erschrak ich. Er hatte sich die Stirnecken so heftig mit dem Taschentuch gerieben, daß seine sonst weiße Stirn zwei feuerrote Male zeigte. Er schien einen neuen Einfall bekommen zu haben und winkte mir.

Er hielt seine Krawattennadel in der Hand. Diese Nadel war ein Geschenk seiner Mutter. Es waren in Silber gefaßte Rheinkiesel daran, die stellten eine Rose dar. „Ich werde diese Rheinkiesel jetzt in Diamanten verwandeln," sagte er mit etwas geduckter Stimme, kicherte geheimnisvoll und setzte sich auf einen Feldstein.

Das Gewitter grollte jetzt dumpfer und näher. Der Himmel hatte sich verdunkelt, aber die Wolken waren noch nicht über uns angekommen.

„Ich fürchte für meinen Strohhut," sagte ich nachlässig, um abzulenken, und blickte zum Himmel.

Er meckerte wieder das mir so unangenehme Lachen, das er heute zum erstenmal mitgebracht hatte, und rief: „Jetzt ist der Augenblick da, wo ich dir beweisen will, daß ich ein Wunder wirken kann. Das Gewitter dort und die Elektrizität in mir treffen

ſo günſtig zuſammen wie vielleicht niemals wieder. Wünſche nun mit mir, daß dieſe Glaskieſel ſich in Diamanten verwandeln ſollen."

Ich ſah ein, es war ihm nicht zu widerſprechen. Ich gab ihm achſelzuckend nach und wünſchte, daß die Rheinkieſel, die er unausgeſetzt mit ſeinem Taſchentuch rieb, ſich in Diamanten verwandeln möchten. „Du wirſt ſehen," ſagte er eifrig, „dieſes Mal wird ein Wunder geſchehen."

Ich wollte es gerne glauben. Da ſetzte er noch hinzu: „Du ſollſt dich nicht vor dem Gewitter fürchten. Ich habe die Macht, es abzulenken. Ich werde es nach der anderen Seite des Berges ſchicken."

Im gleichen Augenblick blendete uns ein greller Blitz, den ich in den Augen meines Freundes ſich widerſpiegeln ſah, und zugleich ſchien die Erde, wie lebendig geworden, ſich zu ſchütteln und zu brüllen. Die Steine zitterten, und in den Büſchen hinter uns ſprang ein heulender Wind auf. Die dünnen Bäume des jungen Akazienwäldchens legten ſich ſchräg und begannen alle laut zu pfeifen.

Mein Freund blieb bleich ſitzen; er ſah aus, als beleuchte der Blitz ihn noch immer. Und ich ſprang fort und rief: „Wir werden hier erſchlagen. Schnell fort!"

„Wie ſchade," rief er mir nach, „daß du dich ſo fürchteſt! Das iſt ja gar kein Gewitter. Das iſt meine Schöpferkraft! Bleibe! Ich werde dir dann die Krawattennadel gleich verwandelt zeigen."

Ich lief aber ſchon fort, während er das ſagte. Und ich tat, als wären mir meine Zeichenmappe und

auch mein neuer Strohhut im Augenblick wichtiger als die zweifelhafte Verwandlung der Krawattennadel. Denn es begann eben mit talergroßen Tropfen zu regnen.

Mit großen Sätzen sprang ich bergab dem Gutshof zu. Ich hatte mich nur einmal umgesehen und zufrieden bemerkt, daß mein Freund, immer das Taschentuch durch die Luft schwingend, mir eiligst folgte.

Im Gutshof unter der Haustüre erwartete ich ihn. Er kam aber nicht eilig, sondern kam gemächlich unter den großen Regentropfen dahergewandert und behauptete, er habe mit seinem Taschentuch den Regen von sich abgehalten. Und trotzdem ihm das Regenwasser von beiden Schultern lief, meinte er, er wäre gar nicht naß geworden.

Jetzt begann ich mich über all die Torheit laut zu ärgern, und ich hielt ihm seine Selbsttäuschung vor. Er aber sagte, er habe Herrlicheres erlebt, als ich mir vorstellen könne. Er sei jetzt ganz frei von der Elektrizität, die in ihm aufgespeichert gewesen, denn den Donnerschlag und den Blitz, die hätte er mit seinen Kräften hervorgebracht. Das Gewitter wäre nur Schein und Einbildung von mir gewesen.

„Jawohl," sagte ich, „und dein Rock, der jetzt auf den Schultern ganz naß ist, und der Regen, der dich bis auf die Haut durchnäßt hat, nennst du das auch Einbildung?"

„Das ist nur in deinen Augen so," entgegnete er mir. „Ich sehe keinen Regen an mir. Ich bin ganz trocken. Und dich hätte auch kein Regen ein-

geholt, wenn du mir vertraut hätteſt und nicht vorausgelaufen wäreſt. Denn ich ging trocken im Regen nach Hauſe, weil es mein Wille war, daß der Regen mich nicht berühren ſollte."

„Und die Krawattennadel iſt vielleicht jetzt ein Diamant geworden," höhnte ich ein wenig.

„Du biſt immer ſo ungeduldig," klagte er. „Wäreſt du nicht fortgelaufen, wäre der Kieſel längſt ein Diamant. Der Stein hat ſich aber wieder zurückverwandelt, weil du das Gewitter mit deiner Furcht unterbrochen haſt."

Ich wollte: „Unſinn" ſagen, ſchwieg jedoch und ſagte, ich wollte ihm einen Regenſchirm holen, damit er auf dem Heimweg nicht naß würde. Er behauptete fortgeſetzt, er würde nicht naß, er würde den Schirm nicht aufſpannen.

„Denn wenn man von der Weltanſchauung keinen Nutzen haben ſoll," lachte er, „dann iſt ja die ganze Sache langweilig.

Ich war erſchüttert über den ihn erniedrigenden Ausſpruch, den er da tat, und ich hätte aufweinen mögen. Seine Rede ſchnitt mir ins Herz. Er ſprach von Nutzen und Vorteil. Während er früher nichts als die Erhabenheit ſeiner Gedanken erleben wollte, wollte er die Gedankenkraft jetzt in Diamanten und in irdiſchen Nutzen umſetzen. Aber Schuld daran, das leugnete ich keinen Augenblick vor mir ſelbſt, war ich.

Als ich im Hauſe in meinem Zimmer den Regenſchirm holte, erſchien mein Freund plötzlich unter der Tür, und rief aus: „Ah, du haſt einen eiſernen Ofen

im Zimmer! Ich habe zu Hause leider nur einen Kachelofen. Und wenn ich gestern einen eisernen Ofen im Zimmer gehabt hätte, hätte ich mein Waschwasser in kölnisches Wasser verwandeln können."

Ich wurde ganz traurig und ich ließ ihn reden. Er aber stellte einen Stuhl an den Ofen und bat mich, auf den Stuhl zu steigen. Ich sollte mit der einen Hand den Ofen berühren. Meiner anderen Hand reichte er den Zipfel seines Taschentuches hin.

Er behauptete, das Taschentuch sei jetzt mit seiner Elektrizität ganz gesättigt. Er hatte vorher Wasser in die Waschschüssel gegossen und hielt nun mit der rechten Hand das andere Ende des Taschentuches. Seine linke Hand aber tauchte er in das Waschbecken.

„Nun ist der Strom hergestellt," triumphierte er. „Soll ich nun das Wasser in Rosenwasser oder in kölnisches Wasser verwandeln?"

Ich mußte beinahe auflachen. Aber er bat mich inständig, meine Gedanken zusammenzufassen, und wir entschieden uns, das Waschwasser in Rosenwasser zu verwandeln.

Plötzlich rief er: „Ach, ich habe ganz vergessen; du bist nicht isoliert genug. Ziehe deine Stiefel aus!"

Dagegen sträubte ich mich, und er ließ es dabei bewenden, daß ich die Stiefel anbehalten durfte.

Unser Anblick wäre für einen plötzlich Eintretenden äußerst komisch gewesen. Feierlich schweigend bildeten wir die Stromkette vom Ofen bis zum Waschtisch, und als Verbindungsglied zwischen mir und meinem Freund schwebte das weiße Taschentuch.

Nach einer kleinen Weile ſagte er: „Jetzt iſt es genug. Jetzt muß die Verwandlung fertig ſein.“ Und er nahm von meinem Schreibtiſch ein Stück Fließpapier, tauchte es vorſichtig in das Waſſer, roch dann an dem durchſtränkten Papier und behauptete, daß es einen ſchwachen Roſengeruch habe.

„Ja,“ ſtimmte ich bei, „es riecht nach Roſen im Zimmer.“ Das war auch wahr, denn die Sonne war eben untergegangen, und durch das offene Zimmerfenſter ſtrömte der feine Atem der Roſenbüſche aus dem tiefgelegenen Garten herauf. Ich wollte meinen Freund aber nicht daran erinnern, daß dieſer Roſenduft jeden Abend nach Sonnenuntergang ins Zimmer kam, denn ich war müde von der Narretei.

Er ſagte dann ganz ernſt: „Der Duft des Waſſers wird wahrſcheinlich nicht lange anhalten, denn es iſt dies heute das dritte Wunder, an das ich meine Kräfte verſchwendet habe, und die Elektrizität war nicht mehr ſtark genug in mir, um das Waſſer bleibend in Roſenwaſſer verwandeln zu können. Schade, daß ich das Gewitter hinter den Berg geſchickt habe. Wenn es über das Haus gezogen wäre, hätten wir ſeine Kraft mit zur Bereitung des Roſenwaſſers verwenden können.“

Ich ſah hinaus. Der Himmel war klar, das Gewitter war verſchwunden, und der Abend breitete ſich friedlich über Felder und Gärten aus.

Sichtlich ſtolz auf ſeine Leiſtungen, ſteckte jetzt endlich mein Freund das Taſchentuch in ſeine Bruſttaſche, und ich begleitete ihn zur Stadt den Berg hinunter. Ich wollte ihn in dem unklaren Zuſtand,

in dem er war, wenigſtens bis zum Stadttor folgen. Ich fürchtete, er würde unterwegs vielleicht im Felde ſitzen bleiben und irgendein neues Wunder ausdenken.

Vor dem Burkardustor war damals ein großer Zimmerplatz am Mainufer. Dort lagen lange Baumſtämme und Balken, zu Haufen geſchichtet, auf dem Raſen. Als wir an dem Platz vorüberkamen, ſtand der Mond mit ſchwach leuchtendem Halbrund am Himmel. Es war dämmrig geworden, und das Mondlicht begann auf den glatten Stämmen des Zimmerplatzes zu glänzen.

Ich wollte mich jetzt von meinem Freund verabſchieden. Da deutete er nach dem Mond und ſagte: „Warte einen Augenblick! Ich will doch noch verſuchen, dir noch ein ganz einfaches Wunder zu zeigen.“

Ich wollte nicht hinhören und ſagte: „Mein Vater wartet mit dem Abendbrot auf mich. Ich muß eilen, um auf den Berg zurückzukommen.“

Mein Freund aber war ſchon auf einen Balkenhaufen geklettert. Schleunigſt zog er, oben ſitzend, ſeine Stiefel aus und ſtand nun da, aufgerichtet auf den Zehenſpitzen, die Arme hoch zum Mond gehoben, während ich an dem Bach — der damals noch nicht überbrückt war — an einem Maulbeerbaum lehnte und dem Wunderſüchtigen von weitem zuſah und nun wirklich von Herzen wünſchte, es möge ihm gelingen, vor mir in den Mond zu ſteigen, damit wir nicht mehr von den Wundern weiterſprechen müßten.

Es wurde dämmeriger. Wolken ſchoben ſich vor den Mond, und einen Augenblick ſchien es wirk-

lich, als wäre mein Freund im Dunkel verſchwunden. Da wurde mir bang, und ich rief mehrmals ſeinen Namen.

Er war aber nur hinter die aufgeſtapelten Balken geſtiegen und hatte dort ſeine Stiefel wieder angezogen. Nun kam er zurück und bewegte wieder lebhaft das Taſchentuch in ſeiner Hand. Und er ſagte: „Es wird mir gelingen, ich weiß es ganz gewiß. Jetzt iſt es Halbmond, aber wenn es Vollmond iſt, wird der Mond kräftig genug ſein, mich zu ſich zu ziehen.“

Dann nahm er ganz vergnügt Abſchied, und wir trennten uns. Nachher auf dem Heimweg hinauf zum Gut in der Stille des dunkelnden Heckenwegs atmete ich auf, als wäre ich einem Zauberer entronnen.

War die Welt nicht wundervoll, wie ſie da im Sommerabend nach dem Gewitter in der gereinigten Luft vor mir lag auch ohne Wunder? War es nicht wundervoll, als Menſch zu wandern und ſich Menſch und ſich nur als Menſch zu fühlen? Warum ſollte man fliegen oder Verwandlungen vornehmen?

Als wäre ich von einem Alpdruck aufgewacht aus einem quälenden Schlaf, ſo befreit fühlte ich mich jetzt auf dem Abendweg. In der Ferne ſtand der Schattenriß des Giebels vom Gutshaus am Bergabhang. Ein Lichtpunkt leuchtete auf der dunklen Terraſſe. Am Himmel flimmerten ein paar vereinzelte Sterne.

War es nicht Wunder genug, zu wiſſen, daß man lebte?

Der Lichtpunkt auf der Terraſſe und die Lichtpunkte der Sterne waren einander ähnlich, und doch wußte ich, die Lichtpunkte oben am Himmel waren rieſige Weltenkörper, und auf der Terraſſe unten ſtand nur eine kleine Petroleumlampe auf einem gedeckten Tiſch, auf dem das Abendbrot wartete.

War das nicht Wunder genug, daß rieſige Welten klein wie Lampen werden konnten, klein wie eine Lampe, die auf einem Menſchentiſch ſteht?

Beim feierlichen Bewundern der Lebensdinge werden alle Leben Wunder! Heute kann ich mir mein Empfinden in Worten ausdrücken. Damals genoß ich es ohne umfaſſendes Wort.

Einige Tage nach dieſem Auguſtnachmittag war ich wieder in unſerer Stadtwohnung, als der andere Freund, der Schweigende, zu mir kam und mich fragte, wann ich zum letztenmal den jungen Philoſophen geſehen hätte. Derſelbe ſei nicht mehr ins Kolleg gekommen, auch wäre ihm nicht geöffnet worden, als er den Freund in deſſen Wohnung aufgeſucht habe.

Auf Nachfrage bei ſeiner Hausfrau habe dieſe geantwortet, ihr Mieter liege ſeit ein paar Tagen zu Bett, wolle aber keine Beſuche empfangen, habe auch kein Eſſen zu ſich genommen und wünſche nur in Ruhe gelaſſen zu ſein. Sie gehe deswegen gar nicht mehr an ſeine Türe, da er jedesmal von drinnen herausrufe, daß er nicht geſtört ſein wolle.

Das, was ich da hörte, erſchreckte mich gewaltig. Ich erzählte in kurzen Zügen dem Schweigenden die

Vorgänge des Nachmittags: daß unſer Freund mit dem Vorſatz, Wunder zu wirken, zu mir gekommen und noch im gleichen Wahn von mir fortgegangen ſei.

„Er muß uns öffnen," ſagte ich. „Er darf nicht ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, ſonſt verfällt er in Irrſinn. Hoffentlich iſt es noch nicht zu ſpät." Der Schweigende nickte, und dann eilten wir beide nach der Wohnung des jungen Philoſophen.

Es war ſechs Uhr abends, heller Sommerabend. Und als wir in das altmodiſche Haus traten, in welchem unſer Freund ein Zimmer gemietet hatte, war es in dem großen Treppenraum ſtill, und nur unſere Schritte hallten auf der geräumigen Holztreppe des weiten Stiegenhauſes. Mit einigem Staunen ſahen wir, als wir den oberen Flur, der durch keine Türe von der Treppe abgeſperrt war, erreicht hatten, daß dort auf den Sandſteinflieſen viel Waſſer ausgeſchüttet war.

Wir dachten aber an nichts Beſonderes dabei, ſondern meinten, daß dieſes durch die Unachtſamkeit eines Dienſtmädchens geſchehen wäre; denn im gleichen Flur war ein Waſſerhahn an der Wand angebracht, mit einem eiſernen Becken darunter. Da war es leicht möglich, daß das Waſſer im Becken vielleicht übergelaufen war, wenn der Beckenabfluß verſtopft und der Hahn nicht zugedreht geweſen.

Vorſichtig über die Waſſerlachen ſteigend, kamen wir zur Zimmertür. Wir klopften, aber wir erhielten keine Antwort. Der Zimmerſchlüſſel ſteckte, alſo mußte unſer Freund zu Hauſe ſein. Wir klopften

mehrmals und versuchten durchs Schlüsselloch zu spähen, und ich sehe uns da noch heute vor der großen weißlackierten Türe beratschlagen, immer ängstlicher werdend, weil wir nicht mehr wußten, was wir zu tun hatten.

„Vielleicht ist er eingeschlafen," meinten wir dann und wir beschlossen, einen Augenblick auf der Treppe zu warten, denn es ging augenscheinlich etwas Unheimliches vor. Das sagten uns immer eindringlicher die großen Wasserflecken, die, wie es mir auf einmal schien, ganz von selbst anwuchsen und sich immer mehr über die Steinfliesen ausbreiteten. Wir stiegen über die Wasserseen zurück bis zur breiten Holztreppe. Dort standen wir zaudernd und warteten, an das Geländer angelehnt. Endlich setzten wir uns auf die oberste Stufe und überlegten.

Während wir noch in die Haustiefe zur Treppe hinunterhorchten und immer hofften, der junge Philosoph möge ausgegangen sein und würde plötzlich nach Hause kommen, da fuhren wir auf einmal beide gleichzeitig in die Höhe, denn das Wasser, das wir aus dem Auge gelassen hatten, hatte uns am Treppenrand erreicht, und wir sahen staunend, daß es jetzt wie ein fließender Bach von Stufe zu Stufe hinunterlief.

Wir sahen beide unwillkürlich nach der weißen Zimmertür und verstanden nun, daß die Unmenge Wasser aus dem Zimmer unseres Freundes kam.

„Was ist das wieder für ein Streich?" entfuhr es dem Schweigenden.

Das bewegliche Wasser, das da neben uns das

einzige Leben im Treppenhause war, blickte uns an und sagte uns: „Es ist ihm nichts Schlimmes geschehen, und ihr braucht euch nicht zu ängstigen. Er macht nur neue Wunderversuche."

Jetzt hörten wir auch, daß einige Gefäße im Zimmer, Eimer und Waschschüssel, klirrten, als würden sie zur Seite gerückt. Unsere Laune heiterte sich auf. Wir klopften nun lebhafter an die Türe und riefen lachend, daß wir eintreten wollten.

„Es ist offen," rief drinnen die Stimme unseres Freundes.

Rasch drückten wir die Türe auf, und nun wurden wir noch mehr erstaunt. Wir sahen eine Wasserfläche, weit ausgebreitet über den ganzen Zimmerfußboden, vor uns. Und in seinem Bett, mit dem Augenglas auf der Nase, lag der junge Mann mit feuerrotem Kopf und vergnügt lachend.

Er erklärte uns, daß er noch einmal Versuche gemacht hätte, sich und diesmal auch das ganze Zimmer vollständig zu isolieren, damit er dadurch neue Elektrizitäten in seinem Körper ansammeln könne, die er heute nacht zum Aufstieg in den Vollmond brauchen wollte. Er sagte auch, er habe tagelang nichts gegessen, sondern nur Zigaretten geraucht und sich Kaffee und Tee bereitet.

Als wir durch das Wasser hindurch zu ihm an sein Bett traten, sahen wir erst, daß er im Gesicht seltsam zerschunden war. Er hatte sich die Backenknochen, die Stirnecken, Nase und Kinn so sehr mit dem Taschentuch gerieben, daß diese Stellen wie offene rote Wunden leuchteten. Und umgeben von diesem

Kranz von Röte, glänzten unheimlich funkelnd seine Augengläser.

Aber das Vergnügen, daß wir ihn lebend antrafen und auch scheinbar noch bei Verstand, überwog den Schrecken dieser Eindrücke, und wir versuchten mit Lachen und Scherzen und Plaudern seine Wundersucht ins Komische zu ziehen und sie als harmlos und spaßhaft hinzustellen, und brachten es auch fertig, ihn zu überzeugen, daß diese Nervenüberspannung, hervorgebracht durch Hungern, Rauchen und Teetrinken, ihn nur schwächer und nicht stärker mache.

Er befahl uns zwar mehrmals, ihn allein zu lassen, vorgebend, er wolle schlafen. Aber wir ließen uns nicht so leicht abweisen. Da wir nun ins Zimmer eingedrungen waren, wollten wir es nicht so bald wieder verlassen, bis wir ihn gesund und vernünftig gemacht hätten.

Wir riefen das Dienstmädchen. Ihr sagten wir, der Wasserhahn wäre offen gewesen, und das Wasser wäre von draußen hereingeflossen. Daß der junge Philosoph selber Eimer um Eimer geholt und in sein Zimmer ausgegossen hatte, das wäre ihr natürlich nie eingefallen auszudenken. Aber man sah es ihr an, daß sie auch nicht verstehen konnte, wie das Wasser von draußen hereingeflossen war.

Während viele Hände nun die Flut hinausbeförderten und der junge Mann im Bett sich ärgerte, daß man ihn nicht in Ruhe ließ, lief einer von uns fort und kaufte Essen ein, und wir überredeten den Freund, Nahrung zu sich zu nehmen, was er dann

auch tat. Wenn er von Wundern reden wollte, fingen wir beide an, der Schweigſame und ich, zu ſchmunzeln und dann zu lachen. Und beſonders der Schweigſame verſtand es gut, mit geſundem Spott des andern ungeſunde Wunderluſt lächerlich zu machen.

Ich war froh, als der Wundermann endlich mitlachte, und als er, nachdem er gegeſſen und Bier getrunken hatte, wieder Schlafluſt bekam, die er ſeit Tagen künſtlich vermittelſt Tee und Tabak von ſich fern gehalten. Er mußte uns verſprechen, zu ſchlafen und nicht mehr an Wunder zu denken und im Bett zu bleiben, bis wir ihn am nächſten Tag wieder beſuchen würden.

Das tat er auch wirklich, und er ſchlief noch, als wir ihn am nächſten Mittag um zwölf Uhr wieder aufſuchten. Dann war ſeine Rede wieder vernünftig, und nur noch die roten Flecken in ſeinem Geſicht, die erſt nach einigen Tagen verſchwanden, erinnerten an die fieberhafte Wunderſucht, die ihn beinahe um Verſtand und Leben gebracht hätte.

Nach dieſen Erlebniſſen mit dem jungen Philoſophen war mir eigentlich das Sprechen mit ihm über Atomkraft und über die neue Weltanſchauung verleidet, und es war mir lieb, daß mein Freund, der erſt vorhatte, den Ferienkurs in Würzburg zu beſuchen, ſich entſchloß, zu den Ferien heimzureiſen, um in der Univerſitätsſtadt, in der er geboren war, Ferienkollegs zu belegen.

Als das Winterſemeſter begann und er wiederkehrte, war er wieder derſelbe ruhige und ſtilldenkende

gesetzte Mensch, als den ich ihn immer gekannt hatte. Er hatte dann auch viele Kollegs zu besuchen, und sein Studium nahm ihn derart in Anspruch, daß er nicht mehr so ausschließlich der von ihm auf Physik und Chemie angewandten Lehre der Atomkraft nachgrübeln konnte. Aber das will nicht sagen, daß er die neuen Gedanken bei Seite gelegt hatte. Er holte sie immer wieder vor und ließ sie nicht los und legte sie auch ein Jahr später in einem Manuskript nieder; nur auf plumpe Wunderversuche ließ er sich nie mehr ein.

Wenn ich ihn manchmal nach Jahren wiedersah, in dieser oder jener deutschen Stadt, wo er als Assistenzarzt weilte, und auch dann, als er später selbständiger Arzt geworden, so war seine Atomkraftlehre immer mit neuen Erklärungen chemischer und physikalischer Vorgänge weitergediehen, und er hat diese Lehre niemals aufgegeben, sondern sie immer mehr vereinfacht und ausgearbeitet.

Doch die Anwendung der neuen Weltanschauung auf das Gesellschaftsleben der Menschheit und auf das einzelne Menschenleben kam ihm als etwas so Selbstverständliches vor, daß er sich nicht weiter Mühe gab, darüber etwas niederzuschreiben.

Mir aber, in meinem Schriftstellerberuf, bildete sich die neue Weltanschauung zu einer Mündigkeitssprechung der Menschheit aus. Und die Zeit von 1890 bis heute, vor allem die Zeit von 1890 bis 1900, war für mich eine fortgesetzte Entwicklung zu einem neuen Menschentum hin auf Grund der neuen Weltauffassung, von der ich heute fest über-

zeugt bin, daß ſie dazu da iſt, die Menſchheitsideale von morgen zu ſchaffen, denn das Weltfeſtlichkeitsgefühl liegt im Menſchen eingeboren, es iſt keine Lehre, ſondern ein natürlicher Zuſtand, den jeder an ſich erkennen kann.

Ich habe dieſe Weltauffaſſung in der Dichtung angewandt und habe ſie bewußt und unbewußt bei allen Begegnungen mit Dichtern, Künſtlern und geiſtigen Zeitgenoſſen aus mir ſprechen laſſen.

Meine feſtliche Weltauffaſſung wurde mir aber oft als Oberflächlichkeit oder Leichtſinn ausgelegt. Um nun endlich ganz verſtanden zu werden, in Werken und Handlungen, will ich die Entwicklungsjahre jener Zeit weitererzählen und die Zeitſpanne, in der die neue Umwandlung am auffallendſten bei mir zutage trat, im nächſten Abſchnitt dieſes Buches ſchildern.

Noch immer liege ich nach dem Sturz mit ſteifem, ſchmerzendem Bein im Bett. Aber ich bin erſtaunt, wenn ich feſtſtelle, daß ich Wochen am ſelben Fleck gelegen habe. Es iſt mir, als hätte ich keinen Augenblick ſtill gelegen, denn ich bin Meilen über Meilen in das Jahr 1890 zurückgewandert.

Ich erlebte nach dem Sturz in den wenigen Minuten im Gartenſaal des Gutshofes, als ich meine und meines Freundes Photographie dort ſtehen ſah, blitzartig jenen Auguſtnachmittag wieder und die wirren Wunderverſuche des jungen Philoſophen.

Die Glocken ſchweigen jetzt mittags, denn die Zeit des außergewöhnlichen Trauergeläutes für den verſtorbenen Prinzregenten iſt abgelaufen. Die Glocken haben mich gut in die alten Zeiten hineingeſungen, ſo daß ich ſie im Geiſte immer weiter ſingen höre, auch wenn ſie mittags nicht mehr läuten und nicht mehr melodiſch brauſend mein Zimmer umkreiſen.

Kaum aber kann ich noch glauben, daß ich bereits im Jahre 1913 lebe, denn ich habe auf der Erde noch keinen Schritt in dieſem Jahr getan. Nur meine Gedanken marſchierten.

Dreiundzwanzig Jahre, die mich vom Jahre 1890 trennen, ſind verſchwunden, als wenn ſie nie geweſen wären. Iſt das nicht auch eine Feſtlichkeit, keinen Schritt mit ſeinen Füßen in der Gegenwart tun zu können und im Geiſt bei den Geiſtern alter Jahre Spaziergänge zu machen mit friſchen Jünglingsgliedern?

Und iſt das nicht auch eine Feſtlichkeit, daß ich bei den Erinnerungen die Schmerzen der Gegenwart ganz vergeſſen und mein Buch beginnen konnte?

Das iſt ein großes feſtliches Wunder, daß die Zeit des Menſchen Wunſch gehorchen muß, und daß der Menſch der Gegenwart Schmerzen in Vergeſſenheit verwandeln kann.

Es iſt mir das eine neue Beſtätigung dafür, daß das Leben in Leid und Freude ein Feſt iſt.

Und ich muß es immer wiederholen: Das Leben iſt unter allen Umſtänden ein Feſt.

Für den Armen und für den Reichen, für

den Lebenden und für den Sterbenden ist es festlich, wenn wir es nicht bloß mit äußeren, sondern auch mit inneren Kräften erleben und uns Schöpfer und Geschöpf zugleich fühlen wollen.

Mein Lebenslauf in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war folgender:

Nachdem ich mein Vaterhaus Weihnachten 1891 verließ, flüchtete ich fort aus den Bürgerkreisen zu den „hundertjährigen" Männern. Ich meine damit diejenigen Dichter und Denker, denen ich teils in Büchern, teils in der Wirklichkeit begegnete, jene, die reif und weise geboren sind, wenn sie auch noch einen jungen törichten Körper haben, jene, die einen bestimmten Grad von Unsterblichkeit besitzen, auch ehe sie ihr Lebenswerk vollendet haben.

Bis 1890 war ich im alten geistigen Deutschland aufgewachsen, im Deutschland von Schiller und Goethe, im Deutschland der Idealisten. Ich hatte noch keine Ahnung, daß dieses nicht mehr das heutige geistige Deutschland war, trotzdem ich empfand, daß die Gedichte, die ich bisher gelesen, wie ein alter vererbter Familienschmuck wirkten, und daß sie auf ihrem Glanz und in ihrer Sprache bereits eine dicke Patinaschicht trugen. Und auch alle die Gedichte der späteren Romantiker brachten eine süße Friedlichkeit mit, wie die alten Mahagonischränke sie ausströmten, in denen jene Bücher ihre Behausung hatten.

Körner und Kleiſt, Hauff und Mörike, Uhland und Rückert, Heine und Klopſtock, ihre Bücher waren gütig und ehrwürdig und von der Vergangenheit geheiligt und gaben dem Zimmer, in dem ſie ſtanden, eine glückliche Ruhe und eine Weltferne. Und dieſes wunderte mich nicht, denn ſie waren aus alter Zeit. Aber daß die neueren Schriftſteller, die der ſechziger und der ſiebziger Jahre, einen ſüßen Vergangenheitshauch in ihre Sprache legten, als wären ihre Bücher unter der Feder alt geboren, während die Worte noch tintennaß waren, das fiel mir unangenehm auf. Die Schriftſteller der achtziger Jahre dagegen, die, ſtatt mit Tinte, mit Tier- und Menſchenblut zu ſchreiben ſchienen, wirkten auf mich erlöſend.

Ich hörte eines Tages zwei Herrn in Würzburg vor mir auf der Domſtraße zueinander ſagen: „Zola, dieſes Schwein, ſollte in Deutſchland verboten werden.“ Und ich wurde ſtutzig, denn die Geſichter derer, die das ſagten, waren derart empört, daß ich ſofort begriff: wenn dieſe Bürgerleute ſich ſo aufregten, dann würde jener Schriftſteller — deſſen Name ich oft gehört, aber von dem ich noch kein Buch geleſen — ſicher ſehr ernſthaft ſein.

In denſelben Tagen war auch die Welt erfüllt vom Geſchrei über Tolſtois „Kreuzerſonate“. Und es hatten ſich, wie für und gegen Wagners Muſik, Streiter für und gegen die „Kreuzerſonate“ in allen geiſtigen Kreiſen des Landes aufgemacht.

Kühler laſſend, aber auch aufrühreriſch, wirkte das Auftreten Björnſons, der in ſeinem Buch „Der

Handſchuh" zum erſtenmal die Forderung aufſtellte, daß der junge Mann ſeine Keuſchheit bis zum Hochzeitstage ebenſo ſtreng bewahren müſſe, wie das junge Mädchen.

Die Erde ſchien in jenen Tagen dem geiſtig Miterlebenden im tiefſten Geiſte ſtündlich zu erzittern. Dem ſicheren Geſellſchaftsleben war außerdem in dem noch unſicher ſchwankenden Geiſt des neue Menſchenrechte fordernden Sozialismus ein Geſpenſt erſtanden, und nur die Dichter wurden vorerſt angelockt von der noch unbedichteten Zyklopenwelt des Arbeitertums.

Bei verweichlichten Gemütern mußte jedes Buch dieſer neuen Gattung einen Schrecken erzeugen. Das Wohlbehagen des Bürgergeiſtes wurde gewaltig geſtört durch die neuen Armuts- und Arbeitergeſtalten, die, ungewaſchen und ungekämmt, verhungert und ungehobelt, in Fabrikluft ſchwindſüchtig und elend geworden, aber mit unverheuchelt ehrlichen Lebens- und Liebestrieben verſehen, das Erbarmen und die Bewunderung der Dichter gefunden hatten.

In Deutſchland konnten darum damals gute Bürger Zola auf offener Straße ein Schwein nennen! Auch Gerhart Hauptmann und Holz und Schlaf, die drei erſten deutſchen Verkünder des Wirklichkeitslebens in Dramen und Romanen, waren von der ſogenannten guten Geſellſchaft noch geächtet, als könnten ſie mit ihren Büchern die Leprakrankheit in Haus und Theater verbreiten.

Außerdem war da noch der Philoſoph Nietzſche aufgetaucht. Ich ſah zum erſtenmal in der „Geſell-

ſchaft" — die M. G. Conrad mit mächtigem Sturm und Drang ſtark und mutig begründet hatte — das Bild Nietzſches, des Dichterphiloſophen, im Leſeſaal der Würzburger „Harmonie" im Jahre 1891, und zugleich war da ein begeiſterter Aufſatz mit einer kurzen Angabe aller ſeiner Werke und mit der Nachricht, daß der große Mann geiſtig umnachtet bei ſeiner Mutter in Naumburg lebe und wahrſcheinlich nie mehr die Klarheit ſeiner Gedanken zurückerhalten werde.

Ich eilte vom Leſeſaal ſogleich zur Stubertſchen Buchhandlung und verlangte dort Nietzſches Werk „Alſo ſprach Zarathuſtra". Niemand in der Univerſitätsbuchhandlung kannte den Namen des deutſchen Philoſophen. Man beſtritt ſogar, daß ein Philoſoph dieſes Namens in Deutſchland lebe oder gelebt habe. Man behauptete, ich müßte mich im Namen geirrt haben. Man lächelte und ſchrieb den Namen, den der Univerſitätsbuchhändler und die ihn umgebenden Herren noch nie gehört hatten, nur ungern auf.

Man wird ſich das heute kaum vorſtellen können, heute, wo jeder einigermaßen gebildete Student Nietzſches Namen ſo gut kennt, wie ein Muſiker Richard Wagner kennt.

„Den Philoſophen Nietzſche, den Sie verlangen, kennen wir nicht. Nehmen Sie doch die Werke eines anderen," ſo riet man mir in jener Buchhandlung. „Einen Philoſophen Nietzſche gibt es gar nicht, und wir werden uns nur lächerlich machen, wenn wir nach Leipzig ſchreiben. Beſtellen Sie doch ein Werk

von Kant oder Spinoza. Bei dieſen Namen ſind wir ſicher, daß wir Ihnen die Werke verſchaffen können."

Ich dankte für den billigen Rat und wollte gehen. Da erſuchte man mich gnädigſt, den Namen noch einmal aufzuſchreiben. Drei Tage ſpäter bekam ich aus Leipzig das Buch.

Nietzſche war bereits geiſtig geſtorben, aber ſein Werk ſtand vollendet da. Iſt es dann nicht erſtaunlich, daß damals bloß die geiſtigen oberen Zehn, die ſich um M. G. Conrads „Geſellſchaft" ſammelten, den Namen Nietzſche kannten und im Beſitz ſeiner Werke waren? Während fünfzig Millionen Deutſche, die ahnungslos das Kommen und Gehen eines deutſchen Geiſteszyklopen miterlebt hatten, ſo wenig von ihrem großen Zeitgenoſſen wußten und ſo wenig an ſeiner Arbeit beteiligt waren, wie wenn ein fernes Sonnenſyſtem im Weltall untergegangen wäre, von deſſen Glanz und deſſen Erlöſchen nur einige Sternwarten der Erde Kunde hatten.

Und ich frage mich: woran liegt dieſes auffallende Unbeteiligtſein der gebildeten Maſſen an der Entwicklung großer Männer und ihrer Geiſtesarbeit? Erſt wenn ein Lebenswerk vollendet iſt, erſt wenn manche Geiſter irrſinnig werden vor Überanſtrengung und vor Qual über den Unverſtand und die Teilnahmloſigkeit, auf die ſie ſtündlich ſtoßen müſſen, erſt dann wird die heutige Geſellſchaft in breiteren Maſſen auf ſie aufmerkſam. Selten aber werden junge einſame Geiſteshelden von ermutigenden Zurufen, von der Spannung und Erwartung eines

ganzen Volkes durchs Leben getragen. Jene jungen Männer sind die einsamsten Söhne ihres Landes, und, wie ich schon zu Anfang dieses Buches sagte, sie müssen durch Wälder von Dornen wandern.

Heute weiß ich mir die Teilnahmlosigkeit der Nation zu erklären. Der Hauptgrund, daß das Verachten oder Übersehen starker junger Männer in einem Volke möglich ist, beruht auf einer unglücklichen Weltanschauung der Menschheit. Würden die ungeheuren Kräfte und die ungeheure Aufmerksamkeit, die die Gesellschaft grau gewordenen Idealen zuwendet, dem Weltfestlichkeitsideal zugewendet, so würde eine größere Festlichkeit des Geisteslebens das Völkerleben verklären, und die Schwungkraft des Geistes aller Gesellschaftskreise würde sich erhöhen. —

Kühnheit und umwälzende Neuheit waren die Kennzeichen aller bedeutenden Bücher der achtziger und der neunziger Jahre. Diese neuen Werke wirkten, wenn man sie mit den auf einer alten Weltanschauung fußenden Werken der Klassiker verglich, wie Dynamitpatronen im Bücherschranke.

Zugleich mit dem umwälzenden Geist des Schrifttums waren in jener Zeit die Frauen teilweise der Madonnenhaltung müde geworden, und auch der Geist der Frau wollte am öffentlichen Leben teilnehmen. Die Zeit gärte, und es wogten im Geistesleben jener Tage zwei Strudel auf und nieder. Künstlerbewegung und Frauenbewegung, beide von Schöpferkraft angefeuert, hielten die öffentliche Meinung in Atem.

Von der Republik Amerika kam dazu das Wort Arbeit wie ein festliches Schlagwort herüber, und Europa echote: „Arbeit," und der Arbeiter wurde zum Ritter in der Phantasie der Dichter. Und die Frau wollte nicht zurückbleiben und wollte zur Arbeiterin werden. Sie, die vorher nur im Hause Mutter und Dame gewesen war, sie suchte sich jetzt auch einen Wirkungskreis außer dem Hause.

Ich muß gestehen, daß ich im Jahre 1890 noch herzlich wenig von all diesen geistigen Umwälzungen, die in der Welt vorgingen, wußte. Ich hatte bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahr von Gefühlsfragen und von Geistesfragen, die das Weltbild von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Jahrtausend zu Jahrtausend umgestalten müssen, nur eine Ahnung bekommen aus der Geschichtsstunde der Schule oder aus den Gesprächen meines Vaters über Politik. Sonst aber war die Welt bisher für mich scheinbar vollkommen gewesen, unerschütterlich nach biblischen Vorbildern aufgebaut, die vom Staate gutgeheißen und von den Dichtern mit Phantasie durchdrungen und besungen worden waren.

In der Privatier- und Universitätsstadt Würzburg sah man nicht das Elend und den Haß der Armen gegen die Reichen, der in Fabrik- und in Bergwerksgegenden damals zuerst aufschrie. Denn die Kaufmanns- und Rentierbevölkerung, die Beamten, Professoren und Offiziere, dazu die unbekümmerte Studentenschaft gaben dem Stadtbild, bei Weinbergen und altersgrauen Kirchen, den Frieden einer Lämmerhürde.

Das Wort Streik kannte man nur aus Zeitungen. Auch von der Frauenbewegung und Dichterbewegung kamen damals nur die Echos in Zeitschriften oder Zeitungen zu den stillen Gestaden meiner Vaterstadt. —

Außer einer würzburger Zeitung hatte ich kaum einmal in einem Kaffeehause eine andere Zeitung in der Hand gehabt, bis ich von dem einer meiner beiden Freunde, von dem Schweigenden, eines Tages auf das Berliner Tageblatt aufmerksam gemacht wurde. Ich höre noch seine Worte, als er sagte: „Im Feuilleton dieser Zeitung ist immer von einer Literatur die Rede, die nichts mit der alten Zeit zu tun hat. Diese Kreise, die in einem neuen Geist schreiben, solltest du aufsuchen."

Ich hatte jene Literatur bereits aus der Zeitschrift „Die Gesellschaft" kennen gelernt, aber ich war wie jeder Anfänger scheu und wollte erst meine eigenen Kräfte sammeln und meine Eigenart ausgeprägt haben, ehe ich mit jenen fremden Kreisen in Verbindung trat, die mir vielleicht zumuten würden, ihre Eigenart anzunehmen. Und ich war ängstlich, mein schriftstellerisches Ich zu hüten, bis es mir soweit ausgebrütet schien, daß es eine Persönlichkeit bekommen hatte.

So ließ ich es beim Lesen und Wiederlesen von Jacobsens Niels Lyhne beruhen. An diesem Buche bildete ich zuerst meine Schreibweise, und zugleich kam mir Niels Lyhnes Weltanschauungskampf, der zwischen dem Glauben an den alten Gott und dem Glauben an die Menschenvernunft schwankte, nah-

verwandt vor. Denn auch ich wog, ähnlich wie Niels Lyhne, noch immer die alte und meine neue Weltanschauung stündlich ab, schwankend zwischen der qualvollen Lehre der Erbsünde, der Verdammnis und der Belohnung nach dem Tode, und jener festlichen Denkweise, die mir erlaubte, mich Schöpfer und Geschöpf eines ewigen Weltfestes zu fühlen, zurückgeführt auf die Atomkraft aller Dinge.

Und so wie die Bücher der deutschen christlichen Klassiker nicht mehr in der Mauserzeit meiner Weltanschauungen auf mich wirken konnten, da sie mir in der gärenden Zeit zu christlich gottergeben vorkamen, so konnte ich auch selbst nicht mehr den Wunsch hegen, ähnlich dichten zu wollen wie die Dichter der alten Weltanschauung, die da in Reihe und Glied die Familienbücherschränke eines jeden deutschen Hauses füllten und den eisernen Geistesbestand meiner Zeit darstellten.

Solche Bücher kamen mir damals vor wie die jahrhundertalten Festungswerke der Stadt Würzburg, die schweigend behaupteten, für alle Jahrhunderte gut und nützlich zu sein und den Feind, den Erbfeind abwehren zu können. Sie sahen auch sehr trutzig drein, diese prächtigen Wälle, die von den klügsten Geistern ihrer Zeit zur Abwehr ausgedacht waren und stattlich und unerschütterlich schienen, als könnten sie noch Jahrtausenden trotzen.

Das Stadtleben aber, das sie schützen wollten, engten sie mit der Zeit so ein, daß die Bevölkerung, die weiterwuchs und immer licht- und luftbedürftiger wurde, durch Raummangel jeden Tag verheerende

Krankheiten ausbrechen ſehen konnte, hervorgerufen durch Menſchenanhäufungen.

Und dieſelben Wälle, die dem Feind wehren ſollten und ihre Bürger retten vor dem Tod durch Feindeshand, ſie wären ſchuld geworden, daß der Tod ſich von ſelbſt in der Stadt geboren hätte, wären ſie nicht niedergelegt worden. Denn ſie waren jetzt nicht mehr die Verteidiger, ſondern die Feinde der Bürger, deren Kindern und Kindeskindern ſie den Lebensatem und die Lebensfriſche unfreiwillig raubten.

Ebenſolche Wälle ſchienen mir die vorſichtig gehüteten Geiſtesgüter der Vergangenheit und einer alten Weltanſchauung zu ſein. Die neuen Bücher dagegen, wenn ſie vielleicht auch nicht bleibende Grundſteine zu neuen Mauern waren, ſo brachen ſie doch wie Dynamitpatronen Breſchen in das veraltete Geiſtesbollwerk der europäiſchen Nationen.

Die neuen Schriftſteller, die dieſe aufrühreriſchen Bücher ſchrieben, wurden aber zur damaligen Zeit noch vom Adel ſowohl als vom Bürger und vom ganzen Volk, gleich den Geächteten, für vogelfrei erklärt. Das Wort „Schweine!“ war noch das mildeſte, das man ihnen nachwarf.

Und ſo wie ſich damals Familien und Freunde in der Muſik über Richard Wagner zerkriegten, ſo entſpannen ſich in der deutſchen Dichtung über Gerhart Hauptmann und die Jüngſten geiſtige Bürgerkriege, die in allen Geſellſchaftskreiſen mit heftigem Dafür und Dagegen ausgefochten wurden, — gar nicht zu ſprechen von Nietzſche, deſſen Name noch

lange in Bürger- und Volkskreiſen ſo unbekannt blieb, wie er es jenem Univerſitätsbuchhändler in Würzburg im Jahre 1890 geweſen.

Auch Nietzſches Buch „Jenſeits von Gut und Böſe" ſchlug wie mit Keulen an die guten alten Bücherſchränke. Und es war eigentlich kein Wunder, daß an der Provinzuniverſität der Name eines ſolchen Umwerters aller Werte noch unbekannt blieb, auch nachdem der Zyklopengeiſt dieſes Denkers bereits aufgehört hatte, dem Leib zu gehorchen.

Es war ſo viel Gärſtoff in jener Zeit, ſo viele große Männer waren an der Arbeit, daß, wer ſich nach Geiſtesnahrung ſehnte, reichlich genährt wurde.

Zu jedem Weihnachtsfeſt gab Ibſen ein neues Drama heraus. Björnſon und Tolſtoi behaupteten große Wahrheiten. Und Strindberg, der damals noch an der Züchtung ſeiner gewaltigen Eigenart arbeitete, ſtand in der Mitte ſeines Lebens und hatte noch ſeine mächtigſten Arbeitsjahre vor ſich.

Liliencron fing eben an ſeine ſtürmiſchen und weltfröhlichen Lieder zu ſingen. Er trat erſt mit vierzig Jahren als Dichter auf.

Die meiſten der Genannten haben ſich aber heute auch ſchon in jene alten Bücherſchränke eingebürgert, und ſie ſind die Klaſſiker der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geworden; das deutſche Volk hat ſie bereits in Gnaden aufgenommen, dasſelbe Volk, das ſich damals gegen ihren neuen Geiſt gewehrt hat.

Das Deutſchland der blauen Ritterromantik und einer bleichſüchtigen Griechentumverehrung iſt in jenen

Jahren abgelöst worden von jenen Männern, die tapfer und furchtlos gegen Geistesverweichlichung weiter Bürgerkreise wie junge Ritter mit den Arbeitern Schulter an Schulter kämpften. —

Ich wollte mit diesen letzten Zeilen kurz eine Erinnerung des Geistesgesichtes jener Umsturzzeit geben. Ich habe auch nicht alle Geisteshelden jener Zeit genannt, sondern nur einige Schriftsteller und wollte nur das Zusammenwirken jener Titanen dem Leser in Erinnerung rufen, damit er Fuß fassen kann und meinen Weg leichter miterleben kann, den ich ihn jetzt durch die Jahre nach 1890 bis zur Jahrhundertwende führen will.

Ich habe im ersten Teil des Buches bereits gesagt, daß sich Stöße von Notizbüchern bei mir ansammelten, da ich die täglichen Spaziergänge, Gespräche und so weiter im Jahre 1890 niederschrieb und die Eindrücke in neuen Vergleichen festzuhalten versuchte. Es waren dies Übungen, wie ein Maler sie beim Aktmalen und der Musiker sie bei der Kompositionslehre vielleicht ähnlich vornehmen muß.

In meinen ersten Prosaversuchen hielt ich mich nicht an die alte Erzählungskunst der Klassiker, sondern an die neue Erzählungskunst, die mit Jakobsens „Nils Lyhne" mir zum erstenmal bekannt geworden war. Diese Kunst verweilte nicht bloß am Wege, um notwendige Dinge zu schildern, die dem Fortgang der Erzählung nützlich waren. Auch vertiefte sie sich nicht in moralisierende Betrachtungen zum Beispiel beim Ansehen eines Sternhimmels, einer

Blume, des Meeres und so weiter, wie es die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts mit Vorliebe getan. Sie beschrieb auch nicht die Dinge nur der Schönheit halber, sondern es war ihr darum zu tun, künstlerisch Leben zu geben, vertieftes Weltsehen, das in den leisesten Bewegungen eines Blattes, eines Baumes, das im Summen einer Biene und in der Zeichnung eines Gesichtes festliche Erlebnisse findet. In alles Weltalleben vertiefte sich mehr als in irgendeinem Jahrhundert diese neue Schreibart. Die früheren Zeiten beschrieben ein Frauengesicht nur, um seine Schönheit zu schildern, oder um festzustellen, daß jene Frau gut oder böse sei.

Nun aber enthielt man sich jedes Urteils. Die Neuen zeichneten ihre Personen, wie ein Maler sein Modell zeichnet, das ihn anregt, und dem Schuld oder Unschuld desselben gleichmäßig künstlerisch anziehend ist. Man lud keinen Fluch mehr auf die Handlungen des Menschen und übte keine offensichtliche Belobung ihrer guten Eigenschaften.

In diese Weise schrieb Jacobsen seinem „Niels Lyhne", der für eine ganze Reihe von jungen Schriftstellern der neunziger Jahre gleichsam als die Schöpfungsgeschichte einer neuen Schreibkunst galt. Jacobsen, der Naturwissenschaftler, der Botaniker, faßte die Menschen so behutsam wie Pflanzen an, die Menschen seiner Bücher, und schilderte ihre leisesten Handlungen mit einem feinen Beobachten, als galt es, Pflanzensorten zu bestimmen.

Seine durchaus nie verdammende oder beschönigende Art glich der Art eines Arztes und nicht der

eines Richters. Wie ein Arzt, der, seelen- und körperkundig, die Fehler nachsichtig Schwächen nennt und die Schönheiten nicht überschätzt, sondern auch diese mit Augen betrachtet, welche die Vergänglichkeit aller Lebensformen nur zu gut kennen, und der darum nicht übermäßig begeistert und nicht übermäßig verurteilend auftreten kann, so war Jacobsen als Schriftsteller.

Seine Art gewann damals rasch die Herzen vieler der jüngeren aufwachsenden Dichter. Die Seelenkunde in den neuen Büchern schien ein großer Fortschritt zu sein gegenüber der moralisierenden Schreibart der Vergangenheit und gegenüber dem einfachen Richtertum, das selten über gute und böse Helden hinausgekommen war. —

Die meisten jungen Dichter der achtziger Jahre mußten mit einem Doktortitel versehen in die Welt treten. Denn das Wort Dichter stand tief gesunken im Ansehen des Volkes, und die komische schmachtlappige Dichterfigur, die Wilhelm Busch im Dichter Bählamm geschaffen hat, spukte immerfort in den Gehirnen der Dichter, die, überfüttert von verweichlichter Lyrik, deutlich ihren Ekel und Spott zur Schau trugen, wenn man von jemanden sagte, er dichte.

Heute ist es ein wenig besser geworden. Man ahnt wieder, daß die Dichter ernste Männer sind, arbeitsame, kräftige Naturen voll Wirklichkeitssinn. Man ahnt wieder, daß das Wort „Dichter" nicht mit dem Wort „Schmachtlappen" verwechselt werden darf, und daß wirkliche Dichter Kraftnaturen des inneren Lebens bedeuten, so wie große Feldmarschalle,

große Diplomaten und große Herrscher Kraftnaturen des äußeren Lebens darstellen.

Wenn ein Dichter leiser auftritt als ein anderer Mann, wenn er träumender umhergehen muß, so ist es, weil er das wirkliche Leben äußerlich rascher aufgenommen hat als die anderen, blitzartiger, und weil in ihm die Gedanken und Gefühle dann toſen. Dieſem inneren Gewitter ſeiner Gedanken und Gefühle muß er nachhängen und muß äußerlich oft verſtummen und ſich ſelbſt zuhören.

Jeder wirkliche Dichter wird demütig gemacht von der Wucht, Ehrlichkeit und Eindringlichkeit ſeiner Gedanken und Gefühle, die ihm die Melodie des Lebens ſchon offenbaren, wenn die andern nur erſt Lärm und Wirrnis ſehen. Andere werden vielleicht demütig gemacht durch Niederlagen, durch Notlagen, Enttäuſchungen und durch gewaltſame Demütigungen von außen. Der Dichter wird demütig gemacht von ſeiner Dichterſtimme, die ihn fortwährend begleitet, als trüge er die Weltorgel in ſich, auf der er den Lärm der äußeren Ereigniſſe in innere Töne auflöſt.

Die Zerſtreutheit eines Dichters, ſeine geiſtige Abweſenheit, der ſcheinbare Hochmut, der über ſeiner Haltung oft unbewußt liegen kann, die Ungeduld und der ſcheinbare Größenwahnſinn und ſein Stolz — alles ſind Zuſtände, wie ſie die andern Menſchen vielleicht kaum zehnmal in ihrem Leben kennen lernen, ein Zuſtand, wie ihn ein Feldmarſchall während einer Schlacht empfinden muß, wenn dieſe noch zwiſchen Sieg und Niederlage ſchwankt. Der Dichter iſt in

jedem Augenblick auch ähnlich einem Erfinder, der nahe daran ist, der Welt eine Entdeckung zu offenbaren, und den nur noch fünf Sekunden von dem Recht trennen, darüber aufgeklärt zu werden, ob er sich in seinen Voraussetzungen geirrt hat oder nicht.

In diesem steten Schöpferzustand, in diesem ununterbrochenen Schöpfungsfieber bewegt sich das Leben des Dichters vom ersten Gedicht bis zum letzten. Er erledigt das äußere Leben blitzartiger, vorausfühlend und vorauswissend, wo die andern erst an der Tür des äußeren Ereignisses stehen. Aber die Verinnerlichung, in der er zum zweitenmal die äußeren Erschütterungen in sich lautlos nachleben und in Worte und Rhythmen bringen muß, ist ihm wichtiger und scheinbar wirklicher.

Ein Dichter im Verkehr wirkt deshalb immer unbequem, rätselhaft und ungelenk. Er scheint nur mit dem einen Fuß mitzutanzen, während die andern mit beiden Beinen Lebensgaloppaden ausführen.

Ein ernster Dichter wird immer den Frauen und den Männern ungesellschaftlich vorkommen, denn während sie ihn noch im Gewande oder in den Melodien seiner letzten Werke sehen und ihn darüber befragen möchten, hat seine innere Welt längst neue Töne angeschlagen, und er kann den Fragenden nicht einmal mehr antworten, da er fortgerückt und tief benommen ist von dem neuen Schöpfungsfieber, das ihn gepackt hat, und das ähnlich ist dem Fieber bei einer wogenden Schlacht.

Es würde keinem vernünftigen Menschen einfallen, von einem Feldmarschall beim Höhepunkt einer

Schlacht Aufmerksamkeit für andere Ereignisse als die mit der Schlacht zusammenhängenden zu verlangen. Ein anderes Verhältnis besteht aber zwischen Welt und Dichter.

Der Dichter, der nur für die Schlacht in seinem Inneren Ohr hat, wird meistens als unvernünftig angesehen, wenn er sich in seiner Hingerissenheit nicht zugleich auch in seiner äußeren Welt so fest behaupten kann wie die andern. Er gilt als dumm und blöd, wenn er sich dort nicht helfen kann, wo die anderen sich spielend helfen.

Er gilt der Welt als frech und anmaßend, wenn er Ansprüche an die Mitwelt stellt, die ihm vom Standpunkt seiner Schöpferkraft aus klein scheinen, während die anderen den scheinbar Lebensunbeholfenen und scheinbar Lebensblöden bescheiden und anspruchslos und möglichst verzichtend haben wollen, da er von seiner inneren Welt reichlich entschädigt sei, wie sie triumphierend behaupten.

Als ob jeder Künstler die äußere Welt nicht immer reichlich nötig hat, um zur inneren zu kommen!

Der Gedanke, daß ein Dichter nur eine Dachkammer benötige, und daß nur die Not ihm Dichterträume gibt, lebte besonders zur Blütezeit der alten Weltanschauung eingewurzelt im deutschen Volke. Heute ist es aber bereits besser geworden, wenn auch die Dichter noch lange nicht vom Staat Pfründen beziehen wie die Kirchenbeamten oder Gehälter wie die hohen Staatsbeamten. Und doch wäre dieses eigentlich selbstverständlich, denn der Dichter, der Maler, Bildhauer und Musiker, sie sind die höchst-

ſtehenden geiſtigen Beamten des Staates, und ſie ſind durch ihr Schaffen neuer geiſtiger Güter höher an Würde und Rang als die größten politiſchen Führer jedes Volkes. Die Künſtler ſind die reichſten Feſtgeber des feſtlichen Daſeins der Menſchheit, und dafür hat ihnen jeder Staat zu danken.

Ich ſetze dieſe Erklärung und Verteidigung der Künſtler hierher, weil ich eben jene Zeiten erlebt habe, in denen Gedicht und junge Dichter bei der menſchlichen Geſellſchaft niedriger im Wert ſtanden als im Mittelalter die Scharfrichter und ihr Handwerk. Aber wer gründlich verachtet wird wie der Henker, dem wird doch noch von den anderen ein volles Gefühl zuteil, das Gefühl des Abſcheus.

Aber in jener Zeit, die ich meine, hatte man für den jungen Dichter in den Geſellſchaftskreiſen entweder ein mitleidiges Achſelzucken, oder ein ſolch junger Geiſt wurde kurzweg als eine Lächerlichkeit angeſehen, die nicht einmal mit ernſtem Spott verfolgt wurde; er war für die Geſellſchaft Luft und hatte kaum Daſeinsberechtigung. —

Durch die neue Weltanſchauung war ich aus dem Gleichgewicht der griechiſchen Rhythmen und einlullenden gutmütigen Melodien der alten Dichterwelt aufgerüttelt worden, und die Trochäen und die Jamben und der Hexameter, alle die uns von den Griechen überkommenen Versmaße, ſchienen mir undeutſch, zu feierlich und nicht auf die heutigen Lebensäußerungen und Lebenszerriſſenheiten anwendbar, mit denen der Arbeitsgeiſt uns Menſchen einer neuen Welt umgibt.

Ich ſagte mir: unter dem herrlichen blauen Himmel Griechenlands wurden alle jene Versmaße aus dem Sinn eines angeborenen Gleichgewichts geboren. Die Südſonne und das Südblut des Mittelmeervolkes mußten dem inneren Leben der Dichter dort einen mächtigeren Rauſch und Schwung geben, ein höheres Pathos, welches zu uns gebracht, in unſer deutſches Klima und bei unſerer kühleren Raſſe ewig unnatürlich wirken wird und unwahr.

Unſer Leben in Deutſchland, das faſt ein halbes Jahr Winter kennt, den kurzatmigen Sommer hat, und das zugleich von einer neuzeitlichen Emſigkeit durchdrungen iſt und die Aufmerkſamkeit auf ganz andere Lebensgeſetze richten muß, als es die Griechen vor zweitauſend Jahren taten, dieſes Land muß ein eigenes Versmaß, ſeine eigenen Rhythmen haben. Dieſes Versmaß muß ſich dem inneren Leben, den zarteren Menſchen, dem bewölkteren Himmel und den grübelnden Träumen, den rauſchenden Laubwäldern unſeres Landes anpaſſen.

Die Natur jedes Landes — Landſchaft, Himmelsſtrich und Sprache — gibt ihren Dichtern ein beſtimmtes Versmaß ein.

Die Länder der Zypreſſen und Pinien, die Länder des heißen Südweines, die ſüdlichen Länder, wo keine Singvögel niſten, können nicht in demſelben Verstakt dichten wie deutſche Haine, deutſche Wieſen und Buſchlandſchaften voll fliegender Sänger und kühler lauſchiger Grashügel.

Nach dieſer Erkenntnis war es mir vorerſt unmöglich, daran zu denken, Gedichte zu ſchreiben, da

ich nicht im alten Versmaß schreiben wollte und zur Eingebung des neuen noch nicht gekommen war. Außerdem lag nichts zur Dichtung Aufmunterndes in der Haltung des damaligen Zeitgeistes, wie ich es vorher erklärt habe.

Und so stellte ich mich auf den Standpunkt, daß es vorläufig unmöglich sei, Gedichte zu schreiben in einer Zeit, die voll Maschinenlärm und Reiselärm war und mit Triumphen und neuen Wahrheiten der Naturwissenschaft protzte.

Ich wollte mich deshalb zuerst nur in einer neuen Erzählerkunst ausbilden, ausgehend von haarscharfster Beobachtung und genauester Wiedergabe der zartesten Lebenseindrücke. Dann hoffte ich, es würde sich vielleicht mit der Zeit die Sehnsucht und die Kraft zum Dichten in mir wieder verstärken und Dichterlust eines Tages von selbst hervorbrechen. Was ich aber im Lärm aller Neuheiten, die jetzt auf mich einstürmten, vorläufig stark bezweifelte.

Ja, ich ging damals so weit in meinem Urteil, und war darin nicht der einzige meiner Zeit, Dichtung und Dichten für eine Unmännlichkeit zu erklären. Dichtung schien mir, war heutzutage nur noch möglich für junge Mädchen, Schüler, ältere Tanten und Greise.

Der zeitgemäße Mann sollte auf die altmodische Süßigkeit gedichteter Gedanken verzichten und das Prosawort handhaben lernen und seine Gedanken durch die Kraft einer neuen Prosa vermitteln. —

Aber dieselbe Sehnsucht, sich von einer alten

überlebten Welt zu trennen, die damals die Dichter erfaßt hatte, die hatte alle Künſtler erfaßt.

Die Muſiker, unter Wagners Führung, ſagten ſich von der alten Lehre des Kontrapunktes frei. Und die deutſchen Maler packte die Sehnſucht, die Heimat in Licht und Farben wiederzugeben. Und die Dunkelmalerei der alten Schule und das Sichbrüſten mit dem Malen von ſogenannten Charakterköpfen und Ideallandſchaften wurde ebenfalls mehr und mehr beiſeite gelaſſen, und die Freilichtmalerei feierte ihre erſten ſtürmiſchen Feſte.

Man malte mit Weiß in Weiß, wo man vorher nur Braun in Braun gegeben hatte, und man malte Bunt in Bunt, luſtig befreit von den ſchematiſchen Farbenlehren akademiſcher Abtönungen.

Und man malte das Häßlichſte und das Eintönigſte, ſowie man auf der Bühne den Armeleuteſtand und auch das Häßliche zu Wort kommen ließ und ſich bemühte, Pathos und Poſe möglichſt von den Brettern zu verbannen.

Die Schauſpieler fingen an das Verſeſprechen zu verachten, weil der geiſtige Zuſchauer den Verſsſtücken nicht mehr zuhören wollte und überſättigt von Pathos und Poſe war und einen Wirklichkeitshunger abends ins Theater brachte, der entſtanden war aus dem neuen wachſenden Großſtadtlärm und aus dem Bedürfnis nach Kraftbetätigung und Wirklichkeitsluſt.

Die ganze Kunſtwelt war in jenen Jahren vielleicht mit einem Maskenball zu vergleichen, bei welchem plötzlich das Zeichen zur Maskenabnahme gegeben

wird. Und wo vorher sich nur Larven angesehen hatten, sah man plötzlich wirkliche lebende Gesichter wieder, lebende Gesichter in den Büchern, auf den Bildern und auf der Bühne.

Die Künstler begrüßten fröhlich diese Umwandlung, die Rückkehr zum Leben ohne Larve, während die breite Bürgermasse sich nicht recht an die entlarvten Gesichter gewöhnen wollte und nur seufzend, rückwärtsschauend, schwerfällig und gezwungen dem neuen Zug der Zeit Folge leistete.

Viele äußere Umstände trafen da noch zusammen, die den Wirklichkeitssinn bei den Künstlern wachriefen und die auch die Bürger mitrissen. Das neue ungewohnte schnelle Reisen und Orte wechseln können, durch das damals ausgebaute Eisenbahnnetz über ganz Europa, machte die Menschen wirklichkeitsfroh, und ebenso die Erfindung und Anwendung des reinlichen und verblüffend hellen elektrischen Lichtes; dessen alle Winkel ausleuchtende Klarheit ließ nachts keine Gespensterfurcht und keine überflüssig wuchernde Romantik mehr aufkommen.

In der Wissenschaft legte die Bakterienlehre die Ohnmacht und Macht des Menschen klar, dem winzigsten und dem Auge unsichtbaren Lebewesen gegenüber. Und weiter kamen dazu die aufsehenerregenden ersten Versuche der Hypnose, die in allen Gesellschaftskreisen mit Eifer besprochen und begutachtet wurden. Die bei diesen Versuchen sich befestigende Überzeugung, daß der Mensch keine ihn durch Gut und Böse leitende Seele habe, sondern daß durch den Willen eines stärkeren Menschen der

Wille des Schwächeren so ausgeschaltet werden kann, daß dem besten Menschen in der Hypnose Böses zu tun befohlen werden kann, dieses alles half mit am Aufbau einer neuen Weltauffassung.

Auch ein amerikanisches Buch muß ich noch erwähnen, das in jenen Jahren in hunderttausend Exemplaren von Hand zu Hand ging. Das war Bellamys „Rückblick aus dem Jahr 2000". Es war ein Buch, das erstaunlich den Wünschen und Sehnsüchten der Zeit entgegenkam, indem es scheinbar alle Wünsche des letzten Standes mit den Wünschen der höheren Stände so verschmolz, daß ein Idealstaat dem Leser des Buches gar nicht so unmöglich erschien und es manche Ungeduldige für möglich hielten, im neuen Jahrhundert diesen Staat noch zu erleben.

Ich will und kann hier nicht alles aufzählen, was in jenen Jahren bei der Neuheit des Maschinenlebens, bei der Neuheit des naturwissenschaftlichen Denkens, bei der Neuheit des raschen Reisens und des plötzlich sich schnell Verständigenkönnens durch Telegraph und Telephon mit nie dagewesener Macht die Menschen von alten Vorurteilen entkettete, das abgezirkelte Gesellschaftsleben entkräftete und Bewegung und Denkfreiheit in Kunst und Leben herstellte. Diesem neuen Zeitgeist, den zuerst die Künstler erfaßt hatten, arbeitete aber der altmodische Bürgergeschmack entgegen.

Die Bürgerkreise sehnten sich, kaum ein wenig aufgerüttelt vom neuen Zeitgeist, scheinbar nach den Dunkelheiten des Mittelalters, so wie einer, den

durch eine aufgerissene Tür die Sonne blendet, die Hand zum Schutz über die Augen legt oder sich nach dem Zimmerdunkel umsieht und sich erst allmählich an die plötzliche krasse Helle gewöhnen will.

Es blühte und wuchs bei den Bürgern in jenen Tagen in Deutschland allgemein die kindische Lust nach sogenannten altdeutschen Stuben mit Butzenscheiben, diese Lust, die man später höhnend Butzenscheibenromantik nannte. Bei jeder Gelegenheit wurden in den Städten altdeutsche Festzüge veranstaltet, wo die Leute, die im Zeitalter der Zeitungen, Eisenbahnen und der Sozialdemokratie aufgewachsen waren, plötzlich als Faustritter, Zunftmeister, Ritterfräulein und Ehrenjungfrauen sich gebärdeten. Als sei die Gegenwart nicht Maskenspiel genug, wollte man auch noch am hellen Tage die Gegenwart mit der Vergangenheit maskieren.

Jedes neue Haus mußte damals wenigstens einen altdeutschen Turm bekommen oder ganz unnötige Zinnen, und die Mode des Altdeutschen tobte sich auch bei allen Gebrauchsgegenständen in der lebhaftesten Weise aus. Es ist übrigens heute noch nicht viel anders. Nur ist die Maskerade der Butzenscheiben von der Maskerade der Biedermeierei verdrängt worden.

Die Bühnen- und Romanschriftsteller hatten sich noch zu Anfang der achtziger Jahre so romantisch altdeutsch benommen, daß schon deshalb Gerhart Hauptmann für jeden ernster empfindenden Deutschen nicht bloß als Geist einer neuen Zeit, sondern auch

als Erlöser vom altdeutschen Massenwahnsinn begrüßt werden mußte. —

So lagen die Dinge der geistigen Welt, als ich im Frühjahr 1892 nach München kam, wo die großen Brauereien eben ihre prunkenden Bierpaläste zu bauen begannen. Da las ich im gleichen Frühjahr in den Zeitungen, daß sich vom Glaspalast, dem großen Ausstellungspalast der Maler, eine Malergruppe trennen wolle, die nichts mehr zu tun haben wollte mit akademischen Grundsätzen. Dieser Gruppe Mitglieder strebten die Freilichtmalerei und die Freiheit für jede Eigenart fern aller Schablone an. Auf Wunsch des Prinzregenten hatte man sich aber noch einmal geeinigt und wollte sich noch nicht vom Glaspalast trennen, sondern die neue Malergruppe, die sich Sezession nannte, sollte im Glaspalast einige Säle für sich erhalten.

Wenn ein Bienenvolk schwärmen will, beginnt es im Bienenkorb laut zu summen, also summte es damals wütend in allen Bierlokalen der Stadt München. Man ereiferte sich für und wider den Streit, der unter den Malern im Glaspalast ausgebrochen war. So wie man vorher für und gegen Wagner gewesen, so stritt man jetzt für und gegen die Sezessionisten.

Das Kaffeehaus Luitpold war eben erst eröffnet worden und galt als das prächtigste Großstadtkaffeehaus Deutschlands. Das Leben in prunkhaften Kaffeehäusern hatte damit für München seinen Anfang genommen, und die Bürger wollten wichtiger genommen sein, seit sie ihren Kaffee mit ihren Frauen auf rotem

Samtsofa bei vergoldeten Säulen und in Oberlichträumen einnehmen durften. Überhaupt, das Bürgerleben wurde täglich feister, und das Sprichwort „nur Lumpen sind bescheiden" wurde in Bürgerkreisen zum Erziehungswort.

Bahnbrechend im Geistesleben in München war aber damals nicht bloß die Sezession, sondern ebenso ein Häufchen Schriftsteller, die wie weltferne Kameraden dem, in altdeutscher Maskerade protzenden Bürgertum die maskenlose, ehrliche und erschütternde Wirklichkeit in Romanen und Dramen darbieten wollten.

Ich erinnere mich besonders gut an einen literarischen Abend auf der Isarinsel in dem Gasthaus „Isarlust", das, wenn ich nicht irre, ein paar Jahre vorher zur Zeit der ersten Elektrizitätsausstellung gebaut worden war. Dort in einem Saal war von jener Schriftstellergruppe ein Vorleseabend veranstaltet worden, der mich zum erstenmal in die Nähe von wirklichen Dichtergeistern brachte.

Ich kann kaum ausdrücken, mit welcher heiligen Scheu und mit welcher höchsten Seelenspannung ich mich auf den Weg zu jener Vorlesung machte, und wie geweiht ich mir vorkam, die Gesichter neuzeitlicher Schriftsteller sehen zu dürfen, ich, der bis dahin nur in Würzburg in engster Familie, fern von allem öffentlichen Leben, aufgewachsen war.

Mir war, als sollte ich einen neuen Olymp kennen lernen. Ich hatte bis jetzt nur Bücher aus jener neuen geistigen Welt zu Freunden gehabt, nur Geschöpfe, aber keine Schöpfer. Außer mit meinen

beiden ſtudierenden Freunden hatte ich bisher mit niemandem einen Gedankenaustauſch erlebt, abgeſehen natürlich von den Geſprächen meines Vaters, deſſen Geiſt mir bis dahin die Unterhaltung von hundert Leuten hatte erſetzen können.

Als ich in jenen Vortragsſaal eintrat, ließ ich mich ſcheu und beklommen auf der letzten Sitzreihe nieder, reich beglückt, dort ſein zu dürfen, wo Friſche und neue Geiſtesluſt die Luft, wie mir vorkam, leichter und zum Atmen ſelbſtverſtändlicher machte.

Der Saal war ungefähr zu dreiviertel von Zuhörern gefüllt. Max Halbe las ſein Drama „Jugend" aus der Handſchrift vor. Dasſelbe war noch nicht aufgeführt. Nach ihm laſen Johannes Schlaf, Ludwig Scharf und noch andere, deren Namen ich mich heute nicht mehr entſinne.

Ich hatte von dem, was vorgetragen wurde, da die Schallkraft des Saales ſchlecht war, auf meiner letzten Sitzreihe, wo ich einſam ſaß, zwar nur halbe Sätze und halben Sinn aufgefaßt, aber ich war doch ehrfürchtig geſtimmt worden, als hätte ich Stimmen aus einer anderen Welt ſprechen hören. Und deshalb blieb mir jener Abend für immer unauslöſchlich in der Erinnerung.

Doch eigentümlicherweiſe kam in mir nicht die Kraft auf, an einen jener Dichterkameraden heranzutreten, mich vorzuſtellen und die Hand zum Gruß zu reichen. Wohl war der Wunſch da, mich unter jene Männer zu miſchen und mich mit und bei ihnen frei und fern der Bürgerwelt zu bewegen.

Aber, wie ich schon vorher sagte, war es in jenen Tagen allgemein, daß jeder Dichter in jenen Jahren entweder den Doktortitel führte und auf eine Universitätsbildung zurücksehen konnte oder daß er doch das Abiturientenexamen gemacht hatte. Ich aber, da ich Maler hatte werden wollen, hatte nur eine Realschule besucht und nur mit Mühe und Not das Zeugnis zum Einjährigfreiwilligendienst erlangt.

Dem geistigen Wissen meiner besten Freunde, dem Denker und dem Schweigenden, die Studierende der Universität waren, konnte ich meine künstlerischen Veranlagungen entgegenstellen, und es konnte dadurch gleiche Wertstellung im Verkehr herrschen.

Den Dichtern aber, denen ich in jener Vorlesung zum erstenmal begegnet war, hätte ich nur künstlerische Anfänge bieten können. Es waren von mir bisher nur in der „Gesellschaft" und in der „Wiener modernen Rundschau", den beiden damals einzigen Blättern des neuzeitlichen Schrifttums, ein paar Novellen erschienen. Mein erster Roman „Josa Gerth" lag nur in der Handschrift fertig und sollte erst zum Herbst 1892 erscheinen.

Ich hatte also noch kein Buch aufzuweisen, um mich vor den bereits anerkannten jungen Dichtern als Geisteskamerad auszuweisen.

Meine Familienangehörigen hatten mir außerdem, wenn ich davon gesprochen, Schriftsteller zu werden, oft vorgehalten, daß ich nicht die nötigen Vorkenntnisse zu diesem Beruf besäße, und daß der künstlerische Drang zwar gut und schön sei, aber daß er kein über-

zeugender Beweis dafür wäre, daß ich im Schriftstellerberuf vorwärts kommen könne.

Auch war ich in einer Universitätsstadt aufgewachsen, in welcher der junge Studierende alle Hochachtung genoß und dagegen der künstlerisch Begabte herzlich wenig beachtet wurde. Wenn man noch keine großen Werke aufweisen konnte, erschien man dort als anfangender Dichter mehr als lächerlich und wurde ohne Universitätsbildung nicht ernst genommen.

„Glauben denn diese Leute," so mußte ich manchmal zu meinen Freunden sagen, „Homer habe Ägyptisch oder Persisch oder Hebräisch studiert? Hat man je von einem Dichter der alten Zeit verlangt, daß er ein Examen machen mußte in fremden Sprachen und in Wissenschaften? Genügte es nicht, daß er die Begeisterung und das angeborene Können eines Dichters besaß?

Haben die indischen und arabischen Dichter und die alten deutschen Barden Universitätskenntnisse besessen? — Dichterfeuer, dichterische Vorstellungskräfte und tiefstes Gefühl für den Weltrhythmus, nur angeborene Kräfte besaßen jene alten Dichter alter Völker. Die Professoren konnten ihnen nichts lehren. Nur das große Leben war immer ihr Lehrer gewesen, und ebenso war ihnen Lehrer der Lebensernst und die Lebensfreude."

Und meine Freunde gaben mir stets recht. Aber was half mir das, wenn die Bürgerkreise, in denen sich mein tägliches Leben abspielte, unaufgeklärt und befangen waren in dem, was sie Bildung nannten.

Dieſe Kreiſe glaubten, da ſie ſelbſt die Bücher und die Profeſſoren zur Bildung nötig hatten, der Dichter müſſe den bürgerlichen Weg erſt gehen und ſollte nachher ſeinen eigenen künſtleriſchen fortſetzen. Mit dem Satz: „Heutzutage iſt es einmal ſo", lehnten die meiſten Leute jener Zeit jedes höhere Verſtändnis für die freie angeborene Schöpferkraft des Dichters ab, die doch über jede Univerſitätsbildung erhaben iſt.

Einige ſtudierte Verwandte von mir, Vettern mit Staatsanſtellung, warfen mir ſogar den Ausruf hin: „Wie willſt du denn Bücher ſchreiben können, wenn du lateiniſche und griechiſche Fremdwörter, die in der deutſchen Sprache eingeführt ſind, nicht ableiten kannſt? Du wirſt dich mit falſchen Ausdrücken nur lächerlich machen!"

Ich ſagte ihnen zwar: „Für die, denen ein Fremdwort mehr wert iſt als ein deutſches Wort, das ich an Stelle der Fremdwörter möglichſt immer ſetzen werde, für die, die glauben, daß die deutſche Sprache nur ſchön iſt, wenn ſie ſich mit lateiniſchen und griechiſchen Ausdrücken ſchmückt — als ob man eine Menſchenhand geſchmückt mit falſchen Brillanten hinreicht —, für die, die fremdklingende Worte den deutſchen, einfachen deutlichen Worten vorziehen — für dieſe Leute will ich gar nicht ſchreiben."

„Es iſt gar nicht zu vermeiden," antworteten jene darauf, „daß man fremde Ausdrücke anwenden muß. Die deutſche Sprache reicht nicht für alle Begriffserklärungen aus."

„Gut," ſagte ich, „dann werde ich der deutſchen

Sprache neue Worte geben. Denn es ist das Recht jedes wirklichen Dichters, seine Muttersprache zu bereichern, und es ist seine Pflicht, Fremdworte auszumerzen und an ihrer Stelle Worte mit heimatlichem Klang der Heimatsprache zu erschaffen."

Man lachte und zuckte die Achseln und sagte, die Erfahrung würde es mir schon lehren, daß ich Unmögliches wolle. Und mein Vater, beeinflußt von den Reden jener studierten Verwandten, setzte mein Taschengeld monatlich so knapp an, daß ich ohne die Hilfe meiner Freunde hätte verhungern müssen. Denn er wollte mich durch die Entbehrungen, die ich mir auferlegen mußte, zwingen, von dem Vorhaben, Dichter zu werden, abzulassen, nach Hause zurückzukehren und mein Leben einem sicheren Geschäftsberuf zu widmen.

Auch dieses Gefühl, daß ich mich noch nicht durch das Schreiben erhalten konnte und nur von der Gnade meines Vaters leben mußte und nichts besaß, um auch mal fröhliche Feste feiern zu können, das hielt mich damals davon ab, mich jenem Dichterkreis in München zu nähern, und ich wartete bessere Zeiten ab, um dann Anknüpfung zu finden.

Die Entbehrungen zu ertragen, fiel mir leicht. Trotzdem ich in Würzburg in einem wohlhabenden Hause aufgewachsen war und es mir nie an irgend etwas gefehlt hatte, empfand ich die Einschränkungen jetzt im Verhältnis zur geistigen Freiheit, die ich genoß, als fast gar nicht vorhanden.

Es wäre mir komisch vorgekommen, wenn mich jemand als ärmer angesehen oder mich bedauert hätte

und mir geſagt hätte, ich hätte zu Hauſe bei meinem vermögenden Vater reicher gelebt und beſſer, weil ſorgloſer.

Ich kam mir in jenen meinen ärmſten Tagen nie arm vor, und das Gefühl, ich beſitze alles und alle beſitzen mich, und das Gefühl, Mitteilhaber an allem Reichtum der Welt zu ſein, war mir von jeher angeboren.

Ich konnte deshalb meinen Sorgen immer nur ſchwer glauben, bis ſie dicht vor mir ſtanden und nicht mehr abzuweiſen waren; dann kamen ſie mir erſt wirklich vor. Unverſtändige Leute nennen dies Leichtſinn. Ich nenne es Sorgenblindheit. Und ſie iſt der angeborene ſechſte Sinn aller Künſtler.

Denn wie könnten die Dichter Melodien und Lieder finden, die Maler ſich an Farben, die Bildhauer ſich an Formen freuen, die Muſiker an Tönen, wenn ſie ſich nicht die Sorgenblindheit als ſechſten Sinn geſchaffen hätten, der ihnen Schutz bietet, wie Öl, das man in die Maſchinen träufelt, damit ſich die Räder nicht heiß laufen.

Und ohne die Öldrüſe der Sorgenblindheit würde der eindrucksfähige Künſtler tauſendmal am Wege, lange vor ſeinem Ziele, ſorgengebrochen zuſammenſtürzen.

Meine Freunde, der Denker und der Schweigende, die zu jener Zeit in München die Univerſität beſuchten, halfen mir in edelſter Weiſe. Ohne ihre Mithilfe wäre ich vielleicht doch gezwungen geweſen, ins üppigere Vaterhaus zurückzukehren. —

In dem vegetariſchen Speiſehaus „Thalyſia“ in

der Landwehrſtraße, in welchem ich mittags ein kärgliches Reis- oder Linſenkotelett aß, fand ich damals ſeltſame Menſchen, von deren Anweſenheit auf der Erde ich vorher nichts geahnt hatte. Es waren Theoſophen.

Dieſe Menſchen mit blaſſen Geſichtern und großen vergeiſtigten Augen wirkten auf mich ſo befremdend, wie wenn man von einem zoologiſchen Garten in die Grotte eines Aquariums eintritt und hinter Glasſcheiben im Waſſer die Pflanzen der Tiefſee und die geſchmeidigen Geſtalten der Meeresfauna bei künſtlicher Sauerſtofferhaltung leben ſieht.

Mir ſchien, jene Theoſophen hatten die Geſchmeidigkeit von Fiſchen oder Pflanzen, die ſchlank im reinen Waſſer leben. Ihre Sehnſucht war, den Indiern ähnlich zu werden, und die Lotosblume, jene auf dem Waſſer ruhende, keuſche Reinheitsblume, war auch ihnen wie den Indiern das höchſte Lebensſymbol.

Aber die Indier, aus dem reichen heißen Himmel, aus dem reichen heißen Tropenleben geboren, kamen ſich zu kühlen, wenn ſie ſich zur Lotosblume neigten. Die Indier kommen aus dem Reich wildeſter Begierden und wollen ähnlich werden der Blume, die in Ruhe über kühlen Waſſern ſchwebt. Es iſt natürlich, daß ſie ſich aus dem natürlichen Sonnenbrand ihres Landes, aus ihres edelſteinſchweren Landes Üppigkeit nach kühlender Einfachheit ſehnen und dann bei der Weltflucht und der Weltentſagung anlangen. So wie der von der Sonne Überhitzte gern zum Schatten flüchtet. Dagegen jene Theoſophen kamen,

aufgewachsen im nebelgrauen Deutschland, in einem kargen Klima, auf einer Sorgenerde, zu der Lotosblume wie die Fische angeschwommen.

Und sie sahen wie Fische zur Lotosblume hinauf, zu ihr, die in einer höheren Welt lebte, zu ihr, die in der reinen Sonnenluft atmete, während sie selbst nur in den bläulichen Dämmerungen einer Wasserschicht ihr Dasein hatten.

Diese Theosophen, schien mir, sehnten sich aus der Kargheit eines phantasielosen Daseins nach der Phantasieblume des Lebens. Ihre Gedankenschicht, in der sie immer schwammen, schien mir der Wasserschicht ähnlich zu sein, auf der die Lotosblume schwimmt. Sie selbst aber schwammen immer um die Wurzel der Blume und sahen den Lotoskelch nur von unten.

Denn diese Männer, die ich da sah, waren nicht durch den Weltbrand hindurchgegangen und hatten sich nicht, um sich vom Leben zu kühlen, ans Wasser des Gedankenfriedens niedergesetzt wie die Indier. Sie haßten die Wirklichkeit, ehe sie sie erlebt hatten, weil sie zu schwach und zu kühl geboren waren und die Wirklichkeit nie ihr Reich gewesen war.

Sie lebten immer in ihren Gedankengewässern, in denen sie geboren waren, wie der Fischlaich. Und sie sprachen von dem Begierdereich wie Kinder, die vom Liebesleben der Erwachsenen in ihrem Kindheitsreich nur eine verzerrte Ahnung erhalten können.

Diese Menschen, unter denen ich Reis und Gemüse aß — weil mein Geld nicht für Fleischspeisen

reichte, da ich mir nur abends ein wenig Wurſt gönnen durfte — dieſe ſchlanken, durchſichtigen Menſchen, die meiſtens in Schriften und Büchern laſen, während ſie kauten, wären mir aber in meiner Armut beinahe doch als eine tröſtliche Umgebung vorgekommen, da ſie nach geiſtiger Erhebung und nach Gedankentiefe ſtrebten, wenn nur nicht die graue Lebensſchwäche aus ihren grauen Adern geklagt hätte.

Ich lernte dort bald einen jungen Maler kennen, der wie ich aus Not in die „Thalyſia" verſchlagen war, und dieſer erzählte mir vom Maler Dieffenbach, welcher zu jener Zeit bei einem Dorf im Iſartal ſich ein Atelierhaus gebaut hatte. Dies Haus war aus ſchwarzen Teerpappen zuſammengenagelt. Und mit mannshohen gelben Buchſtaben ſtand an dem Giebel der ſchwarzen Halle das Wort: „Humanitas" geſchrieben.

Man konnte Dieffenbach damals öfters in den Straßen Münchens begegnen, wenn er in die Stadt kam, um Beſorgungen zu machen. Bart und Kopfhaar reichten ihm faſt bis an den Gürtel. Er trug eine lange Kutte und ging in Sandalen, und die ganze Stadt kannte ihn, den verrückten Maleremſiedler vom Iſartal, wie ihn die Leute nannten.

Die meiſten Theoſophen, die ich damals ſah, trugen langes ſchlichtes Chriſtushaar, das im Nacken weit über den Rockkragen fiel und nicht gut zum zweckmäßigen geradlinigen Männeranzug des neunzehnten Jahrhunderts ſtimmte. Das träumeriſche langherabfallende Haar ſtand im Widerſpruch zu den

knappen nüchternen Linien des Anzugs des Arbeiterzeitalters.

Daß übrigens die Theosophen und ihre Anhänger, die vom gedankenvolleren Norddeutschland in das lebensüppigere Süddeutschland gekommen waren, eigentlich im scharfen Widerspruch zur derben bayerischen Landesseele standen, das fiel mir auf. Aber so wie die Fische am liebsten an heißen Tagen an der Oberfläche des Wassers weilen und sich der warmblütigen Welt über ihnen behaglich nahe fühlen wollen, ohne doch ihre Wasserwelt aufgeben zu müssen, so schien es mir auch bei jenen Lotossehnsüchtigen zu sein. Man merkte, daß sie sich im derberen München, wo das Dasein mehr dem Leibe als der Seele zugewendet ist, wohler fühlten als im gedankensüchtigeren Norddeutschland.

Eigentlich war mir die Gedankensehnsucht dieser Menschen, die etwas Mitleiderregendes hatte, nicht unangenehm. Wenn diese Männer nur nicht alle selbst so mitleiderregend gewesen wären und so weltabgewendet, dann hätte ich mich gern mit ihnen unterhalten und mich ihnen nähern wollen. Aber daß sie der Wirklichkeitswelt, ohne nur von derselben gekostet zu haben, blindlings und vorurteilsvoll den Rücken wendeten und die gesunden Derbheiten des Daseins nicht ebenso zu beherrschen gelernt hatten oder beherrschen lernen wollten wie die Seelenwelt, und daß sie aus dem Wirklichkeitskampffest, das sie nur vom Hörensagen kannten, flüchteten wie Krieger, die plötzlich der Schlacht den Rücken wenden und sich unter eine Schanze setzen und sagen, es wäre un-

nütz zu kämpfen, denn einmal müßte ja doch dieſe Erde vergehen und alle ihre Genüſſe, und gegen die Vergänglichkeit des Leibes könnte auch dieſe Schlacht nicht ankämpfen, und deshalb ſollte man nur ſeine Seele befriedigen — das hat mich von ihnen abgeſtoßen, und ich fand es weder der Mühe wert, noch für mich von irgendwelcher Notwendigkeit, an jener Seelenüberzüchtung Anteil zu nehmen.

So wie der derber werdende Bürgerſtand, der damals immer breiter das mittelalterliche Rittertum und ſeine Romantik nach Anleitung Makarts in Wien in üppigen Samt- und Stoffausſchmückungen der Räume in Orgien der derbſten Geſchmackloſigkeiten feierte, und dem die Tapezierer die Fenſter und die Türen mit dunklen orientaliſchen Teppichen ſchwülſtig bekränzen durften, ſo entgegengeſetzt übertrieben zum ſinnenrohen Treiben wirkte die Leere und die reizloſe Klarheit, mit der jene Gruppe von Theoſophen, die ich täglich ſah, das ſinnliche Leben betrachtete.

Die Bürger waren übertrieben in der Geſtaltung des äußeren Lebens, die Theoſophen übertrieben in der Flucht zum inneren Leben. Die einen hatten zuviel Weltnähe, die anderen zuviel Weltferne. Die einen arteten in Weltüppigkeit aus, die anderen in Weltfremdheit. Die meiſten Bürger wünſchten nur Feſte der Sinne zu feiern, die Theoſophen nur Feſte der Seele. Und beide Menſchengruppen ſchienen mir entrückt der Weltnatürlichkeit, der einfachen Weltſelbſtverſtändlichkeit. Sie feierten nicht das ſelbſtverſtändliche Feſt natürlicher Schöpferkraft, die

inneres und äußeres Leben, Weltnähe und Weltferne in möglichſtem Gleichgewicht erlebt.

Weder weltverwildert ſein noch weltentfremdet werden iſt dem großen weiſen Feſt des Lebens günſtig. Weder Lebensüberhitzung noch Lebenserkältung iſt das Ideal des Lebensfeſtes. Eine emſige Lebensfeſtlichkeit, die aber nicht das Leben ſchulmeiſterlich verrenken will, wie es die Seelenſehnſüchtigen gern möchten, und die ebenſowenig zur Lebensgier anſpornen will, dieſe natürliche Lebensfeſtlichkeit fand ich damals ſelten unter den Geſichtern der Straße, aber ich fand ſie immer bei den Dichtern jener Zeit.

Alle die Dichter, die ich noch ſpäter kennen lernte, und alle, die ich bereits aus ihren Werken kannte, alle ſogenannten „Modernen" enthielten ſich möglichſt, ſeeliſch ſchulmeiſterlich zu wirken oder ſtumpfſinnig einſeitige Lebensüppigkeit zu pflegen. Es war ein markiger feſtlicher Ernſt in faſt jedem neuen Buch, das damals aus der Gruppe der „Modernen" erſchien.

Aus allen dieſen Gründen fühlte ich mich nicht hingezogen, Verkehr mit jenen Theoſophen anzuknüpfen. Ich las nur manchmal in ihrer Zeitſchrift „Sphinx", die in dem vegetariſchen Speiſehaus auf den Tiſchen lag, und plauderte dort mit einigen Malern.

Am Tage beſuchte ich gern die Muſeen. Ich ließ mich bei der Betrachtung dort von keiner Kunſtgeſchichte leiten, ſondern gab mich nur den Eindrücken hin, die die Bilder auf mich ausübten, und ordnete für mich, je nach der Stärke oder Schwäche dieſer Eindrücke, die Meiſter der verſchiedenen Jahrhunderte nach meinem eigenen Gutdünken.

Und dabei fiel mir auf, wieviel Geistesqualen und wieviel Geistesentsagung aus den gemalten Gesichtern aller christlichen Jahrhunderte sprach. Dagegen frei und gesund und festlich trugen die griechischen Statuen in der Glyptothek ihre Mienen. Von Gedanken- und Körpergesundheit aufrecht gehalten und natürlich selbstbewußt, trugen jene festlichen Menschen der Heidenzeit ihren Leib.

In der alten Pinakothek dagegen sprachen die Menschengesichter der christlichen Zeiten, die ich da auf den Gemälden sah, von einer Bedrückung, durchdrungen von einer, wie mir schien, unaufrichtigen Bescheidenheit und einer eingebildeten Demut. Und jene Maler der Renaissance, die die Gestalten der biblischen Geschichte nackt darstellen, malten, gereizt vom Fleischton, die enthüllten Körper meistens in einer lüsternen Beleuchtung. Und nur bei ganz wenigen alten deutschen Malern, wie bei Holbein und Memmlinger, war das Fleisch streng, aber abgetötet behandelt.

Auch diese Bilder konnte ich nicht lieben. Die Körper waren von diesen Malern dargestellt, als sähe man erfrorene Bäume im Sommer, während bei den italienischen und niederländischen Meistern das Fleisch der nackten Menschen zu üppig strotzte, zum Beispiel bei Michelangelo und Rubens, als hätte das Fleisch ohne Geist wuchern dürfen und wollte Orgien feiern.

Ich traf auch hier wieder dasselbe Gefühl, das mich immer bei der Betrachtung der alten Weltanschauung begleitet hat: die Eindämmung der Lebens-

luſt zur Lebensentſagung erzeugt wuchernde Phantaſiegebilde, die nichts mehr mit edler Schönheit gemein haben. Nur eine natürliche Weltauffaſſung, eine ſelbſtverſtändliche Weltanſchauung, die den Menſchen zum Schöpfer und Geſchöpf erhebt und das Weltalleben einfach feſtlich anſieht, kann auf allen Gebieten der Künſte feſtliche und natürliche Schönheit ſchaffen.

Die Griechen, die den Menſchen nicht mit einer Erbſünde belaſteten, die ihn frei aufwachſen ließen, denen die Götter des Olymps nichts anderes waren als Perſonen gewordene Menſchengeſetze, ſie ſchufen feſtliche Schönheiten.

Der griechiſche Olymp, ſagte ich mir, war nichts anderes als eine höhere Menſchengeſellſchaft, eine erdichtete Verſammlung höchſter, ſchönſter und weiſeſter Menſchen, die man wegen ihrer Vollkommenheit zu Menſchenoberhäuptern ernannt hatte.

Die Götter waren anſpornende Beiſpiele, um zu zeigen, wie hoch ſich der Menſch entwickeln kann bei fortgeſetzter Geiſtes- und Körperzucht

Und jeder weiß, es war beim griechiſchen Volke nicht ausgeſchloſſen, daß mutige Naturen, Menſchen, die ſich auf Erden außergewöhnlich hervortaten, oder Menſchen, die außergewöhnlich vollkommen zur Welt kamen, als Götter in die Verſammlung des Olymps aufgenommen wurden, manche ſogar nur wegen ihrer äußerlichen körperlichen Vorzüge, andere wegen ihrer geiſtigen und körperlichen Heldentaten.

Den lebenden Menſchen von damals wurde alſo beſtätigt, daß die Möglichkeit in ihnen lag, Schöpfer und Geſchöpf zugleich ſein zu können. Und dieſe

Möglichkeit, ein Gott sein zu können, krönte das Menschendasein der Griechen.

Und da sie ebensogut durch Körpervorzüge als durch Geistesvorzüge Götter werden konnten, herrschte im Volkssinn jener Tage ein edles Bestreben nach Körper- und Geistesgleichgewicht auf Erden, das uns heute, wie wir alle wissen, noch aus griechischen Kunstwerken unendlich erhebend anredet. — Aber warum mußte jenes Ideal vergehen, wenn es bereits festliches Leben darstellte?

Deshalb mußte es vergehen, weil es doch noch nicht das selbstverständlich allumfassende Festliche war. Weil die Tierwelt, die Pflanzenwelt, die Welt der toten Dinge von den Griechen noch nicht als ihr Ich, als ihre eigene Schöpferkraft angesehen wurden.

So wie die Märchen des Mittelalters, um die Natur belebt zu sehen, menschliche Figuren in das Landschaftsleben hineindichteten, so taten dies in noch höherem Maße die Sagen der Griechen. Wo wir Elfen, Hexen, Kobolde dichteten, dichteten sie Dryaden, Faune, Nymphen und Halbgötter. Nie aber lebten in den griechischen Dichtungen der Baum, das Tier, die Quelle, die Wolke als Naturleben.

Es mußte in der Vorstellung der Griechen immer jedes Leben erst eine menschliche Verkörperung eingehen und deshalb war das griechische Lebensfest nicht vollkommen zu nennen. Die griechischen Dichter konnten nicht eine Abendstimmung auf sich wirken lassen, nicht einen Baum rauschen hören, nicht die Meereswelle sehen, ohne bei diesem Natureindruck so-

fort eine menſchliche Geſtalt hinzuzaubern, die Nymphe, den Pan oder einen ihrer Götter.

Und dieſes Umgeſtalten will die neue Weltanſchauung nicht mehr tun. Sie will das Feſt feiern, wie es iſt. Sie will die einfache Muſik des Windes und der Welle, des Regens und der Wälder, das feſtliche Leben der Tiere, Vögel und Inſekten einfach feſtlich erleben.

Der „Menſch von morgen" hat Sehnſucht, in die Nähe aller Weſen zu kommen, deren Lebensfeſt er noch nicht bewußt mitgefeiert hat. Er hat ſich jetzt genug Geduld, Ruhe und Ernſt angeeignet, um in die Feſtlichkeit der anderen Lebeweſen dichteriſch einzudringen, ohne daß er notwendig hat, in der Vorſtellung die Körper der Tiere und Pflanzen fortzuwerfen und ihnen Menſchengeſtalten aufzudrängen.

Der Weltblick des „Menſchen von morgen" will ſich erweitern, und mit dem Weitblick vergrößert ſich die Lebensfeſtlichkeit.

In der Kunſt, die menſchliche Geſtalt darzuſtellen, darin haben die Griechen wohl höchſte Lebensfeſtlichkeit erreicht. Aber im Hinblick auf das Weltalleben waren ſie beſchränkt und unaufgeklärt. Dieſe Aufklärung und dieſe Feſtlichkeiten des Menſchengeiſtes zu erleben, blieb ſpäteren Jahrtauſenden vorbehalten, unſerer Zeit und der Menſchheit von morgen.

Wer aber behauptet, die Künſtler ſeien nicht an eine Weltanſchauung gebunden, ſie dichten, muſizieren, malen und bildhauern einfach das, was ihnen gefällt, dem möchte ich antworten, daß die Schöpfungen der Künſtler immer abhängig waren von der Welt-

anſchauung, die die Nation hegt und die Zeit, der ein Künſtler angehört.

Die Künſtler der Japaner, der Chineſen, der Indier, die die Tiere und Menſchen, Landſchaft und Pflanzen ſeit Hunderten von Jahren mit tiefſter Kenntnis und künſtleriſcher Liebe umfaſſen und darſtellen können, ſind von der buddhiſtiſchen Weltanſchauung beeinflußt, die alle Weſen gleich achtet. Die Lebenstreue und die Feinheit, mit der jene aſiatiſchen Künſtler die feinſten Lebensregungen in der Natur in großzügigen Linien auf ihren Bildern einzufangen verſtehen, die Knappheit und Kürze und Anſchaulichkeit ihrer Gedichte, die wenig ermüdend nie den dichteriſchen Eindruck übertreiben, ſondern das Erlebte und Tiefſte in ſparſamer Kürze hinzuſingen verſtehen, ebenſo die wunderbare Einfalt ihrer in Naturlauten ſummenden träumeriſchen und unaufdringlichen Muſik, die nicht zum Anfüllen ſteinerner Hallen, ſondern zum Einwiegen des Menſchenohres berechnet iſt, dieſe Kunſtausübung nähert ſich der feſtlichen Anſchauungsweiſe des geſamten Weltallebens.

Wie wenig dagegen leiſteten infolge ihrer engen Weltanſchauung in der Kunſt die Mohammedaner. Nur in der Architektur, in der Raumausſchmückung und in der Ausſchmückung von Waffen und häuslichen Geräten ſind ſie Meiſter geweſen. Aber nirgends im mohammedaniſchen Kunſtleben wird das Naturleben oder Menſchenleben, das vielgeſtaltige, dargeſtellt, wie dieſes bei den buddhiſtiſchen Völkern, bei den Indern, Chineſen und Japanern der Fall iſt.

Und ſeht die chriſtliche Zeit des Abendlandes. Die

Künſtler des Mittelalters, ſie malten und bildhauerten, muſizierten und dichteten, aufs ſtärkſte beeinflußt von der chriſtlichen Weltanſchauung, und jene mittelalterlichen Künſtler konnten nur das hervorbringen, was ſich um die Kirche und den Kirchengeiſt der damaligen Zeit bewegte. Nie kamen die chriſtlichen Künſtler jener Zeit den Künſtlern der buddhiſtiſchen Weltanſchauung gleich. Aber den mohammedaniſchen Künſtlern waren die chriſtlichen wieder an vielſeitiger Entfaltung überlegen.

Von der jüdiſchen Kunſt ſind uns zwar Bücher und Lieder überliefert, aber in der darſtellenden Kunſt leiſteten die Juden nichts, da die Weltanſchauung dieſes Volkes die bildneriſche Kunſt nicht zu pflegen erlaubte.

Und es iſt wohl als ſicher anzunehmen, daß bei den Juden damals in Paläſtina Künſtler geboren wurden, ebenſo wie in den übrigen Ländern der Erde, denn wenn dieſes Volk auch hauptſächlich ein Handelsvolk iſt, ſo iſt das kein Beweis, daß nicht Kunſtliebe und Künſtler unter ihnen leben.

Das große Handelsvolk, die Engländer, haben den großen Dichter Shakeſpeare hervorgebracht und andere Künſtler. Bei den Juden hätten ſich in alter Zeit wohl auch Bildhauer ausgebildet, ſo wie bei den Ägyptern und Griechen, wenn die jüdiſche Weltanſchauung das Aufſtellen von Kunſtwerken erlaubt hätte.

Ich wollte hiermit denen antworten, die da glauben, der Künſtler dürfe immer zu allen Jahrhunderten und bei allen Völkern tun und laſſen, was

er wolle. Der Künſtler war aber immer an die Weltanſchauung ſeiner Zeit gebunden, auch wenn dieſe ihm ungünſtig geſinnt war, anpaſſen mußte er ſich immer der Weltanſchauung ſeiner Zeit.

Ich erinnere nur an die Madonnenmaler, an die Künſtler des Mittelalters, die gar keine himmliſchen Geſichter erdachten, ſondern ſchöne Mädchen des Volkes, die ſie herzlich und ſinnlich anregten, und von denen manche eines Künſtlers auserkorenen Liebſte war, die er in Holz oder Stein oder Farben im Kunſtwerk herſtellte, wonach das dann auf die Altäre als Mutter Gottes oder als irgendeine Heilige in die Kirche kam. Des Künſtlers Liebesideal wurde ſo oft zum Anbetungsideal einer Kirchengemeinde.

Ebenſo weiß man, daß die vielen Gedichte, die die Mönche für die Madonna, für ihre himmliſche Braut, und die Nonnen an Chriſtus, für ihren himmliſchen Bräutigam ſchrieben, ſtark durchſetzt waren von weltlichen Liebeserinnerungen und unbewußt oder bewußt aus heißen Liebeserinnerungen und Liebesſehnſüchten entſtanden, die jene Männer und Frauen aus der Welt mit in die ſtillen Klöſter brachten.

Wenn jene aus der Welt flüchtenden Menſchen Mönche und Nonnen wurden und ſich hinter die Kloſtermauern zurückzogen, ſchrieen ihre Welterinnerungen auf, und ihr heißes Gedenken an genoſſene oder entſagte Luſt verwandelte ſich oft in die inbrünſtigſten und ſchönſten Liebeslieder, in denen ſie ihren eingekerkerten Sinnen Luft machten. Dieſe Künſtler mußten öffentlich eine Gottheit verehren unter dem Druck der Weltanſchauung ihrer Tage; in Wahrheit aber

verehrten sie das festliche Leben, dem sie sich entzogen hatten.

Als dann eine freigeistige Zeit anbrach, kam auch die große Zeit für die Porträtmaler, wobei dieselben ihre Menschen nicht mehr als Heilige und Madonnen verkleiden mußten. Sie folgten der befreiteren Weltanschauung ihrer Zeit und malten, so gut sie konnten, auch Landschaften, in denen aber erst immer noch Menschenfiguren als Beigabe herumstanden.

Zu dem vielseitigeren Genießen reiner Landschaften, reiner Naturstimmungen und zum Malen aller Leben ist erst unsere heutige Zeit mit der aufgeklärteren Geistesrichtung gekommen. Aber sie übt diese Kunst noch nicht so sichtlich reichhaltig und durch Menschengeschlechter geschult, wie es die buddhistischen Maler Asiens vermögen, welche die Insekten, fliegende Vögel, alle Blumen und Gräser und alle Naturstimmungen mit wenigen, kennzeichnenden Strichen wunderbar künstlerisch darstellen.

Laßt aber allen europäischen Völkern einmal die Weltanschauung von der Festlichkeit des geringsten Daseins bewußt werden, die Überzeugung von der Bedeutung der unendlichen Schöpferkraft, die in jedem Geschöpf liegt, die nicht nur den Menschen seelenvoll nennt, sondern, seelenvoll und dem Menschen gleichgestellt, das letzte Lebewesen,dann wird erst ein großes künstlerisches Aufblühen und damit ein inniges Vertiefen in alle Weltleben in der Dichtung, der Malerei, der Bildhauerei und der Musik einsetzen, so daß dann die Welt offensichtlich zu einer Festwelt wird.

Denn ihr ſollt nicht ſagen, die Japaner und die Chineſen und die meiſten Aſiaten erzeugen nur deshalb ſo viele Kunſtwerke, und jeder ihrer Gebrauchsgegenſtände iſt nur deshalb von einem Kunſtgedanken zum Leben gebracht, weil dieſe Völker ein angeborenes größeres Kunſtverſtändnis und ſtärkeren künſtleriſchen ausübenden Sinn mit auf die Welt gebracht haben.

Das iſt es nicht. Das iſt eine bequeme Täuſchung, mit der ihr euch ſelbſt herabſetzt, weil ihr euch in Europa nicht gründlich in aller Weltallfeſtlichkeit erkannt habt, weil ihr euch nicht gründlich vertrauen wollt und noch teilweiſe in einer kunſtfeindlichen, weil weltfeindlichen Weltanſchauung befangen ſeid.

Die Künſtler aller Zeiten waren wohl immer durchdrungen von der Feſtlichkeit aller Leben. Es waren nur die Volksmaſſen, die den Künſtlern den Zwang einer beengenden Weltanſchauung auflegten. Aber auch die Völker ſind im letzten Grunde immer von der Feſtlichkeit des Daſeins überzeugt geweſen, es fehlte ihnen nur die Reife und die Kraft des Eingeſtändniſſes.

Die Kunſtſeele iſt in allen Völkern und zu allen Zeiten immer dieſelbe geweſen. So wie das Sonnenlicht jeden Tag rund um die Erde geht und überall Sonnenlicht iſt, wenn ihr es nur zu euch kommen laßt und euch nicht vor dem Licht verſteckt und das Licht nicht verbaut, und ſo wie die Erde unter euren Füßen euch rund um die Weltkugel gleichmäßig trägt und überall dieſelbe Erde unter euren Füßen bleibt, ſo ſeid ihr Menſchen, wandelnd zwiſchen Sonne und

Erde überall auf der Welt, durchdrungen von der Luſt am Betrachten, am Zuhören und Wiedergeben der Welteindrücke, durchdrungen von der Weltallfeſtlichkeit, geboren.

Und aus dieſem feſtlichen Empfinden heraus, das überall dem Menſchenleben bei allen Völkern angeboren iſt, entſtehen auch überall die drei Kunſtarten: Dichtung, Bildnerei und Muſik. Nur ſchwächende Weltanſchauungen und enge Weltüberblicke können teilweiſe das feſtliche Weltbetrachten dem Menſchenherzen verkürzen, ſo daß die künſtleriſche Wiedergabe beſchränkt wird.

Setzt aber einmal bei allen Völkern eine feſtliche Weltanſchauung ein, ſo werdet ihr ſehen, daß alle Völker höchſte künſtleriſche Kräfte beſitzen, und daß das Menſchenleben ſich zu einem harmoniſchen Feſt auch in künſtleriſcher Hinſicht geſtalten wird.

Halb bewußt und halb unbewußt gab ich mich damals in den Münchner Muſeen dieſen Betrachtungen hin. Aber heute erſt kann ich ſie in Worten niederſchreiben. Ich wußte damals nicht, was mich ſo eifrig zu den heidniſchen antiken Kunſtwerken hinzog, aber mich doch im allerletzten Grunde auch unbefriedigt ließ.

Ich wußte auch nicht, was mich an den Gemälden der chriſtlichen Bilder bedrückte, und was mich daran, abgeſehen vom maleriſchen Können jener Meiſter, unbehaglich, unbefriedigt ließ. Ich ſtand vor großen Werken der Malkunſt, aber die Maler ſelber, das ſagten ihre Werke, waren nicht Beſitzer einer

freien und natürlich festlichen Weltanschauung gewesen.

Darum fand ich mehr Freude draußen in der Natur, bei Spaziergängen, wo das Leben der Wälder und Berge, des Himmels und der Flüsse von keinem kurzsichtigen Zeitgeist erschaffen war, dort im Freien herrschte das Weltallfest vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen. Die Kunstwerke des Christentums konnten mir nicht dieselbe Festlichkeit geben, wie sie mir die Natur gab. Nur die Statuen des heidnischen Griechentums trugen ähnliche Lebensfestlichkeit zur Schau wie die immer festliche Landschaft.

Es war mir aber damals auch noch unmöglich, mein Handeln und mein Denken zusammen Hand in Hand gehen zu lassen, da die Gedanken nicht so klar wie heute vor mir standen, also, der Gedanke noch nicht so sicher die Tat leiten konnte.

Ich wußte noch nicht, wie ich die Welt in Worten knapp durchgeistigt und verkörpert, ohne Anlehnung an die alte christliche Weltanschauung, in Gedichten wiedergeben sollte, und war oft recht verzweifelt und von Ungeduld geschüttelt.

Ich konnte auch niemanden um Rat fragen, mein philosophischer Freund hatte mir nur sagen können: „Verlaß die alte Weltanschauung! Sei ehrlich zu dir selbst. Du und wir alle haben sie im Grunde schon längst verlassen. Du findest den Weg zu neuen dichterischen Schöpfungen von selbst. Sei nur mutig!“ —

Verlassen hatte ich die alte Welt. Aber ich tappte

noch im unklaren und hatte keine neue vor mir. Denn die Wirklichkeitswelt, in der die anderen Dichter damals arbeiteten, die Alltagswelt, die Welt der Taglöhner und Proleten, die von ihnen mit Vorliebe damals aufgesucht wurde, die schien mir nur ein Nebenweg am Hauptweg zu sein, der eingeschlagen werden mußte, ein Vermittlungsweg zum Hauptweg.

Ich versuchte diesen Weg ein Stück zu gehen, und ich schrieb in München, um mir zu beweisen, ob ich mit photographischer Treue das Wirklichkeitsleben wiedergeben könnte, damals ein Drama in zwei Akten, betitelt „Das Kind", das mit allzu deutlicher Deutlichkeit den Seelenzustand eines jungen Mädchens wiedergab während einer Nacht des Abschieds von ihrem Bräutigam, und das sich am Morgen nach dem Abschied aus dem Fenster stürzt.

Das Stück war kraß, erschütternd, aber es löste keine innere Erhebung in mir aus. Nur die Achtung vor wirklichkeitsgetreuer Schilderung blieb als Endgefühl in mir übrig. Und ich sah ein, daß äußere Wirklichkeitswiedergabe nur eine Schulung für einen Schriftsteller sein konnte, aber daß sie nicht höchstes Kunstideal werden durfte. Das Stück wurde später im Jahr 1900 vom Münchner Schauspielhaus angenommen. Aber ich zog es zum Erstaunen des Direktors vor der Aufführung zurück. —

Das Osterfest 1892 kam heran, und ich ging an einem Karfreitag, erfüllt von den Erinnerungen alter Osterzeiten, durch die Kirchen Münchens und kam in eine hohe alte Kirche, die war dunkel und wirkte wie

ein geräumiger Keller. Und die Menschenmenge, die zu dem einen Eingang hineindrängte, Kopf an Kopf, und die Kirche durchquerte und zu einem anderen Eingang hinausdrängte, schob mich vorwärts.

Alle großen Gemälde über den Altären und die Altäre selbst und die Altarstufen waren, wie das immer in der Karwoche ist, mit tiefvioletten Tüchern zugedeckt. Und durch die Weihrauchwolken sah ich die Pyramiden der Kerzen aufragen, deren unzählige spitze Flämmlein mir den Eindruck von goldenen Dornen machten.

Vom Weihrauch halb verhüllt, stand der in Spitzengewänder gekleidete Priester am Altar, und als ich einen Augenblick zurücksah über die Menge, die mich vorwärts schob, stach durch die offene hohe Kirchentür das blauweiße Tageslicht grell in das dunkle Kirchengewölbe herein, als stahlblauer Strahl und war wie ein mächtiges helles Schwert über den Köpfen der Menge. Und die Menschen, die Kopf an Kopf da drängten, erschienen mir wie ein Heerwurm, der unter dem blanken drohenden Schwert durch die Kirche zog.

Einen Augenblick schien es mir, als ich den Weihrauch aufsteigen sah, als hätten die Kerzen das violette Tuch, das über dem Altarbild hing, angezündet, und als rolle das Tuch feurig brennend und rauchend über den Köpfen der Menge hoch.

Ich ging dann nach Hause und schrieb den visionären Eindruck dieses Karfreitagkirchenbesuches in kurzer Skizze, die ich „Auferstehung" betitelte, nieder. Ich gab den Eindruck so wieder, wie ich ihn eben

erzählt habe, nur ein wenig mehr ausgearbeitet, in heftigeren Farbeneindrücken und in knappen, etwas gehackten Sätzen.

In jenen Tagen in München — das muß ich noch vorher bemerken — hatte ich mir manches Mal ein Buch in der „Bibliothek der Modernen" geliehen. Diese Bibliothek war im Hause des Schriftstellers Schaumberger, und dort im Hausgang war ich im Vorübergehen den Dichtern O. J. Bierbaum und Ludwig Scharf vorgestellt worden.

Einige Tage später erhielt ich von O. J. Bierbaum die Aufforderung, eine kleine Arbeit für den „Musenalmanach" 1892—1893 einzusenden.

Nichts schien mir geeigneter für diesen Zweck als die kleine Skizze „Auferstehung", die kaum zehn Druckzeilen groß war, und die ich für meine erste und beste Leistung auf dem neuen Weg beschreibender Prosa hielt.

Ich dachte mir aber, daß wahrscheinlich Hunderte von Schriftstellern zu Beiträgen für den Musenalmanach aufgefordert worden waren, und daß das, was ich geschrieben hatte, so wenig war, daß es in dem Buchband kaum zehn Menschen auffallen würde. Mir persönlich sollte diese kleine Skizze die Linie zeigen, die ich einschlagen wollte. Nicht Wirklichkeitsschilderung, sondern in Vision umgesetzte Wirklichkeit wollte ich von jetzt ab geben.

Ich hatte damals noch keine Ahnung von Kritik und Kritikern überhaupt. So wie es nirgends in der Bibel steht, daß Gott bei seiner Schöpfung an eine Kritik derselben gedacht habe, so wenig war mir

der Gedanke gekommen, daß ich je eine gedruckte Kritik über mich lesen würde. Ich selbst hatte nie Kritiken über Bücher gelesen, so wie ich auch bis dahin nur äußerst selten eine Tageszeitung in die Hand genommen hatte.

Ich dachte, Dichtungen werden schweigend geliebt oder schweigend abgewiesen, und ich wußte noch nicht, daß das meiste, was geschrieben wird, auch öffentlich besprochen wird.

Daß in den Zeitschriften Bücherbesprechungen gebracht wurden, in jenen modernen Zeitschriften, in welchen die neuen Dichter sich vereinigt hatten, um auf neue Wege hinzuweisen, das schien mir natürlich. Daß aber die Zeitungswelt, die Augenblickswelt, die doch keine Zeit zum Sichvertiefen haben konnte, Geistesarbeit zu kritisieren sich berechtigt fühlte, in derselben Weise, als ob man das Wetter beschrieb und Tagesvorgänge besprach, daß Geistesarbeit unter die Augenblicksvorgänge gerechnet werden könnte, das war mir ganz unbekannt und unverständlich.

Im Herbst desselben Jahres, als ich dann später von München nach Berlin gezogen war, erhielt ich eines Tages von meiner Familie aus Würzburg eine Nummer des „Berliner Tageblattes" zugesandt. Im Feuilleton war der Bierbaumsche „Musenalmanach" für 1892—1893 breit besprochen. Aber mein Erstaunen wuchs aufs höchste, als ich meinen Namen an die Spitze des Aufsatzes gestellt sah und die Worte am Eingang der Kritik las: „Da tut ein Max Dauthendey seine milde Hand auf und schenkt uns eine Auferstehung."

Ich begriff zuerſt nicht, daß der Artikel von Hohn ſtrotzte. Man hatte zugleich meine Skizze wortwörtlich abgedruckt, und man geißelte mit biſſigem Spott die neue verrückte Schreibart. Die für eine Tageszeitung auch wirklich nicht am Platze geweſen wäre. So ſchwer denkbar wie es iſt, daß Botticelli Skizzen für eine illuſtrierte Tageszeitung gezeichnet haben würde, ſo wenig paßte natürlich die Skizze eines neuen Wegeſuchers in den Alltagsſtil einer Zeitung.

Da ich zur Mitarbeit aufgefordert worden war und meine Skizze als Geſchenk dem „Muſenalmanach" gegeben hatte, hatte ich die Einfalt, zu glauben, daß die Welt auch meine Arbeit als Geſchenk annehmen müſſe und nicht als eine Herausforderung zum Meinungszweikampf.

Grauſam und ungerecht fand ich dieſen unerwarteten Angriff auf meinen mit tiefſtem, heiligſtem Ernſt ausgearbeiteten kleinen erſten Verſuch, Wirklichkeit und Unwirklichkeit vereinigen zu wollen. Ohne nach der alten Figurenwelt von Engeln und Teufeln zu greifen, hatte ich die Viſionen eine Kirchenſtimmung, eine Karfreitagsphantaſie, verſuchsweiſe wiedergeben wollen.

Daß meine Welt nicht die Welt von heute war, wurde mir aus jener Kritik hier gründlich zum erſtenmal öffentlich beſtätigt. Aber mutlos oder kopfſcheu machte mich dieſe Erkenntnis nicht. Und ſo breit, wie ich heute das Ereignis beachte, tat ich es damals nicht. Es war eine flüchtige Sekunde des Unbehagens, die aber doch ſo ſtark war, ſo daß ich ſie nach

langen Jahren noch in mir aufgezeichnet finde. — Und ich erzähle dieſes nur, weil es meinen erſten neuen Verſuch betraf, der mir am Herzen lag.

Der Gedanke, die Natur phantaſtiſch, doch ohne Verwandlung der Naturleben in Menſchengeſtalten, wiederzugeben, beſchäftigte mich damals in München, ſeit ich den erſten Verſuch, die kleine Skizze „Auferſtehung", geſchrieben hatte, unausgeſetzt.

Eines Sonntags wohnte ich im Münchner Hoftheater einer Vorſtellung des Byronſchen „Manfred" bei, und Ernſt von Poſſart ſpielte den „Manfred." Von meinem Platz aus auf einem der Ränge konnte ich immer ſehen, wie die Verſenkung ſich öffnete, und wie einer der Erdgeiſter oder einer der Feuergeiſter aus dem Bretterloch aufſtieg. Das ſtörte mich ſehr. Wohl war die Sprache des Dichters ſchön, aber auf dem Heimweg vom Theater ſagte ich mir, ich hätte das Stück lieber geleſen und hätte mir dann die Geſtalten der Elemente mächtiger und unbegrenzter vorſtellen können.

Es wirkte komiſch, wenn da in grauen Kattunſtoffe eingewickelte Menſchen auf der Bühne herumliefen wie Gugelmänner, und wenn man ſich vorſtellen ſollte, dieſe Vermummten ſollen die verkörperten Elemente der Erde ſein. So dürftig und ſo beſchränkt war mir noch nie die Geſtaltung der Elemente vorgekommen. Die Schuld lag nicht an der Bühne, nicht an der Darſtellung, ſondern am Dichter, der ſich hätte hüten müßte in ſeinem Drama ungeheuere Elemente in der Form von Menſchen auftreten zu laſſen.

Mein neuzeitlicher aufgeklärter Naturſinn ſträubte ſich fortwährend gegen die Annahme, daß verkleidete Menſchen Elemente darſtellen ſollten. Ich ging unbefriedigt nach Hauſe, und ich ſagte zu meinen Freunden: „Ich möchte ein Drama ſchreiben, in welchem die Elemente auftauchen wie die Bilder im Gehirn eines Menſchen. In dem Drama möchte ich Gletſcher, Meer, Wüſte als unſichtbare Chöne ſingen laſſen.“

Jedenfalls ſtieg mir an jenem Abend unklar die Idee auf, daß, wenn ein Drama ohne Menſchen auch eine Ungeheuerlichkeit wäre, es doch keine Unmöglichkeit ſein müßte. Heute weiß ich, daß das alles nur Vorbereitungsgedanken für meine künftige Lyrik waren, in welcher ich dann mit Vorliebe Liebes- und Landſchaftsleben verſchmolzen habe, ohne den Landſchaftsdingen Menſchengeſtalten zu geben.

Als die Univerſität Oſterferien hatte, fuhr ich mit dem einen meiner Freunde, dem Schweigenden, ins Gebirge nach Tirol, und wir ſtiegen zum Achenſee hinauf. Zu beiden Seiten des Weges lag noch hoher Schnee, beſonders hoch beim See an den kalten Nordſeiten der Berge.

Der Ausflug währte nur zwei Tage, aber ich erinnere mich noch deutlich, als wäre es geſtern, einer Sekunde, die ich auf dem See erlebte, und die in mir blitzartig die Geſtaltung eines Dramas ohne Menſchen ſchaffen ſollte.

Wir ſaßen am Spätnachmittag in einem Boot mein Freund ruderte. Wir waren an einer Seeſeite geweſen, wo ſtreckenweiſe der Schnee auf großen

Wieſenflächen geſchmolzen war, und dort waren, in der heftigen Frühjahrsſonne, Gruppen von roſa Alpenhyazinthen emporgeſchoſſen, die da wild und üppig wucherten.

Wir hatten einen großen Strauß davon gepflückt, der lag neben mir auf der Bootsbank. Ich hielt das Steuer und lag halb über den Bootsrand gebeugt und ſtarrte in die herrliche ſmaragdgrüne Tiefe des Bergſees und freute mich an dem feuerblauen Schatten, den unſer Schiff und wir ſelbſt über die Seefläche zeichneten. Mir ſchien, wir ſchwammen mit dem Boot über einen ungeheueren Kriſtallberg.

Stellenweiſe konnte man die ſchlangenartigen Figuren der Seegewächſe goldig am Grund aufblinken ſehen oder Felsblöcke, die wie Goldklumpen ſpukartig aus dem grünen Waſſergrund heraufſahen. Und verſunkene Baumſtämme waren da unten, unheimlichen Tierkörpern ähnlich, mit grünen und blauen Gliedern, die ſchienen mehr unwirklich als wirklich zu ſein.

Ich ließ von Zeit zu Zeit einen Blütenbüſchel des roſa Hyazinthenſtraußes, daran ich einen kleinen Stein gebunden, in die Seetiefe gleiten, und es erſtaunte mich immer wieder, wie die roſa Blumen in einiger Tiefe blau und dann weißlich wurden und verſanken, als fielen ſie durch verſchiedenfarbige Tinten.

Und ich ſtellte mir dann vor, wie meine Blumen nun da unten liegen mußten und ſich nach der Sonne und nach den Wieſen oben ſehnen würden, und daß der Seegrund ſie nun nie mehr loslaſſen würde,

und daß ſie zu Stein werden mußten neben dem Stein, der ſie hinuntergezogen hatte in die grüne Glaskammer des Sees.

Als ich müde war vom Hinunterſchauen, ſah ich drüben über dem Seeufer einige ſchneebedeckte Berge Tyrols, und wenn auch keine Gletſcher zu ſehen waren, ſo bildete ich mir doch ein, ſo ſtarr weiß müßten Gletſchergipfel unberührt den ewigen Schnee tragen wie jene verſchneiten Berge.

In demſelben Augenblick ging die Sonne unter, und die Schneegipfel färbten ſich, als wüchſen auf ihnen vor meinen Augen Felder von roſa Alpenhyazinthen. Es war aber nur die Abendſonne, die die äußerſten Erdzacken aufglühen ließ.

Und dieſes feierliche Schauſpiel, dem ich im Boot, ſchwebend über der Seetiefe, im lautloſen Abend zuſah, das prägte ſich ſo ſtark in mich ein, daß ich es dichtend nachgeſtalten wollte, ſo wie es geweſen.

Und nach München zurückgekommen, dachte ich mir aus, ich wollte ein Drama ſchreiben, in welchem kein Menſch auftreten ſollte, wie ich das ſchon einmal geſagt habe. Nur einzelne Menſchenſtimmen und Menſchenchöre und Muſik hinter der Bühne ſollten die Verwandlungen begleiten.

Und ich wollte zuerſt hinter der Szene eine große Stimme ſingen laſſen. Das ſollte die Stimme der menſchlichen Sehnſucht ſein. Und unſichtbare Chöre des Weltalls ſollten ihr antworten.

Und die Sehnſucht ſollte hinuntertauchen in die Meerestiefe, in die Pflanzengärten dort unten, wo

die Perlen in ihren Schalen ſingen und tauſend Jahre reifen. Und das Bühnenbild ſollte den farbigen Meergrund zeigen.

Und die Sehnſucht, keine Ruhe in der Meerestiefe findend, ſollte dann zum Gletſcher eilen, zum ewigen Schnee. Und auf der Bühne ſollte das Eis der Gletſcherfelder aufglühen in der Abendſonne, und Chöre der Stimmen des ewigen Schnees ſollten antworten, ſo wie die Scharen der Perlen in der Meerestiefe der Sehnſucht geantwortet hatten.

Und die Sehnſucht ſollte, auch dort keine Ruhe findend, vom Gletſcher zur Wüſte eilen und dem Sand und den Sandmeilen zuſingen. Und der im heißen Wind aufwirbelnde Sand ſollte in Chören der Sehnſucht antworten.

Und die Sehnſucht ſollte endlich heimkehren, heimgetrieben, nachdem ſie nicht Ruhe gefunden, nicht in der Tiefe des Meeres, nicht in der Höhe des ewigen Schnees, nicht in der Hitze der Wüſte.

Dann ſollte im Abend ein Frühlingsgarten voll Blüten als letztes Bild daſtehen und ferne Geigen unter den Blüten ſingen. Chöre der Blüten und die Mondſtimme in der Frühlingsnacht und die Chöre der Blumendüfte ſollten ſingen, und die Sehnſuchtſtimme des Menſchen ſollte ihr letztes Lied finden und ſich ſagen: da ſie nirgends auf Ruhe traf und auch das Weltall ihr geantwortet habe, daß nirgends Ruhe ſei, ſo wäre die einzige Weisheit die, das Leid aller und die Liebe aller mitzuerleben, mitzujubeln und mitzuleiden. —

Ich wollte mich nun für dieſes Drama vorbereiten.

Schneeberge hatte ich gesehen. Auch die Seetiefe des Achensees konnte mir eine Vorstellung geben vom Meeresgrund. Nur über die Wüste wußte ich noch nichts. Und ich verschaffte mir Bücher mit Wüstenbeschreibungen.

Aber sie gefielen mir nicht. Ich konnte keine Stimmung aus ihnen erhalten. Und da erinnerte ich mich, wie ich als Knabe oft im heißen Mainsand auf einer Insel im Fluß nach dem Bade gelegen hatte. Und dieses ferne erlebte Bild des trockenen Julisandes mit der senkrechten Sonne am Himmel, gab mir mehr Wüstenvorstellung, als das Lesen von wissenschaftlichen Wüstenreisen in Büchern es vermocht hätte.

Aber es sollte noch ein Jahr dauern, bis ich die Stimmen dieses Dramas in Versen schreiben konnte. Das geschah im Jahre 1894, als ich zum zweiten Male in einem einsamen Pfarrhof an der Westküste Schwedens mehrere Monate zubrachte. —

Ich hatte jetzt in München fast alle Wagnervorstellungen besucht, den Nibelungenring gehört und war auch einige Jahre vorher in Bayreuth gewesen, wo ich bei einem Abstecher von Würzburg aus den „Parsifal" gehört hatte.

Wagners neue heftige Musik hatte mein junges erregbares Blut tief erschüttert. Aber Wagners Dramengestalten, die Götterfiguren in Menschengestalten, erschienen mir in der Darstellung auf der Bühne unmöglich und kindisch und nicht so überzeugend, wie es für unsere neuzeitlichen Vorstellungen nötig gewesen wäre, um in mir volle Andacht zu erwecken.

Ein dicker Tenor, der den Wotan spielte, oder eine üppige Sängerin, die die verklärte Gestalt der Freja oder die gewaltige Gestalt einer Walküre darstellen sollte, verärgerte meine Aufmerksamkeit jedesmal, so daß ich meistens die Augen im Theater schloß und nur den singenden Stimmen der Musik zuhörte und auf das Bühnenbild, das ich mir in der Phantasie viel schöner vorstellen konnte, gern verzichtete.

Ich war also aus innerem Antrieb und nicht aus Neuheitssucht auf den Gedanken gefallen, teils durch die Manfredvorstellung, teils durch die Wagnervorstellungen herausgefordert, einmal ein Drama zu schreiben, in welchem nur Chöre und Landschaftsbilder von der Bühne wirken sollten. Aber es sollte dieses durchaus nicht eine neue Dramengattung werden.

Ich wollte nur einmal eine Bühnenphantasie geben, die, ohne menschliche Figuren zu verwenden, erhebend wirkend sollte. Ich hatte in der Wagnerschen „Walküre" in München auch gesehen, wie mit Dampf und bengalischen Flammen eine künstliche Branddarstellung erzeugt wurde, und ich stellte mir vor, daß die Landschaftsbilder meines Dramas, der Meeresgrund, der Gletscher und die Wüste nicht nur einfach nüchtern auf der Bühne dargestellt werden durften, sondern sie müßten, wie von Wolken getragen, erscheinen, auftauchen und in Wolken verschwinden wie Gedankenbilder im Gehirn eines Menschen. Und um dieses zu ermöglichen, sollte Dampf aus den Versenkungen aufsteigen und sollten so auf der Bühne Wolken erzeugt werden.

So wie in einem menschlichen Gehirn die Vor-

ſtellungsbilder bald klarer, bald unklarer wie aus Wolken aufzutauchen ſcheinen und dabei Stimmen der Gedanken ſprechen oder ſingen, ſo ſollten die Bühnenbilder in dieſem Operndrama „Sehnſucht" ſein. Und ich hatte die jedenfalls etwas waghalſige Kühnheit, an die Spitze meines Dramas, als ich es ſchrieb, die Worte zu ſtellen: „Die Bühne ſtellt das Gehirn eines Menſchen dar."

Die eilige Kritik, welche heutzutage den Dichtern ihren Wert ſchnell zu- oder abſpricht und ſie bei Lebzeiten ſchon untereinander in Rangordnungen dem deutſchen Volke vorführt, und die nicht Rückſicht nimmt, ob der Dichter jung iſt und ſich entwickelt, ſondern die ihn mit fünfundzwanzig Jahren vielleicht ſogar an toten Dichtern mißt, welche achtzig Jahre geworden ſind — dieſe haſtige Kritik, die in dieſer erſtaunlich voreiligen Weiſe an den lebenden und ſich entwickelnden jungen Dichtern oft ſchweres Unrecht begeht, konnte mir dann zwanzig Jahre hindurch dieſen Jugendausſpruch nicht verzeihen: „Die Bühne ſtellt das Gehirn eines Menſchen dar". Und man friſchte dieſen Satz in unzähligen Kritiken über mich jedes Jahr wieder auf.

Meine zukünftige Welt, die ich in mir täglich weiterbildete — und deren erſte Anfänge mir heute noch ebenſo heilig ſind wie damals, weil ſie ehrlich und echt gemeint waren und nicht aus Verblüffungsſucht entſtanden — hat man verhöhnt und verlacht, und man hat nie einen Augenblick daran denken können, daß alles, was ich damals ſchrieb, begründet war von dem Drang, eine neue Weltanſchauung in der

Dichtung zur Geltung zu bringen. Alle dieſe jungen Verſuche aber zielten auf die Schöpfung einer mir eigenen Lyrik hin, die ich doch erſt ſpäter geben konnte.

Den Dichter kann man nicht anſpornen zum Blühen und ihn nicht hindern, wenn ſeine Dichtung blüht. Man kann nur die natürliche Verbindung zwiſchen Leſerkreis und Dichter zeitweilig ſchädigen.

Mein Freund, der junge Philoſoph — der in München in jener Zeit neben ſeinem Studium bereits mit der erſten Niederſchrift über die Atomkraftlehre eifrig beſchäftigt war — ſchlug mir im Frühjahr 1892 vor, die Pfingſtreiſe, die er zu ſeiner Erholung hätte unternehmen ſollen, und wozu ihm ſeine Mutter Reiſegeld geſchickt hatte, an ſeiner Stelle zu machen. Was ich mit Dank gerne annahm, und um die Pfingſtzeit nach Venedig reiſte.

Von dieſer Reiſe ſind mir zwei kleine Begebenheiten in Erinnerung.

Ich war am Abend von München abgereiſt, und als ich morgens im Bahnzug über den Brenner kam, begann ich, bereits von der Station Franzensfeſte ab, unausgeſetzt den Himmel zu prüfen, geſpannt aufſchauend, ob derſelbe bald italieniſche Bläue zeigen würde. So ſaß ich in grauem Morgendämmern, bis wir zur Grenze nach Ala kamen, ſtundenlang das Geſicht nach oben gerichtet. Obgleich mein Nacken mich ſchmerzte und ich den Kopf kaum noch zurückbiegen konnte, ſo war doch die Begierde, den italieniſchen Himmel zu ſehen, ſtärker als die Unbequemlichkeit.

Aber leider ſtellte ſich die Bläue des Himmels

nicht so mächtig ein, wie ich sie von allen italienischen Bildern in Erinnerung trug. Doch weit entfernt enttäuscht zu sein, freute ich mich, daß ich mich nicht blind vom Reisefieber fortreißen ließ und mich nicht selbst belog. Und ich war stolz darauf, daß ich trotz aller Reisebegeisterung feststellen konnte, daß der italienische Himmel, wenigstens auf der Fahrt bis Venedig, nicht blauer war als zwischen Würzburg und München.

Diese Erkenntnis, die zwar für einen jungen Italienreisenden etwas Schmerzliches hatte, befriedigte mich aber, weil ich mir sagte: ein neuzeitlicher Schriftsteller muß die Dinge sehen, wie sie sind, und er darf nicht bloß die gehörte Fabel der Dinge sehen, die die andern gefabelt haben.

Ich erzähle dies nur als kleinen kennzeichnenden Zug der Schulung zur Wirklichkeitsbeobachtung, von der ich und meine Zeit damals fanatisch durchdrungen und besessen waren.

Das glitzernde Venedig, das bunt wie eine indische Stadt an den Spiegeln der Kanäle und an dem Spiegel eines sonnigen Frühlingshimmels lag, stimmte mich sehr glücklich.

Diese wirkliche und unwirkliche Stadt, deren Paläste wasserentstiegen, wie aus Meerschaum und Perlmutter gebaut, irisfarben beim Widerschein der leichten Wellen beleuchtet sind, beseligte mich. Ich fühlte mich, vom Norden wie aus einer grauen Wüste gekommen, als hätte ich eine sonst unerreichbare Fatamorgana erreicht.

Ein körpergewordenes Meeresspiegelbild erschien

mir Venedig mit seinem blendenden, marmorgepflasterten weißen Markusplatz und mit den silbrigen indischen Kuppeln der Markuskirche und mit den Schaufensterreihen voll mit Juwelen und glitzernden Glaswaren unter den Bogengängen des Platzes.

Am Abend vor dem Himmelfahrtstage, als alle Glocken läuteten, trat ich in einer Seitenstraße in eine Kirche ein. Darinnen jubelte eine klingende Musik, wie ich sie vorher nur in Operetten gehört hatte. Scharen von jungen Mädchen und Frauen des Volkes, mit Spitzentüchern über den schön frisierten Köpfen, saßen dort bis dicht an die Altarstufen auf Stühlen. Und der Priester und die Chorknaben bei Blumen, Lichtern und dem weihrauchreichen Altar bewegten sich lebhaft und fröhlich, als wäre die Messe, die sie lasen, eine Volksvorstellung.

Ich sah in der ersten Sitzreihe Frauen bequem und gemütlich ihre kleinen Füße — die in seidenen Stöckelschuhen steckten, als wären sie zu einem Ball gekommen — auf die obersten Altarstufen aufstellen. Und ich bemerkte eine, die mit ihren übereinandergelegten Fußspitzen den messelesenden jungen Priester, der den Rücken gegen die Menge wendete, mit der Fußspitze leicht an seinen Fersen streichelte. Sie zeigte keck, daß sie den jungen Mann liebte und ihm ihre zärtlichen Gefühle mitteilen wollte. Sie hielt den Fächer halb vor das Gesicht, und ihre schwarzen Augen blinzelten schelmisch über den Fächerrand zum Kopf des Priesters hin.

Wahrscheinlich wartete sie auf den Augenblick,

da der junge Geiſtliche, um die Menge zu ſegnen, ſich umwenden mußte.

Auf den Kirchenemporen jubelten Sängerchöre, helle und dunkle Stimmen durcheinander. Und es herrſchte ein freies und ungebundenes Leben in dieſer Abendkirche, deren Türen weit offen ſtanden und die Stimmen der Frucht- und Eisverkäufer und das Glockengewoge von der Straße hereinließen.

Das junge Mädchen, das zum Prieſter die Fußſpitzen hinſtreckte, die klingelnde Operettenmuſik und alle auf ihren Stühlen ſchaukelnden und ſingenden Beſucher der Kirche — dieſe Frühlingsabendſtimmung in einer Kirche habe ich zwanzig Jahre nicht vergeſſen können. Ich hatte nie vorher Ähnliches erlebt und habe es nie nachher wieder erlebt.

Hier hatte zum erſtenmal die Andacht etwas natürlich Frühlingsfeſtliches. Dabei muß ich geſtehen, daß die Feſtlichkeit auch ein wenig überreizt an Gedankenloſigkeit und Leichtſinn ſtreifte. —

Ich war aber der ſüdlichen Süßlichkeit der Farben und Formen Venedigs nach acht Tagen ſchon ſatt. Es wurde meinem deutſchen Herzen zuletzt vor den ewigen lila und roſigen Perlmutterfarben beinahe übel, als hätte man mich gezwungen, acht Tage nur von Zuckerwerk zu leben. Und ich ſehnte mich von der großen ſchwülen Perlenmuſchel im Meeresbilde fort nach dem Feſtland und nach erquickender grüner Landſchaft. Ich ſehnte mich fort von dem ewigen venetianiſchen Sonntagsgefühl, fort von dem auf lautloſen Waſſerſtraßen gleitenden Verkehr, von den Straßen, in denen keine Wagen dröhnen,

keine Hunde bellen, in denen immer stilles und glattes Wasser steht, als wären das polierte Sonntagsstraßen ohne Verkehr.

Ich war jung und sehnte mich nach Getriebe und nach der Abnützung meiner Kräfte, die hier nur gewiegt wurden in Gondeln und auf sonnenwarmem Wasserspiegel. —

Nach München zurückgekommen und die farbigen venetianischen Eindrücke noch im Gedächtnis, freute ich mich, nach der Eröffnung des Glaspalastes täglich nun die Ausstellung besuchen zu können und die ersten Bilder der Sezession zu sehen.

Da ich sehr wenig Menschenverkehr suchte und mich immer mit Plänen und Gedanken trug, die ich abends auf den Spaziergängen mit meinen zwei Freunden besprach, so prägten sich bald die auf der Ausstellung gesehenen neuen Bilder der neuen Freilichtschule so stark in mein Gedächtnis, daß ich sie stündlich wie neue Kameraden empfand. Und ich setzte mich an meinen Schreibtisch und versuchte, um mich im Beschreiben zu üben, einige der Bilder der Sezession in knappen dichterischen Worten wiederzugeben.

Da waren Bilder von Ludwig von Hoffmann, von Exter und von Segantini und von einigen anderen, die ich ausgewählt hatte. Diese Bilderbeschreibungen waren die ersten Anfänge zu der kleinen Prosagedichtsammlung „Ultraviolett", deren weiteren Inhalt ich hauptsächlich in einem Pfarrhaus in Schweden fertig schrieb, das in einsamen Granitwüsten wie am Ende der Welt versteckt lag, und wo ich im folgenden Frühjahr weilte.

Den Winter 1892—1893 verbrachte ich in Berlin, und hier trat ich zum erstenmal mit Dichtern und Denkern der Neuzeit in engere Fühlung.

Mein Roman „Josa Gerth", mein erstes Buch, war zu Winteranfang bei Pierson in Dresden erschienen, und mit dem Bewußtsein, mein erstes Buch der Öffentlichkeit gegeben zu haben, fühlte ich mich mutiger und getraute mich, den Kreis gleichgesinnter Zeitgenossen aufzusuchen.

Auf der ersten Seite dieses meines ersten Buches stehen die Worte: dieses Buch gewidmet einem Toten. Dem toten Dichter und meinem Dichtermeister, dem Dänen J. P. Jakobsen — dessen Schreibart ich mir zuerst zum Vorbild genommen hatte, um mich vom deutschen Aufsatzstil frei zu machen — hatte ich meinen Erstling gewidmet, zufrieden, daß nur ich allein es wußte, welcher Tote mit der Widmung gemeint war.

Auch die Person jenes Dichters in der Gestalt eines Doktor Wiking, eines Naturwissenschaftlers und Botanikers, war in den Roman verwebt. Nach Jakobsens Photographie, die ich mir aus Kopenhagen hatte kommen lassen, hatte ich meiner Romangestalt möglichst die Ähnlichkeit meines dänischen Prosameisters zu geben versucht.

Die Handschrift dieses Buches hatte ich noch in Würzburg im Herbst 1891 beendet, kurz, ehe ich zu Weihnachten beinahe gewaltsam von meinem Vaterhaus geschieden war. — Diese Trennung habe ich bereits im „Geist meines Vaters" ausführlich beschrieben.

TAYLOR INSTITUTION UNIVERSITY OF OXFORD

Nach dem Erſcheinen meines erſten Romanes hatte mein Vater mein Monatsgeld etwas erhöht, ſo daß ich in weniger großer Bedrängnis, aber immer noch knapp gehalten, in Berlin leben konnte. Aber es wurde mir zugleich angedroht, daß ich nur bis zu den nächſten Oſtern väterliche Hilfe erhalten würde und dann auf eigenen Füßen ſtehen müßte.

Einſtweilen aber lag Oſtern noch für mich hinter tauſend Jahren, und ich verſuchte, ſo wenig wie möglich an das Ende der Gnadenfriſt meiner Freiheit zu denken.

In Berlin beſuchte ich zuerſt den ſchwediſchen Schriftſteller Ola Hanſon. Ich hatte im Herbſt in München das Buch „Senſitiva Amoroſa" von Ola Hanſon geleſen. Feingezeichnete Menſchenſchatten bewegten ſich darin auf dem Hintergrund ſtarker, gütig beobachteter Landſchaften, Abriſſe von Lebensſchickſalen ſtumm vorüberwandelnder Geſtalten. Die eine Geſtalt kam lebensſuchend auf einem Feldweg bei einem Gut in Schonen daher; die andere ſaß auf einer Bank am Meer und ſah lebensbetroffen über den Sund; und andere traten auf in der ſchickſalsreichen, ſtimmungsvollen Öſtergade Kopenhagens.

So ungefähr erinnere ich mich dieſes Buches noch heute. Und die bedeutſame Art des Schweden Ola Hanſons, mit der er ſchwere Menſchenſchickſale zart und verſtändnisvoll behandelte, erinnerte mich an Jakobſens Art. Und als ich hörte, daß Hanſon, mit der Schriftſtellerin Laura Marholm verheiratet, in jenem Jahr 1892 in Friedrichshagen bei Berlin wohne, freute ich mich, ihn aufzuſuchen.

Denn alles Nordiſche übte eine ſtarke Anziehung auf mich aus. Jene faſt menſchenleeren Länder, die ich mir dort oben vorſtellte, ſchienen eine reinere und keuſchere Luft zu haben, einen ſtärkeren rückſichtsloſeren Geiſt, verbunden mit ſchärferer Selbſterkenntnis. Und die kleinen Völker dort oben, außerhalb unſerer Kulturgrenzen ſtehend, lockten mich damals mehr als das von verweichlichten üppigen Kulturen ſchlaffe, ſinnenſüße Südeuropa.

Kunſtformen und künſtleriſche Gedanken, die aus Italien kamen, waren mir alle zu ſehr beeinflußt von dem chriſtlichen Zeitalter. Der Dichter Dante iſt mir immer mit ſeinem Himmel- und Höllenwahn der Göttlichen Komödie mehr ſchulmeiſterlich als dichteriſch erſchienen. Es kam mir häßlich vor, daß er ſich in ſeinem großen Gedicht zum Richter ſeiner Zeitgenoſſen aufgeſtellt hatte.

Wie mit der Rute in der einen Hand und einem Lobzettel in der anderen Hand, ſo ſchien mir Dante in der Göttlichen Komödie mehr fanatiſch beſchränkt zu ſein als hoheitsvoll milde verſtehend. Und ich zog den Schluß: die alte Kirchenkultur Italiens, ſo ſcheint es mir, iſt zu jeder weiteren künſtleriſchen Entwicklung unfähig und iſt unfruchtbar.

Im Norden dagegen lebten unverbrauchte Völker mit unverbrauchten Geiſteskräften. Und jedes neue Buch, das vom Norden über die deutſche Grenze kam, hatte damals den Atem einer belebenden Meerbriſe und ſchien von Länderſtrecken zu kommen, wo die Menſchen, die von Jugend an einer rauhen Wirklichkeit gegenüberſtanden, ſtark geworden waren

auf noch jungfräulicher Erde, der ſie reinſte Ehrlichkeit zeigen mußten.

Ich ſah im Geiſte dort in ſkandinaviſchen Meernebeln Fiſcherdörfer und Einzelgehöfte an weltentrückten Küſten, und wenn ich ans Reiſen dachte, ſehnte ich mich, jene weltabgeſchiedenen Stätten aufzuſuchen.

Und mein Schickſal kam auch auffallenderweiſe dieſem meinem innerſten Wunſche entgegen. Ich tat nur einen Schritt in dieſer Wunſchrichtung, und das war der, daß ich, in Berlin angekommen, den Schriftſteller Ola Hanſon beſuchte. Alles weitere fädelte dann mein Schickſal von ſelbſt ein, und ich kam plötzlich nach dem Norden, wo ich die nächſten Jahre meines Lebens mit kleinen Unterbrechungen verbrachte, und wo ich dann auch ſpäter ein Mädchen fand, das meine Frau wurde. —

Die deutſchen jungen Mädchen zerfielen damals für mich in zwei Gattungen. Die einen waren noch nach altmodiſcher, beſchränkter, gedankenenger Weiſe erzogen und waren wie abgerichtete Weſen, denen Geiſtesfreuden — außer den Grenzen chriſtlicher Auffaſſung und der Familienkunſtbegriffe — unbekannt waren. Ihr Benehmen war jungen Männern gegenüber wohl jugendlich und körperlich lieblich, aber geiſtig ſtumpfſinnig. Sie waren verſunken in einer Empfindſamkeit, die geiſtige Feſtlichkeit vorſtellen ſollte. Mit all ihrer Bildung machten ſie darum auf einen geiſtig anſpruchsvolleren Mann einen völlig ungebildeten Eindruck. Ich ſpreche hier natürlich von der großen Maſſe. Vereinzelte geiſtig wacherzogene Mäd-

chen mag es immer in Deutſchland gegeben haben, aber ich bin ihnen damals nicht begegnet.

Die andere Gattung waren die ſich in jener Zeit vom Familienzwang befreienden Frauen, jene, die in blinder Nachahmung männlichen Auftretens in der erſten Sturm- und Drangzeit der neuen Frauenbewegung abſtoßend wirkten. Sie trugen mit Vorliebe die Haare kurz geſchnitten, dazu ſteife Herrenſtehkragen und Krawatte, und wollten die Reize des weiblichen Körpers möglichſt überſehen wiſſen. Sie taten ſich etwas zugute auf ungelenke Bewegungen, ſie trugen Zwicker, Manſchetten, und ſie wählten ihre Kleider ſchmucklos, alle Zartheit und Zierlichkeit mit Abſicht vermeidend.

Heutzutage ſind dieſe beiden Frauenarten glücklicherweiſe zu einer neuen Frauengattung verſchmolzen. Man kann von einer neuen Frau ſprechen. Denn die Geiſtesfriſche und eine gewiſſe natürliche Geiſtesfreiheit, die die Frau fernhält von unnatürlicher Familienverblödung, iſt jetzt im ganzen Lande allgemein geworden. Damals, vor zwanzig Jahren aber hatten beinahe nur die nordiſchen Länder die geiſtige Neugeſtaltung der Frau aufzuweiſen.

Dieſe Frauenverſchiedenheit zwiſchen Nordeuropa und Südeuropa erkannte ich aber natürlich nicht früher, als bis ich nach dem Norden kam. Dort wurde mir der Unterſchied ſchnell bewußt. Faſt alle jungen Mädchen waren dort damals ſchon in ihrem Auftreten von natürlicher geiſtiger Friſche.

Die Haushaltungsarbeit ſchloß nicht das tiefere Wiſſen und die geiſtige Aufklärung aus, und ebenſo

hielten die nordiſchen Frauen, die ſich ähnliche geiſtige Kenntniſſe wie der Mann angeeignet hatten, auch nicht die kleinſten Haushaltungsarbeiten für unwert.

Die Mädchen in Schweden waren von ihren Müttern und Vätern und von den friſchen und harten Lebensbedingungen, bei denen die Menſchen dort, trotz der Rauheit des Landes, fröhlich und feſtlich aufwachſen, ſo freigeiſtig erzogen, daß ſie liebende Frauen, geiſtige Kameraden und tüchtige Familienmütter im Hauſe eines verſtändigen Mannes werden konnten.

Die meiſten jungen nordiſchen Mädchen hatten durch ihre geiſtige und körperliche Erziehung einen europäiſchen, vorurteilsloſen Weltblick erhalten. Sie waren auch glühende Vaterlandsverehrerinnen, treue Pflegerinnen alter heimatlicher Gebräuche und verſtändige Beobachterinnen ihrer Heimatnatur und ihrer Heimatlandſchaften. Da die meiſten von ihnen von Kindheit an beinahe die Hälfte des Jahres in freier Luft, bei Seen und Wäldern, an Küſten und auf Inſeln verbracht hatten, waren ſie körperlich und ſeeliſch friſch und geſund.

Die Urlaute der Natur waren den Damen der Stadt ſo bekannt wie den Bauern des Landes. Die nordiſchen Damen zeigten ſich nicht bloß auf ſtädtiſchen Promenaden, ſondern waren gewohnt, zu wandern, zu ſegeln und mit den Pflanzen und Tieren wie die Bauern zu plaudern, während die langen Winternächte den Büchern und dem Familienleben in der Stadt gewidmet waren.

So wurde ich angenehm überraſcht, ernſteren und

geistig klareren und körperlich gesunderen Frauen und Männern in Schweden zu begegnen als in irgendeinem südlicheren Lande. Auch hatten die meisten weite Auslandsreisen gemacht. Viele der jungen Mädchen hatten mit Freundinnen Paris, London, Italien, Deutschland besucht.

Sie hatten schon mit zwanzig Jahren ein Stück Welt und fremde Menschen zu beobachten Gelegenheit gehabt. Aber sie prahlten nicht mit ihren Kenntnissen. Sie waren ein wenig verschlossener als unsere Frauen, und man mußte ihnen Urteile und Gedankenaussprüche entlocken.

Aber dann, wenn diese Frauen die Lippen öffneten und einen Satz sagten, sprachen sie nicht Gelesenes aus Büchern nach, sondern gaben ein unumwundenes frisches Urteil. Das klang manches Mal fast rücksichtslos, war aber im Grunde nur unbeholfen, ehrlich und äußerst schlicht und ernst gemeint.

Dieses war in großen Zügen das Wesen der Nordländerinnen, die ich in kleinen und großen Städten, auf Pfarrhöfen und Bauernhöfen in manchen Jahren kennen lernte.

Aber bis ich das Mädchen dort fand, dem sich mein Herz zukehrte, vergingen noch zwei Wanderjahre.

In Berlin war in den ersten Jahren der neunziger Jahre eine große nordische Bewegung im Gang. Ibsen belebte die Theater. Björnson wurde uns näher bekannt. Strindberg war nach Deutschland gekommen. Außerdem machten die Bilder des jungen

norwegiſchen Malers Munch einen verblüffenden Eindruck auf die Berliner Akademie.

Ein Akademieprofeſſor hatte auf einer norwegiſchen Reiſe von den Arbeiten Munchs in Chriſtiania gehört und den jungen Künſtler aufgefordert, in der Berliner Akademie eine Ausſtellung zu veranſtalten.

Als aber Munch ſeine Bilder im darauffolgenden Herbſt ſandte und die Sendung in der Akademie ausgepackt werden ſollte, wurden die anderen Akademieprofeſſoren, die bei der Öffnung der Kiſten anweſend waren, dermaßen erſchrocken über die neue Malart des Norwegers, daß ſie nicht einmal die Bilder auspacken laſſen wollten, den Saal zur Ausſtellung verweigerten und ſo dem Gaſte, den ſie eingeladen, ſchmählich die angebotene Gaſtfreundſchaft kündigten.

Der Norweger aber wußte ſich zu helfen und wußte ſich zu rächen. Er mietete Ecke der Leipziger- und Friedrichſtraße, alſo an der damals verkehrsreichſten Stelle der Hauptſtadt, einen in dem erſten Stockwerk eines Prachtgebäudes leerſtehenden großen Ladenraum, ließ ſeine Bilderkiſten dorthinbringen und ſtellte die ganze Sendung auf eigene Fauſt dort aus. Natürlich wollte Berlin den Maler ſehen, den die Berliner Akademie ein- und ausgeladen hatte.

Die berliner Zeitungen brachten lange Spalten für und gegen Munchs neue nordiſche Malerei, die alle Überlieferungen überſprungen hatte, die nicht mehr gewollte Schönheit ſah und nicht nach der Farbenſkala vorgeſchriebener Farbentöne malte, ſondern die die Welt in Linien und Farben wiedergab, wahr und unverdreht und doch dem inneren phantaſtiſchen Ein-

drucksbilde getreu, von dem das Herz des Künstlers erschüttert worden war.

Aber trotz dieser Ausstellung blieb Eduard Munch noch lange in Europa unverstanden, und ich habe später oft in Paris bei den Jahresausstellungen der „Indepenbants" beobachtet, daß das Bürgerpublikum dort, so wie in Deutschland, mit einem Ausruf des Schreckens vor den Munchschen Bildern stehen blieb und dann mit einem Lachen sich abwendete.

So mochte man vor hundert Jahren die ersten Bilder der Chinesen und Japaner bei uns aufgenommen haben, die man erst später genießen lernte!

Als ich in Berlin in Munchs erste Ausstellung trat, mußte ich mich auch vor den neuen Bildern in der neuen Malart erst zurechtfinden. Ich sagte mir aber, wenn ich nicht sogleich das ganze Bild sehen kann und es erst, ich möchte sagen, entziffern muß, so war daran nicht Munch, nicht der Maler schuld, sondern mein, den neuen Eindrücken nicht gewachsenes Auge, das in alten Uberlieferungen eingeschult war und noch nicht mit der Ehrlichkeit des begeisterten neuen Malerauges mitgehen konnte.

Aber ich fühlte den innerlichen Ernst des Malers, seine Kraft und die Ehrlichkeit der Naturwiedergabe aus jedem Bilde. Munchs Bilder wirkten zuerst ähnlich wie die ersten Augenblicksbilder der Photographie gewirkt hatten, als man zum erstenmal springende Pferde nicht in der Auffassung gewohnter Reiterstatuen im Bilde sah, sondern in den mächtigen Verkürzungen und den fortstürzenden Verkrümmungen, die das Auge im hundertsten Teil einer Sekunde wohl

miterlebt hatte, aber deren Eindruck nicht zum festen Bewußtsein gekommen war.

So auch brachte Munch neue Farben und Formen und Empfindungseindrücke zum Bewußtsein und bereicherte den Beschauer seiner Bilder, wenn dieser vertrauensvoll sein Auge der neuen Malart hingab.

Wenn einer aber ungeduldig war und hartnäckig an seinen eigenen altgewohnten Sehbegriffen festhielt, dem erschien jedes Gemälde Munchs so wie chinesische und japanische Bilder, die gleichfalls uns Europäern neue Begriffe, neues Anschauen der Natur und der Menschen in feinster und tiefster Weise eröffnen, aber lange für Wirrwarr, linienverrenkt, farben- und formenunmöglich angesehen wurden. —

Die selbstzufriedenen, unkünstlerischen und lebensunwilligen Menschen, die, in der Torheit eines beschränkten Ichs befangen, die Weiterentwicklung des Lebensfestes nicht mitfeiern können, sind Schädlinge, die den Stillstand ihrer alten erworbenen Begriffe wie einen zu kurzen Maßstab der Weiterentwicklung aller Künste entgegenhalten.

Diesen Menschen begegnen die Dichter ebenso oft wie die Maler und Musiker, und diese zu kurz Empfindenden sind es, die dem Künstler die großen Dornenhindernisse bauen, Dornenhecken, die sie bis in den Himmel seiner Begeisterung wachsen lassen, und an denen er sich oft genug wund und blutig reißen muß auf seinem festlichen Lebensweg.

Diese Stillstandmenschen sind die letzten an der großen Tafel des Lebensfestes, sind die, die beschränkterweise allem neuen Lebensfestlichen mißtrauen, die

ſchelten und unverſtändlich ſchielen auf die anderen Feſtlichen.

Doch können ſie nicht die unendliche Schöpferluſt hindern, und lange, nachdem die andern ſchon zu neuen Freuden übergehen, bleibt jenen Störern doch nichts anderes übrig, als dem Fortgang des Feſtes nachzuhinken, da die Luſt am Leben ſie dazu zwingt und endlich ihre Trägheitswiderſtände überwindet. —

Dieſe Munchſche Ausſtellung ſtellte mir die nordiſche Landſchaft, ungeſchmeichelt und in ihrer einſamen und rohen Pracht, zum erſtenmal vor Augen. Auf vom Meer rundgewaſchenen Klippenſteinen begegnete ich auf den verſchiedenen Bildern einer und derſelben Mädchengeſtalt, die einem weißen Runenſtein ähnlich daſtand und über die kahlen Steinfelder fortſah. Sie kam dann auf einem anderen Bild wieder und ſtand im Abend im Tang beim Meerwaſſer, und in der Ferne, wie ein grauer Stein aufgerichtet, ſah ihr immer ein junger Mann zu.

Dieſe Eindrücke von nordiſchen einſamen Menſchengeſtalten erweckten in mir eine heftige Sehnſucht nach den Küſten jener urgermaniſchen Leute, bei denen nachdenkliches deutſches Weſen noch urſprünglicher zu leben ſchien als bei uns.

Ich war im engen Franken zwiſchen Weinbergen, in einer Landſchaft abgezirkelter Felderflecken aufgewachſen und hatte mein Lebenlang nur Wälder geſehen, in denen jeder Baum im Forſtbuch wie ein Haustier aufgezählt und eingetragen war. Das waren nicht mehr die urſprünglichen machtvollen Natur-

wälder; es waren gezüchtete Baumherden, bei denen der Förster und sein Hund, ähnlich dem Hirten und dem Hirtenhund, Aufsicht und Ordnung zu halten hatten.

Die Heimatwälder waren nicht mehr Naturgewalten; sie waren staatliche Holzgeschäfte geworden. Und die Zeiten, da man von ihrer Undurchdringlichkeit sprach und man sich eine Abenteuerfülle in die Wälder hineinträumen konnte, waren bei uns längst vorüber. Die Bürger hatten zwar versucht, sich durch Butzenscheibenromantik das alte Abenteuerdeutschland wieder vorzuspiegeln. Aber die altdeutschen Wälder, die altdeutsche Landschaft, die konnten sie sich nicht mehr aus der Vergangenheit zurückrufen.

Nach einem jahrelangen Schul-, Familien- und Kulturzwang sehnte ich mich nach kräftigster urweltlicher Ursprünglichkeit, und die fehlte in dem kulturreichen Franken auf allen Wegen.

Prächtig verlockend aber sahen mich die nordischen Steinmassen und das nordische Tangmeer in der Munchschen Ausstellung an, und ich beneidete die Figuren, die da in den Munchschen Bildern herumgingen, die ihre träumende Stirn weiten, stillen, urweltlichen Länderstrecken hinhalten durften, Landschaften, die beleuchtet waren von unergründlich hellen, gedankenreichen Sommernächten.

Es erschien auch auf jenen Munchschen Bildern oft ein Haus, immer wieder dasselbe Haus, das kahl, unschön, nüchtern, in einem Garten lag, dessen Baumwelt den verzerrten Tangpflanzen glich. Stürme hatten den Bäumen erschrockene und ringende Arme gegeben.

Auf einem Bild ſtand das Haus mit einer Reihe beleuchteter Fenſter und vom Mondlicht grell getüncht auf einem freien Platz im Garten, wild beleuchtet, als würde es von den Bäumen und von Sturmſtimmen hell angeſchrien. Und im Garten ſtand das weißgekleidete Mädchen wieder, ſchmal und weiß wie eine dünne Blumenzwiebel, wie die Luftwurzel einer Orchidee über dem Gartenweg ſchwebend. Und neben dem Mädchen, einige Schritte entfernt, war da eine Reihe anderer Mädchengeſtalten, die der Sturmwind, der ihnen die Kleider an die ſchmalen Glieder preßte, unwirklich ſchlank machte.

Die Figuren waren in dem großen Garten ſo klein, daß ihre Geſichter im Gemälde nicht mehr als ein Farbenfleckchen bedeuteten. Aber man ſah doch die Empfindung dieſer Geſichter deutlich. Wie eine Reihe Irrlichtflammen ſtrebten ſie vorwärts, dem Sturm, der durch den Garten jagte, entgegen. Es war, als hörten ſie alle zuſammen in der großen Sturmſtimme eine gemeinſame Sehnſucht reden.

Und die Gartenwirrnis mit den ungeſchlachtnen Bäumen glich den Maſchen eines Netzes, in denen die Mädchengeſtalten wie kleine gefangene Fiſche hingen. Das grelle Haus aber über dem Gartenplatz war wie ein Spuk, vor dem die Mädchen flohen und immer noch weiter entfliehen wollten. Sie wußten noch nicht, daß ein einziges Netz von Sehnſucht ſie alle gefangen hielt. —

Nachdem ich dieſe Munchſchen Landſchaften lebhaft erlebt hatte, wurde der Gedanke, den ſchwediſchen Schriftſteller Ola Hanſon zu beſuchen und vielleicht

mein Schickſal mit den in fernen Nebeln verſunkenen Küſten des Nordens verbinden zu laſſen, immer kräftiger in mir.

Und als ich einige Monate ſpäter — nachdem ich oft als Gaſt im Hauſe Ola Hanſons aus- und eingegangen war — mit einem jungen ſchwediſchen Schriftſteller bekannt wurde, kam mir nichts erwünſchter als die Aufforderung desſelben, mit ihm ſein Vaterhaus an der ſchwediſchen Weſtküſte zu beſuchen.

Jenes jungen Schweden Vater war Oberprediger, und ich konnte bei ſeiner Mutter im Pfarrhauſe Penſion erhalten, da ſie im Sommer immer Penſionäre, meiſt aus der Stadt Gothenburg, bei ſich habe.

Ehe ſich aber für mich dieſe Gelegenheit fand, zum erſtenmal nach den nordiſchen Ländern zu kommen, hatte ich vorher in Berlin einige geiſtige Erlebniſſe, die von wichtigem Einfluß auf meine Weiterentwicklung waren.

Dieſe Ereigniſſe waren das Zuſammentreffen mit zwei bedeutenden Zeitgenoſſen, mit dem Dichter Richard Dehmel und dem Dichter Stefan George.

Als ich im Herbſt 1892 nach Berlin gekommen war, hatte ich noch keine Ahnung vom Erdendaſein dieſer beiden jungen Dichter. Das war auch nicht gut möglich, denn ihre Namen fingen eben erſt an, in die Öffentlichkeit zu treten, und noch nicht einmal an die breitere Öffentlichkeit; ſie wurden damals erſt in den Kreiſen der jüngſten Schriftſteller genannt.

Ich, der ich damals ſchon keine Gedichte mehr ſchreiben wollte, aus den früher genannten Gründen,

und mich ganz der Entwicklung eines neuen Prosastiles gewidmet hatte, las auch in der neuen Zeitschrift „Die freie Bühne", die damals in Berlin erschien, nur selten Gedichte. Und da ich noch nicht mit Literaten verkehrt hatte, waren mir Dichter, die Gedichte schrieben, kaum dem Namen nach bekannt. Ich kannte nur aus jener Zeitschrift neue Dramatiker und Romanschriftsteller.

Ola Hanson hatte mich in Berlin an den polnischen Schriftsteller Przybyszewski empfohlen, und dieser sagte mir eines Tages, er habe meinen Roman „Josa Gerth", der eben erst erschienen war, Richard Dehmel zum Lesen gegeben. Ich hörte zum erstenmal den Namen, den er für sich so bekannt aussprach, als wenn er mir eine Stadt in Europa genannt hätte, die irgendwo auf der Landkarte stand, von der ich aber nichts wußte.

Bald darauf besuchte mich eines Tages in meiner Studentenwohnung ein Herr, den meine Hausfrau in ihre gute Stube führte. Ich hatte den Namen des Besuchers nicht verstanden, und ich saß mit dem Fremden vor einem großen Tisch in der eiskalten guten Stube, in der ich selbst noch nie gewesen war, und wo ich mich auch als Besuch fühlte. Die Haltung des Fremden war sinnend und gedankenvoll, so daß mir jedes Wort im Halse stecken blieb.

Der fremde Besucher hatte einen großen dunkelblauen Kragenmantel an — wie sie damals getragen wurden —, in dem er wie in einer Tarnkappe verborgen saß. Sein Gesicht schien mir sorgenvoll, und es war sehr durchfurcht. Und was der Fremde sagte, verstand

ich nicht, denn er murmelte etwas Leiſes vor ſich hin. Und er verſtand wieder nicht, was ich geſagt hatte, denn meine Art war es ebenfalls, leiſe zu ſein und leiſe zu ſprechen — was meinen Vater und meine Umgebung oft zur Verzweiflung gebracht hatte.

Wohl nahm ich mir ganz ſchüchtern heraus, nochmals nach ſeinem Namen zu fragen, aber ob der Beſuch meine Frage verſtanden hatte, das erfuhr ich nicht, denn er antwortete wieder etwas Leiſes, als antworte er ſeinen innerſten Gedanken.

Etwas lauter, und dieſes Mal wahrſcheinlich an mich gerichtet, mit einem leichten Blick in mein Geſicht, ſagte mir dann der unergründliche Menſch, er habe mein Buch geleſen. Damit konnte ich aber nichts anfangen, denn er ſagte nicht, ob es ihm gefallen hätte. Er murmelte etwas von „erſtaunlicher Ausdrucksweiſe" und von ſehr „farbig".

Daraufhin verſanken wir wieder, jeder in ſeine Stille. Es wurde, als gingen wir lautlos nebeneinander durch ein weites weißes totſtilles Schneeland, ohne Weg und nicht wiſſend, woher und wohin.

Dieſes Nebeneinanderherdenken war eigentlich ganz nach meinem eigenen Weſen und Geſchmack. Erlebt hatte ich das aber noch nicht bei einem Fremden. Der Zeitbegriff hörte beinahe auf, und es war die Stille um uns, von der es in der Bibel heißt: Tauſend Jahre ſind wie ein Tag.

Dann erhob mein Beſuch das furchenreiche Geſicht, das er meiſtens gegen die Tiſchplatte geſenkt gehalten hatte. Er ſagte, er hoffe, daß ich ihn auch einmal beſuchen würde. Und er nannte eine Straße

und ſeine Wohnungsnummer, die ich aber wieder nur halb verſtand.

Wir reichten uns die Hände, und dann ging der Beſuch fort, von dem ich immer noch keine Ahnung hatte, wer er geweſen und weshalb er gekommen war. Es blieb mir nur als tiefer Eindruck das tiefe Schweigen, das wir miteinander geſchwiegen hatten, jeder auf die Tiſchplatte ſchauend.

Draußen über Berlin ſchneite es, als der Mann in der Tarnkappe fortgegangen war. Der tiefgeſenkte Schneehimmel ſchien den Beſuch fortgenommen zu haben. Er war wie von ſchweigenden Wolken verſchluckt worden.

Einige Tage ſpäter, als ich Przybyſzewski beſuchte, fiel zufällig mitten im Geſpräch aus Przybyſzewskis Mund der Satz: „Richard Dehmel wollte Sie beſuchen. Iſt er noch nicht bei Ihnen geweſen?"

„Nein," ſagte ich ahnungslos. Denn ich hatte mir unter Richard Dehmel keine Vorſtellung gemacht, wie man ſich von einer Stadt, die man nicht geſehen hat, keine Vorſtellung machen kann. Den fremden Beſuch brachte ich eigentümlicherweiſe gar nicht in Zuſammenhang mit einem auf Erden lebenden Menſchen. Er war wie die Schneeflocke geweſen, die lautlos ans Fenſter kommt und zergeht, ehe man ihre Form noch recht erkannt hat. Er war mehr als ein Lebender und zugleich auch weniger als ein Lebender geweſen, unwirklich und wirklich, wie ich vorher noch keinem begegnet war.

Darnach wieder, bei einem ſpäteren Beſuch bei Przybyszewski, ſagte mir dieſer: „Richard Dehmel

behauptet, er ſei bei Ihnen geweſen. Und ich ſoll Ihnen ſagen, er erwarte, daß auch Sie ihn bald beſuchen."

Da begriff ich erſt und erkannte auch durch Fragen, die ich an Stanislaus Przybyszewski ſtellte, daß jener Mann mit dem durchfurchten Geſicht Richard Dehmel geweſen war.

Aber Przybyszewski, der unruhige und geiſtig immer lebendige Pole, wenn er von Richard Dehmel ſprach, verwandelte er mir den Mann, der mich beſucht hatte, ohne daß er es wußte oder wollte, in eine andere Geſtalt, und darum bekam ich bei ſeiner erſtmaligen Frage, ob ich Richard Dehmel geſehen hätte, keine Ahnung davon, daß mein unbekannter Beſuch Richard Dehmel geweſen ſein könnte.

Als ich dann meinen Gegenbeſuch machte und in einem großſtädtiſchen Hauſe in der eben fertig gebauten Elſäſſer Straße im Treppenhaus auf einem ſchönen ſtattlichen Meſſingſchild den Namen Dr. phil. Richard Dehmel las, konnte ich mir den Mann mit dem durchfurchten Geſicht, der wie Chriſtus die Sorgen der ganzen Welt zu tragen ſchien, nicht in dieſen Renaiſſancebau hineindenken.

Und auch als ich dann in einem mattblauen Schreibzimmer ſtand und durch die Flügeltür nach einer Weile ein ſchmaler feingliedriger ſchlanker Mann von ungefähr dreißig Jahren hereinkam und mich begrüßte, da konnte ich in der Figur, die neulich unter einem weiten Kragenmantel verborgen geweſen, den Mann, den ich im eiſigen Beſuchszimmer meiner Hausfrau gebeugt vor der Tiſchplatte hatte ſitzen ſehen, nicht gleich wieder erkennen.

Nur die angenehme leiſe Stimme erkannte ich wieder, aber die Furchen im Geſicht waren lachendere Furchen, lebensbewegter und nicht nur Sorgenfurchen, wie ich ſie zuerſt falſch gedeutet hatte. Es war ein von Begeiſterung und innerlichen Ekſtaſen durchwühltes Künſtlergeſicht, über das ich erſtaunte, weil es für ſeine jungen Jahre ſchon mächtig lebenserſchüttert ſchien.

Aber immer noch nicht kannte ich den Dichter Dehmel. Denn ich hatte noch kein Gedicht von ihm geleſen. Dann erlebte ich jenen, mir unvergeßlichen Abend, an welchem Dehmel mir ſein Gedicht „Chriſtus der Künſtler" vorlas. Wir ſaßen bei ihm bei der Lampe an einem Tiſch, und Dehmel, in geſteigerter Begeiſterung, las ſtark ergriffen und hingeriſſen, wie es ſeine Eigenart iſt, vor.

Auf meinem Stuhl war mir, als hätte man denſelben mit mir mitten in eine Meeresbrandung geſtellt. Ich begriff weniger das Gedicht als die Art des Dichters, der mit einer Urweltſtimme fortgeſetzt donnernd zwiſchen den Zeilen meinem Herzen zuzurufen ſchien: „Begreifſt du nun, du elender Nichtigkeitswurm, daß der Glaube an die Dichtung Dichtung ſchaffen kann und Dichter gebären kann, auch wenn das Zeitalter von Proſa, Naturwiſſenſchaft und Nüchternheit ſtrotzt!

Ein Gedicht bleibt ewig die Krone der Schöpfung. Wie konnteſt du ſo armſelig ſein und nicht mehr glauben, daß auch die Neuzeit Geſänge anſtimmen muß! Daß auch die Zeit der Lokomotiven, der Telegraphie und des elektriſchen Lichtes Sänger haben

will und muß, die in Reimen, in begeisterten Versen und ewigen Liedern Verkünder der Menschengefühle sein müssen!

Kleinmütiger, du glaubtest, die Zeit des Liedes sei vorbei? Du glaubtest, die Zeit der nüchternen Arbeit habe die Zeit der festlichen Gefühle verdrängt, habe die Menschen so taub und blind gemacht, daß keiner mehr Ruhe finden könne, sich in ein Gedicht zu vertiefen! Du glaubtest, äußerst ehrlich zu sein, als du dem Liederdichten entsagen wolltest und nur zum erzählenden Wort deine Kräfte sammeln wolltest!

Du irrst gewaltig. Du hast freiwillig verzichten wollen auf den Weg zur höchsten Menschenhöhe, um wahr gegen deine Zeitgenossen und dich selbst zu handeln! Werde wach, und sieh auf mich, den Gläubigen, der vor der Muse mit Begeisterung niederkniet und der durch das Alltagsgeschrei hindurch an Lied und Dichtung inbrünstig glaubt!"

Da kam eine Träne in mein Auge, und als Dehmel sein Gedicht fortlegte und die Brandung seiner Stimme im Zimmer verschollen war, bemerkte er die Träne, die ich gerne versteckt hätte, und wir schüttelten uns die Hände, und er sagte:

„Habe ich das wirklich fertig gebracht mit meinem Gedicht, daß du weinen mußtest?"

„Ja," sagte ich. Doch konnte ich ihm nicht all die aufgewühlten Gedanken erklären, die mich plötzlich umgewandelt hatten von einem dichtungsungläubigen in einen dichtungsgläubigen Menschen.

Und diese Weihe und diesen Glauben, den ich von dieser Stunde an wieder für Lied und Gedicht

über mich kommen ließ, der ist nie wieder von mir gewichen und steigerte sich von Jahr zu Jahr, sich in Kraft umsetzend. —

Die andere Begegnung, die mit Stefan George, war nicht von dieser stark hinreißenden Art gewesen, aber sie bestimmte und festigte ebenfalls in mir die neue Überzeugung, daß der Wunsch, Dichtungen in Versen und Gesängen zu schaffen, trotz des Maschinenzeitalters und trotz der Wirklichkeitskunst, die auf den Bühnen in jenen Jahren Feste feierte, nicht unmöglich war. Wenn auch der augenblickliche Zeitgeist sich ablehnend gegen das Lesen von Gedichten verhielt, so war es doch ganz unmöglich, daß deshalb die Dichter und die Dichtung aussterben und nur die Erzählungskunst und die Bühnenkunst allein weiterleben sollten.

Die Begegnung mit Stefan George wurde durch seine Zeitschrift eingeleitet. Ich erhielt im Winter 1892—1893, in jener Zeit, da Dehmel und ich eben befreundet wurden, eines Tages das Heft einer Zeitschrift zugesendet, welche den Titel führte „Blätter für die Kunst". Das zuerst ins Auge fallende an jenem Heft war die anspruchslose Einfachheit der Ausstattung, die angenehm berührte. Aber als ich die Einleitung und die Gedichte darin lesen wollte, fand ich mich zuerst nicht zurecht, der Schreibweise wegen; alle Hauptwörter waren klein geschrieben. Das war mir zuerst fremd, schien mir aber nur eine Gewohnheitsfrage zu bedeuten.

Der Inhalt dieser Blätter aber trennte sich noch stärker als die Schreibweise vom damaligen Zeit-

geiſt. Mitten in der eben ſtürmiſch eroberten Welt der Wirklichkeit trat der Geiſt der „Blätter für die Kunſt“ für die Welt der reinen Unwirklichkeit ein. Er hielt ſich an den Geiſt der alten Romantiker. Nur war ſeine Sprache, der Neuzeit angemeſſen, gewählter. Aber die Dichter des Kreiſes der „Blätter für die Kunſt“ hatten gar nichts mit der Butzenſcheibenromantik gemein, die ihre Vertreter in Viktor Scheffel und Julius Wolf gehabt hatte.

Doch die Dichter der „Blätter für die Kunſt“ ſchienen immer noch der Anbetung der Menſchenſeele ergeben zu ſein. Neben der ewigen Menſchenſeele ſchien es für ſie noch eine unbelebte tote Welt zu geben und eine unverſtändigere Tier- und Pflanzenwelt, auf die man ein wenig läſſiger herabſah. Die man ſich aber nicht als Kameraden oder gar als Geiſt von gleichem Geiſt dachte.

Ich war mir aber damals ſelbſt noch nicht klar, wie eine Verjüngung in der Dichtung zu erreichen war. Nur das war mir klar, daß eine Verjüngung nur aus der neuen Weltanſchauung heraus entſtehen konnte, aus dem Satz: wir beſitzen alle und alle beſitzen uns. Das heißt: Menſchen, Pflanzen und Tiere und alle Dinge ſind eine Seele und ein Leib, alle führen wirkliches und unwirkliches Leben zugleich, alle genießen dieſelben Leiden des Hungers und dieſelben Seligkeiten der Liebe und dieſelbe Schöpferkraft des ewigen Lebens.

Nichts im Weltall iſt größer, als der Menſch es iſt. Nichts iſt kleiner, als der Menſch es iſt. —

Dieſes zu wiſſen, machte mich aber noch nicht fähig, ganz und gar nach der neuen Weltanſchauung zu leben, zu handeln und zu ſchaffen.

Meine Freunde, der Denker und der Schweigende, ſtudierten jetzt auf verſchiedenen Univerſitäten Deutſchlands weiter, und ich erſchien mir in der Millionenſtadt Berlin mit meiner feſtlichen Weltanſchauung, die noch nicht einmal meinen ganzen Menſchen durchdrungen hatte, die nur einſtweilen meinen Verſtand und meine Begeiſterung gepackt hatte, wie ein kleines Atom, wie eine winzige Lebenszelle, die ſich erſt aufbauen wollte zu einem neuen organiſchen Leben.

Mich freiwillig trennend von den vielen alten Überlieferungen, die mir vorkamen wie Zeug- und Papierblumen, wie Überbleibſel alter Jahrhunderte, hatte ich nur einſtweilen die neuen Gedanken in mein Herz geſät und fühlte, daß ſie aufgehen wollten. Ich mußte nun geduldig warten wie ein Ackersmann.

Wohl verſuchte ich einige Male, in Geſprächen mit Schriftſtellern und Dichtern auf die Weltanſchauung von der Atomkraft und auf die Gedanken vom ewigen Lebensfeſt, von der feſtlichen Beſeelung aller lebenden und aller ſogenannten toten Dinge hinzuweiſen und jene Freunde zu überzeugen. Aber meine Erklärungen waren hilflos.

Ich hatte auch noch keine Beweiſe, um den mir befreundeten Dichtern an neuen Gedichten meine Weltanſchauung zu erläutern. Und ſo mußte ich, immer wieder ohnmächtig gemacht von der Umgebung,

die keine Ahnung hatte, was ich ſagen wollte, einſam in mich zurückſinken, vertrauend, daß die Saat in mir im ſtillen, wenn ich gläubig bliebe, den Gedanken vom großen Lebensfeſt ganz von ſelber reifen würde und mir Beweiſe geben würde für die Möglichkeit, mit meiner feſtlichen Weltanſchauung eine neue Dichtungsweiſe zu finden.

Nachdem ich in jenem Heft der „Blätter für die Kunſt“ wegen des alten romantiſchen Geiſtes, der darinnen zutage trat, nicht viel Erbauung finden konnte, legte ich es auf die Seite und hatte es beinahe vergeſſen.

Da erhielt ich eines Tages die ſchriftliche Aufforderung, dem Herausgeber ein Gedicht als Beitrag zu ſenden.

Ich hatte nach einem Bilde Munchs, das ſich „Der Kopf des Ertrunkenen“ nannte, einen ganz winzigen Verſuch zu einem Gedicht unternommen. Jenes Bild ſtellte ein blaues Teichwaſſer dar, aus welchem der Kopf eines Ertrunkenen ragte. Im Waſſerſpiegel ſchwammen die Widerſcheine weißer, lieblicher Frühlingswolken, und ein ſilberweißer Schwan glitt hinter dem Menſchenkopf friedlich, und ſich gleichfalls wie eine Frühlingswolke auf der durchſichtigen Fläche ſpiegelnd, vorüber.

Schwan, Wolken, Teichſpiegel und Frühlingsſonne lebten feſtlich, ohne daß der Schrecken des Todes, der aus dem Kopf des Ertrunkenen ſtarrte, ſie im Frühlingsfrieden ſtörte. Die ungeheure Macht des Malers, den Frühlingsteich im Licht darzuſtellen und dabei den Menſchen und ſeinen Untergang ſo

nebenſächlich zu behandeln, wie es ſonſt nur der Menſch der Natur gegenüber zu tun gewohnt iſt, nebenſächlich auf ſeine Mitweſen herabzuſehen, — dieſe Auffaſſung erſchütterte mich, und ich ſchilderte das Munchſche Bild und ſeine Tragik in ein paar kurzen Zeilen in einem Gedicht.

Dieſes kleine Gedicht ſchickte ich den „Blättern für die Kunſt". Einige Tage darnach erhielt ich eine briefliche Einladung, mich zu einer Beſprechung über einige Fragen, die ſich auf meine Gedichteinſendung bezogen, im Café Bauer einzufinden, wohin der Herausgeber und der Dichter Stefan George kommen wollten.

Es war dieſes im Februar 1893, als ich mich bereits mit dem Gedanken trug, nach Schweden zu reiſen und dort in der Einſamkeit eines ſchwediſchen Pfarrhauſes das Drama „Sehnſucht", das im Hirn eines Menſchen ſpielen ſollte, und das ich erſt im Plane bei mir trug, zu ſchreiben.

Als ich mich zu jener Beſprechung um halb zehn Uhr abends im oberen Saal im Café Bauer einfand, begrüßte mich dort der Herausgeber, er war im Zylinder und engliſchem Gehrock erſchienen, und er ſagte mir, Herr Stefan George wünſche mich wegen einiger Punkte und Kommas, die in dem Gedichte vermieden werden ſollten, zu ſprechen.

Das verwunderte mich ein wenig. Dann kam nach einer Weile ein ſchlanker, gleichfalls vornehm mit Gehrock und Zylinder bekleideter Herr, mit ausgeprägten, ſtarken Geſichtszügen, die einem Kardinal gehören konnten, an den Tiſch.

Ich kam mir in meinem alltäglichen Straßenanzug ein wenig überrumpelt vor von dem gezüchteten Auftreten beider Herren. Wir sprachen über einige, wie es mir schien, ganz belanglose Dinge, über die Stellung von Satzzeichen, und Stefan George meinte, er wünsche in meinem Gedicht die Fragezeichen, wie es in spanischer Literatur üblich sei, an den Anfang der Sätze zu stellen.

Ich sagte, er möge das mit meinem Gedichte so halten, wie er es in den „Blättern für die Kunst" eingeführt habe. Auf die Satzzeichen möchte ich nicht zu große Bedeutung legen, wenn nur der Sinn des Ganzen nicht gestört würde. Und damit war unsere Besprechung bald beendet, und wir trennten uns.

Von Stefan Georges Dichterkraft und Eigenart erhielt ich erst aus späteren Heften der „Blätter für die Kunst" einen umfassenden Eindruck. Aus den Gesprächen bei jener Begegnung nahm ich nur den angenehmen Gedanken mit nach Hause, daß es also wirklich neue Männer in Deutschland gab, die ihr Leben für die Dichtkunst einsetzen wollten und dieses mit Eigenwillen taten.

Um zu verstehen, wie stark Richard Dehmel und Stefan George, jeder in seiner Art, sich damals von der Prosavergötterung jener Tage abhoben, muß man sich erinnern, welche große Bewegung in jenen Jahren in Berlin, im Drama und Roman, die literarischen Kreise im Atem hielt. Auf der Bühne waren es Ibsen und Gerhart Hauptmann, deren Werke gerade daran waren, eine völlige Umgestaltung im Geschmacke des Publikums und in der Schau-

ſpielkunſt überhaupt hervorzurufen. Man hatte die „freie Bühne“ gegründet. Die „Wiener moderne Rundſchau“, eine neuzeitliche Monatsſchrift, die neben M. G. Conrads „Geſellſchaft“ die Gedanken und Kräfte der naturaliſtiſchen Geiſtesbewegung förderte, war eingegangen und feierte in Berlin im S. Fiſcherſchen Verlag ihre Auferſtehung, ebenfalls unter dem Titel „Neue freie Bühne“.

Der Verleger Friedrich in Leipzig, der die moderne Bewegung als erſter im Entſtehen lebhaft unterſtützt hatte, war an ſeinen modernen Schriftſtellern zugrunde gegangen, da das bücherkaufende Publikum wie immer einige Jahresreiſen hinter den neuen Dichtergeiſtern zurückgeblieben war und ſie nicht verſtehen und kaufen wollte.

An Stelle des Friedrichſchen Verlages aber blühte in Berlin der S. Fiſcherſche Verlag für Deutſchland auf, der ſich damals von allen Verlegern am meiſten um die Herausgabe der neuzeitlichen Literatur verdient gemacht hat.

Männer wie Strindberg, Gunnar Heiberg, Gabriel Finne, Knut Hamſun kamen in jenem Berliner Winter aus dem Norden und hielten einen nordiſchen Vorleſeabend im Saal der Singakademie. Sie vertraten die damals wuchtig auftretende neue nordiſche Proſakunſt.

Ich erinnere noch gut jenen Abend, an dem ich Strindberg zum erſtenmal auf dem Podium hinter einem kleinen Holztiſchchen ſtehen ſah, ein Blatt Papier in der Hand, von welchem er eine Novelle zu leſen angeſagt hatte. Aber ſein Geliſpel aus dem

überkleinen Mund unter dem riesengroßen Schädel drang nicht über das kleine Tischchen vor ihm fort, und die Zurufe des Publikums „lauter, lauter" wollten nicht enden.

Alle Leute legten sich, um Strindberg hören zu können, mit den Köpfen, soweit sie es vermochten, vor, und es war, als wüchsen den Horchenden die Ohrmuscheln zu Strindberg hin, so sehr sehnte sich ein jeder, nur ein kleines Wörtchen von dem nordischen Mann aufzufangen. Dieser aber lispelte, als spräche er zu dem Blättchen Papier allein, und im totenstillen, menschengefüllten Saal konnte jeder nur das unhörbare Zwiegespräch Strindbergs, das er mit seinem Manuskript hielt, mit den Augen aufnehmen.

Jedem anderen hätte man unwillig sein leises Lesen endlich verwiesen, aber hier war es anders. Es war einer meiner tiefsten Eindrücke, festzustellen, daß Strindbergs Erscheinen und Anwesenheit genügte, die vielhundertköpfige Menschenmenge in ein Anschauen zu bannen. Die Rufe „lauter, lauter", die zuerst gewagt wurden, blieben weg, und eine halbe Stunde lang versank der Wille der Ohren vor dem Willen der betrachtenden Augen. Ein brausender Beifall toste dann, als die Hand mit dem Papier sank und Strindberg mit einem kaum merklichen Kopfnicken das Podium verließ.

Dieser Glaube und diese Andacht vor der Schöpfungsgewalt eines neuen Mannes hat mich gerührt und hat mir wohlgetan, und ich habe gern die Novelle verloren, auf die ich gespannt gewesen.

Ich hatte nie vorher einer ähnlichen Wirkung

der Macht einer Persönlichkeit beigewohnt. Und man hätte nach dem Eindruck, den Strindberg machte, annehmen können, daß dieser Mann in Ruhe, und sich in seiner Kraft behauptend, seine Tage ungequält hätte verbringen können.

Um so erstaunter war ich, als ich eines Tages bei einem Besuch in Friedrichshagen bei Ola Hanson hörte, daß Strindberg sich von aller Welt verfolgt fühle. Dieser Mann, der die Macht hatte, durch seine Erscheinung allein eine Menschenmasse andächtig zu machen und sie zu bannen, befand sich auf steter kläglicher Furcht vor allem Weltalleben.

Er glaubte, daß alle Dinge und alle Menschen ihm schaden wollten. Seine Freunde und auch die Frauen, die er liebte, mußte er immer wieder anklagen und mußte fliehen und unheimlichste Geheimnisse überall im Weltall wittern, dort, wo doch nur die ungeheure Festlichkeit des arbeitskräftigen und liebeskräftigen und weisen ewigen Lebens herrscht.

Strindbergs Riesengehirn erschien mir, nachdem ich von seiner Angst gehört hatte, wie ein Riesenlabyrinth, in welchem ich jenes Mannes Gedanken durch unentwirrbare Gänge flüchten sah, zusammenfahrend und erschreckend vor dem eigenen Schatten, vor dem eigenen Licht.

Der große Mann prallte vor jedem versöhnlichen Lichtstrahl unversöhnlich zurück. Er brauchte die Dunkelheit und das Verdammen der Mitwelt, um sich mächtig zu fühlen, weil seine Kräfte nicht friedliche Herrscher in einem versöhnlichen Licht, als der Besitz aller und alle besitzend, verweilen wollten.

Es war an einem Spätnachmittag, als ich einmal nach Friedrichshagen kam. Damals bestand Friedrichshagen noch aus Reihen kleiner Häuschen, in denen sich nur Erdgeschoßwohnungen und darüber Giebelzimmerwohnungen befanden. Vor jedem dieser Häuschen war ein kleiner Vorgarten mit einem dünnen Eisenzaun nach der Straße hin.

Hier draußen, zerstreut in diesen winzigen Wohnungen, lebten viele der großen Geister jener Zeit. Geistige Bergwerksarbeiter, die nach den Goldadern in Gedankengruben suchten, nach ungeprägtem Golde. Gold, das heute aus ihrer Hand genommen, als Münze im Volk von Hand zu Hand wandert. Da lernte ich Wilhelm Bölsche kennen, da besuchte ich an einem Abend Max Halbe. Da wohnten Gerhart Hauptmann und auch Bruno Wille und mancher andere.

Als ich an jenem Tage zum Hause Ola Hansons kam, bog vor mir ein Briefträger in den Vorgarten ein und gab einem Herrn, der ihn hinter dem Zaun erwartete, einige Briefe. Ich erkannte sofort Strindberg, trotzdem ich ihn noch nie in der Nähe gesehen hatte. Ich mußte wieder staunen über den ungemein kleinen Mund, der in keinem Verhältnis zu der riesigen Schädellast stand. Strindberg studierte die Adressen seiner eben empfangenen Briefe und sah nicht auf, als ich am Zaun vorüber in das Haus trat, um bei Ola Hanson anzuklopfen.

Später im Gespräch sagte Frau Laura Marholm zu mir: „Wissen Sie schon, daß Strindberg bei uns wohnt? Er ist seit ein paar Tagen in Berlin."

„Ja," ſagte ich, „ich glaube, ich habe ihn eben am Gartengitter geſehen. Der Briefträger brachte ihm die Poſt."

Einen Augenblick war Frau Marholm ganz verblüfft. Dann wurde ſie zornrot und ſagte, ſich zum Lachen zwingend, zu ihrem Mann:

„Da ſiehſt du, was ich dir ſagte, Strindberg iſt auf jedermann argwöhniſch! Er will ſeine Poſt ſelbſt in Empfang nehmen. Er traut nicht ſeinen beſten Freunden." —

Und dieſer Ausſpruch wurde mir ſpäter noch in viel ſtärkerer Weiſe von Eduard Munch in Paris beſtätigt. Einige Jahre ſpäter forderte mich Munch einmal auf, in ſeinem Atelier ſeine neue Holzſchnittart für ein Mappenwerk anzuſehen. Und als er unter anderen Bildern den Porträtkopf Strindbergs hervorholte und ihn mir zeigte, ſagte er und deutete dabei auf die Atelierwand:

„Hier nebenan hat bis geſtern Strindberg gewohnt. Er iſt aber jetzt ganz verrückt geworden. Sehen Sie, was er mir geſchrieben hat! Dieſe Poſtkarte bekam ich heute früh von ihm. Leſen Sie!"

Strindberg ſchrieb auf einer Poſtkarte an Munch: „Jedermann weiß, daß man auf phyſikaliſchem Weg auch durch eine Mauerwand hindurch ein Licht ausblaſen kann. Ich bin ſicher, daß Sie mich töten wollen. Aber ich werde das zu verhindern wiſſen. Sie ſollen nicht mein Mörder werden."

Munch lachte, als ich kopfſchüttelnd geleſen hatte. „Was," ſagte er, „iſt er nicht ganz und gar verrückt? Er war ſchon immer ein wenig verrückt,

aber jetzt ist er ganz und gar verrückt. Er meint, daß ich ihn durch die Wand töten will, als wenn ich gar nichts anderes zu tun hätte."

Strindberg konnte trotz seines Riesenwissens, trotz seines Riesengehirns, nicht zum Weltgleichgewicht kommen und kam mir wie ein mittelalterlicher Büßer vor. Seine Geißel war der Menschenargwohn und die Menschenfurcht. Bald war er der Welt zu fern, verloren in Weltnebeln, bald war er der Welt zu nah, so daß ihm eine weibliche Fliege wie ein Elefant vorkam. Er war unglücklich, weil er nicht festlich lächeln konnte über das Summen einer Fliege und die andern Leben im Geist nicht festlich nachleben wollte.

Im März 1893 reiste ich zum erstenmal nach Schweden. Auf dem Wege nach Warnemünde waren schon die Felder leicht grün. Der Schnee war fortgeschmolzen, aber die dunkle Erde und die helle Sonne standen noch unvermittelt nebeneinander. Dann, nördlich von Gothenburg, an der schwedischen Küste, war das Meer noch eine Eisebene und das Land ein Schneeland.

Ein Küstendampfer, der mich nach Fjellbacka, einem Fischerdorf an der Küste der Provinz Bohuslän, als Fahrgast aufgenommen hatte, machte seine erste Frühlingsfahrt. Einige tausend Meter voraus dampfte der Regierungseisbrecher, um dem Passagierschiff den Weg zu bahnen.

Die Fahrt ging sehr langsam, weil unser Dampfer um nicht an die Ränder des scharfen Eises anzustoßen, sich nur ganz vorsichtig in der Mitte der engen Eisschollengasse vorwärts bewegen konnte. Deshalb brauchten wir bei dieser Winterfahrt die doppelte Fahrzeit, die im Sommer dasselbe Schiff nötig hatte, um nach Fjellbacka zu kommen.

Ich wußte von Schweden aus meiner Geographiestunde kaum noch die Hauptstadt zu nennen. Wir in Bayern verwechselten damals, wie ich das öfters später noch erlebte, fortwährend Christiania und Stockholm miteinander. Und zwischen Schweden und Norwegen gab es für uns keinen großen Unterschied. Es waren eben Nordländer, Nebelländer, von denen wir seit der Edda und später seit Gustav Adolf nichts mehr gehört hatten.

Erst seit neuester Zeit, und das waren kaum fünf, sechs Jahre her, hörte man vom geistigen Leben, das dort oben erwacht sei. Man hatte uns Ibsen, Björnson und Strindberg in Übersetzungen vermittelt. Von den Ländern selbst aber, wie man sonst dort lebte, wußte man zu Anfang der neunziger Jahre in Süddeutschland recht wenig. Man hörte nur, daß die Engländer seit einigen Jahren im Sommer die Fjorde und die Gletscher dort oben aufsuchten, und daß sie das Reisen im Norden dem Reisen in der altmodisch gewordenen Schweiz vorzogen.

Besonders Schweden, von dem man nur den Wasserfall des Trollhättan als rauschende Sehenswürdigkeit nannte, lag hinter neunundneunzig Nebeln den Blicken des Deutschen, und besonders denen des

Süddeutſchen entrückt. Ich erinnere mich auch, als ich Schweden ſchon mehrere Jahre kannte, ſpäter bei einem Vortrag über nordiſche Kunſt von einem Pariſer Schriftſteller die Worte gehört zu haben „les pays imaginaires“, wobei der Vortragende mit großer Geſte in die Luft deutete und mit den Worten „Fabelländer“ Dänemark, Schweden und Norwegen bezeichnete. Den Pariſern auch lag damals Japan näher als der nebelferne Norden.

Ich ſelbſt hatte von Schweden in den letzten Jahren nur den Namen Strindbergs nennen hören, und aus früheren Jahren war mir von ſchwediſcher Dichtung nur Tegner und ſeine „Fritjofs Saga“ bekannt.

In Kopenhagen aber, in Dänemark, war ich geiſtig ſtärker zu Hauſe. Anderſens Märchen und mein Proſameiſter J. P. Jacobſen hatten mich mit Stadt und Land vertraut gemacht. Norwegiſches Volk kannte ich aus Ibſens „Peer Gynt“, aus Björnſons „Arne“, aus Kiellands „Novellen“, Griegs Muſik und Munchs Bildern.

Norwegen und Dänemark waren mir deshalb viel bekannter als Schweden, das ich nur in Strindbergs „Leute von Hemſö“ und Ola Hanſons „Senſitiva Amoroſa“ ein wenig aus der Dämmerung unklarer Vorſtellungen hatte auftauchen ſehen. Denn das Buch „Gösta Berling“ von Selma Lagerlöf, das Schwedens Land und Menſchen mir hätte nahe bringen können, war in Deutſchland noch nicht bekannt, und ich las es erſt ein Jahr ſpäter in Stockholm.

Daß ſich an der ſchwediſchen Weſtküſte die Stadt

Gothenburg befand, das war aus meinem Geographiegedächtnis bereits verschwunden gewesen. Ich sah im Geist an der schwedischen Westküste nur hinter Nebeln verschanzte Fischerdörfer und vereinzelte Gutshöfe liegen.

Aber es schien auch anderen Leuten so wie mir zu gehen. Denn als ich ein paar Wochen später eine Bücherſendung nach Hause zu schicken hatte und zum Einpackpapier einige Gothenburger Zeitungen verwenden mußte, erhielt ich die erstaunte Rückfrage aus Deutschland, ob es denn in Schweden oben auch Zeitungen und Schnellpressen gäbe. Man konnte sich eben von dem seit Gustav Adolfs Zeiten verschollenen Land in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wenig Vorstellung machen. —

Ich war über Kopenhagen-Helsingör gereist, hatte in der Nacht den dunklen Giebel des Hamletschlosses Helsingör über dem Nachtmeer ragen sehen, war über den Sund nach Helsingborg gekommen und von dort in einem Bahnzug — dessen Wagen stark nach Heringen rochen — durch eine öde Schneelandschaft am Meer entlang nach einer Tagesreise nach Gothenburg gekommen.

Ich war in Gothenburg noch nachts auf den Dampfer gegangen, und ich fühlte mich unter der Obhut des jungen Schweden — der nur ein paar Jahre älter war als ich — in dem neuen Lande sehr gut eingeführt. Ich sehnte mich vorläufig nicht nach dem glänzenden Berlin zurück, das noch vor meinen Augen flimmerte, wenn ich sie schloß.

Ich hatte Deutschlands Grenzen früher nur drei

Mal verlaſſen. Einmal war ich ein Vierteljahr in der franzöſiſchen Schweiz in Genf geweſen, um mich im Franzöſiſchen zu vervollkommnen. Das war im Frühling 1889. Im gleichen Jahr, im Herbſt, war ich ein Vierteljahr bei Verwandten in Rußland, in St. Petersburg, zu Beſuch geweſen. Und die dritte Auslandsreiſe war der kleine Pfingſtausflug im Jahre 1892 von München nach Venedig.

Ich erwähne dieſes, damit der Leſer nicht vermuten ſoll, ich hätte in meinem Erſtaunen, das mich nun auf meiner Weiterreiſe in Schweden packte, keine vergleichenden Anhaltspunkte mit anderen Ländern gehabt und wäre vielleicht deshalb ſo übermäßig durch Schwedens Küſte in Verwunderung geſetzt worden.

Ich befand mich nun auf dem kleinen Küſtendampfer, der langſam in der ſchmalen Waſſergaſſe durch das gefrorene Meer dem Regierungseisbrecher nachfolgte. Am Abend des erſten Tages, als die Sonne unterging, waren wir in der Nähe der Inſel Smögen, wo der Dampfer für die Nacht anlegen mußte.

Die gelblichen Felſen, die dort ſenkrecht aus dem Meer ſtanden, waren von breiten roten Streifen beſtrichen. Es war dies der rote Roſt großer Eiſenadern, die ſich über die Granitmauer verzweigten. Im Abendlicht ſahen die Felſen wie blutige rieſige Fleiſchſtücke aus, die da auf dem weißen Rieſenteller des gefrorenen Meeres lagen.

Als es dunkel war und kein Mond am Himmel, erkletterten der Schwede und ich im Finſtern einen Steinweg zwiſchen den Holzhütten Smögens und kamen

bis zu einer Felſenplatte, auf welcher der große eiſerne Leuchtturm wie ein ungeheures Eiſenrohr feſtgeſchraubt ſtand. Dort über der kleinen freien Klippenanhöhe leuchteten die Sterne, jeder einzelne ſo groß über dem Meer, als wären ſie nah wie winzige Monde. Es war, als ſtünden dort im dunklen Weltraum tauſend zuckende Leuchttürme, deren weiße Feuer auf- und niederblinkten.

Ich ſpürte kaum die Eiskälte der Nacht. Ich erinnere mich, daß ich erſtaunt war, als ich mich mit der Hand an den eiſernen Turm ſtützte und derſelbe kalt war. Das mächtige erhabene Gefühl, das vor den großen Himmelslichtern über dem lautloſen gefrorenen Meer in mir anſchwoll, war wie eine unergründliche Wärmewelle. Die ſchien aus einer Sonne zu kommen, die ich nicht ſah, und war in mich gedrungen, und ich fühlte mich körperlich verſchmolzen mit Stein und Sternen und mit ihnen unzertrennbar zuſammengehörig.

Gedanken meiner neuen Weltanſchauung, die ich vorher nur in meinem Gehirn wie aufklärendes Sonnenlicht empfunden hatte, waren jetzt zum erſtenmal hier in der ungeheuren Einfachheit und Größe der Winternacht am Meer mit der Ahnung der ewigen Wärme, die ſie geben konnten, auch in mein Blut eingedrungen. Ich fühle noch heute, wenn ich daran denke, die wohltuende warme Zufriedenheit, die jene Nachtlandſchaft im Eis und beim Glanz der tauſend großen Weltkörper meinem Herzen gab.

Sonſt, in Würzburg oder Berlin, war der Sternhimmel über den Häuſern immer eine ferne fremde

Nachtwelt gewesen. Die war scheinbar edler und reiner als die Tagwelt und hatte mich nur wehmütig sehnsüchtig stimmen können. Dort aber, in Schweden auf Smögen, fühlte ich jeden Stern so nah, als wäre er auf meinem Kopf gewachsen, und die Nacht hatte nichts Fernes und Fremdes mehr. Sie war mir zugehörig wie mein Mantel am Leib es war, wie das kleine Küstenschiff, in dem ich nachher schlafen sollte. Sie war viel größer, als ich sie jemals gesehen hatte, die Sternennacht, und war dabei doch heimlich und gemütlich, wie sie nur denen wird, die nichts mehr hineingeheimnissen können oder wollen. Sie wurde zu einer vertraulichen Stube, in der ich seit ewigen Zeiten zu Hause war.

Es war mir aber auch zugleich, als könnte ich am Fuße jenes Leuchtturms, von der Klippenanhöhe über den fernen totstillen Meerrand fort, hinter die Meerlinie sehen, und da lagen in der Nacht in Deutschland helle große Städte. Und dort in abendbeleuchteten Straßen kreiselten die Lichter der Wagen und Fenster und Gedanken. Und jede Stadt war ein Lichterhaufen auf der dunklen Landkarte Deutschlands, und der größte Lichterhaufen war Berlin. Und wie kleine Phosphorpunkte sah ich dort denkende Menschen durcheinander rennen. Da waren Dichter und Maler und Musiker. Das Echo ihrer Worte war noch fern über dem Meer wach. Aber alles, was die Menschen dort in den Lichterhaufen ausgrübelten, und was sie mit Licht im Hirn zusammentrugen, schien mir nicht so gütig, nicht so freundlich und einfach festlich zu sein wie die reine kluge Luft

in dieſem reinen guten Frieden auf der kleinen ſchwediſchen Fiſcherklippe.

Ich dachte mir: wenn der Morgen kommt, wirſt du auch in Schweden am Land in einem alltäglichen Pfarrhaus, im Spinnwebenalltag, von neuem die Erhabenheit dieſer Nacht einbüßen und den Eindruck vielleicht nicht einmal mehr erinnern.

Am nächſten Morgen, als ich ſchon ziemlich zeitig auf Deck kam, erſtaunte es mich, daß das hohle Tuten der Sirenenpfeife des Schiffes, die nur im Nebel Stimme bekam, ſcheinbar von vielen Schiffen rundum beantwortet wurde. Das Meer war mit dickem Nebel bepackt, und das gellende Geheul der Dampfpfeife ſchien mir ähnlich dem Gebrüll mächtiger ſagenhafter Nebelkühe. Und als ob ein Leitſtier im Dunkeln brüllte und rundum die Kuhherde antwortete, ſo wurde die Dampferſtimme vielfach im Nebel wiederholt.

Nachdem ich lange dieſem Gebrüll gelauſcht hatte, wichen die Nebelberge, und dunkle Felſenumriſſe ſtanden da. Unzählige, aus dem Meer gewachſene Inſeln ſchienen wie eine große Stadt zu ſein, wie viele Häuſerblocks. Und das Meer ging zwiſchen den ſteingewölbten Inſelklippen in ſich kreuzenden Waſſerſtraßen hin. Und der kleine fortſchleichende Dampfer ſchien ſtill zu ſtehen. Aber die Inſeln und die dämmerigen Gaſſen zwiſchen den Felſenwänden der Inſeln ſchienen zu wandern. Und die ſchmalen Seewege wurden immer ähnlicher den Gaſſen einer großen Stadt, immer dunkler. Zuletzt waren wir tief in die Stadt aus Inſelklippen eingedrungen und hatten nur über uns,

wie in richtigen Straßen, einen ſchmalen Streifen Himmel, und unſere Stimmen hallten wie aus großen Gewölben von den kahlen Inſelwänden zurück.

Und nun wußte ich auch, daß nicht Schiffe, ſondern die Echos dieſer Inſeln und Inſelgaſſen das Sirenengeheul unſeres Schiffes vorhin hinter dem Nebel beantwortet hatten. Jede Felſenwand hatte den Dampferruf der andern Felſenwand weitergegeben. Die alten Bewohner der Mauergaſſen, Tauſende von Möwenfamilien, ſaßen in langen Reihen und in Niſchen und auf den Felſenſtufen an den ſteilen Wänden und ſahen uns ſtill an.

Wußten die ſtummen Vogelreihen, daß es bald Frühling wurde, da der ihnen altbekannte kleine Küſtendampfer nach langer Winterpauſe zum erſtenmal wiederkehrte? Sie waren nicht ſcheu, die großen ſilberblauen Vögel. Aus ihren dunklen Mauerwohnungen äugten ſie uns, die Köpfe ſchief legend, nach.

Und dieſe ſilbernen Vogelſcharen, die ich nie vorher in ſolchen Maſſen geſehen hatte, und die Inſelgaſſen, in denen unſere Menſchenſtimmen weiter redeten, wenn die Reiſenden oder der Kapitän an Bord laut ſprachen, und auch die Steine rundum, alle waren mir vertraute Güter, als wäre ich von Kindheit an ihr Beſitzer hier. Die fremde Inſelwelt war mir ſo lieb vertraut, als hätte ich die Vögel hier immer gefüttert, als müßten ſie bei meinem Ruf mir aus der Hand freſſen.

Die Felſenſtimme, die aus den harten Klippen aufgeweckt wurde, kam wie aus meiner eigenen Bruſt. Mir war, als könnte ich erzählen, was dieſe Stein-

klippen den Winter über gedacht hatten, während hier kein Dampfer gegangen war. Es war die reine kluge Luft, der reine kluge Frieden, die hier nichts Trennendes zwischen mich und die Umgebung legte und mich allwissend stimmte.

Dann kamen wir an einen großen weiten Meerplatz zwischen Küste und Inseln. Der Wasserplatz war weiß zugefroren, als wäre er mit einer einzigen kilometergroßen Marmorplatte gepflastert. Rote Holzhäuschen, in den Schnee geduckt, standen rot bemalt am Rand des Meerplatzes auf Pfählen und erschienen mir wie Nürnberger Spielzeug. Diese Meerbucht wurde von der offenen See durch die Inseln getrennt. Die roten Häuser am Rand der buckeligen Schneeküste bildeten den Fischerort Fjellbacka, wo der Küstendampfer anlegen sollte, und wo wir den Dampfer verlassen sollten.

Von jeder verschneiten Insel rundum löste sich dann ein kleiner schwarzer Punkt, vor welchem noch ein kleinerer Punkt herzueilen schien. Jeder Punkt war ein Mann, der von einer Insel übers Meereis herbeisprang zum Dorf Fjellbacka hin, und der mit dem Fuß vor sich her ein Fäßchen stieß, das über die Eisfläche rollte. Das Fäßchen, erklärte man mir, enthielt Fische, die später auf den Küstendampfer verladen werden sollten.

Auch der große Meerplatz hier, der zugefrorene, wirkte wie eine lautlose Riesenstube, auf deren weißer Diele die Männer herbeiliefen, weil Gäste ins Haus gekommen waren. Wunderbar behaglich wirkte diese winterstille Landung.

Dann am Land führte ein Schlitten, der vom Pfarrhof geschickt war, den jungen Schweden und mich mehrere Meilen in das verschneite Land hinein, hie und da an einem Einzelgehöft vorbei. Ich sah nur wenige Bäume auf dieser Fahrt und eine einzige Windmühle. Sonst waren überall schneebedeckte Steinbuckel, nirgends ein Wald. Es schien mir, als fuhr der Schlitten nur auf leeren Eishügeln bergauf, bergab.

Schon begann ich zu bereuen, daß ich das lebensfrische Berlin mit dieser toten Eiswüste vertauscht hatte. Ich wäre am liebsten mit dem Dampfer zwischen den Inseln ewig weitergefahren. Denn was konnte mich in dem Pfarrhause anderes erwarten als Religionsgespräche und Tagesklatsch und Weltnachrichten, während ich doch so gern tiefer in die Urwelt eingedrungen wäre. Blicke, wie ich sie am Abend vorher von Smögen beim Leuchtturm und heute morgen in den Klippengassen hatte — wo nur Möwenfamilien wohnten und die Steinbrust meiner Menschenstimme antwortete und ich die stille Landung in der gefrorenen Meerbucht erlebte, von diesen Blicken ersehnte ich mehr zu bekommen. Und sollte ich zu alltäglichen Menschen zurückgeführt werden, so wollte ich aber auch dann gleich lieber wieder nach Berlin zu den geistig regsamen Menschen kommen.

Ich war noch jung und voreilig und schwankenden Eindrücken leichter preisgegeben, da ich auf kein Kapital von Erfahrungen zurückschauen konnte.

Ein wenig entmutigt saß ich neben dem Schweden, der nur ein gebrochenes Deutsch sprach, der

ſich freute, mir ſeine Heimat zu zeigen, und der während der Fahrt lebhaft ſeinen Kutſcher befragte nach allem, was er von ſeinem Vaterhaus wiſſen wollte.

Der Schwede erklärte mir, daß all die waldloſen Hügel, die ich da ringsum ſah, und an denen unſer Schlitten hinaufkletterte, um dann wieder an der anderen Seite zu Tal zu fahren, daß dieſe Buckel in alter Zeit Inſeln geweſen waren, an welchen die Wikinger mit ihren Booten damals landen konnten, und bei denen ſie mit den Schiffen in den Meergaſſen hindurchgefahren ſind, ſo wie es der Dampfer heute zwiſchen den Schären draußen getan. Das Meer aber war von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter zurückgetreten, ſo war das Land nach Weſten hin gewachſen und war allmählich aus dem Meer geſtiegen. Wir flogen alſo eigentlich im Schlitten hier über verſchneiten Meeresboden.

Mehr als die Erklärung, daß ich in der Urprovinz der alten Wikinger war — die Provinz Bohuslän fühlt ſich vor allen ſchwediſchen Provinzen mit Recht ſtolz, weil ſie auf tauſendjährige Menſchenvergangenheit zurückſieht — mehr als dieſe Erklärung befriedigte mich der Gedanke, daß ich auch hier im Schlitten immer noch auf meerverwandtem Boden war und die Hügel des Landes als Brüder der Meerinſeln anſehen durfte, jener Inſeln, in deren Nähe mir auf der Herreiſe ſo wohl geweſen war. Würden mir jetzt — ſo dachte ich — die Menſchen mit alltäglichem Geſpräch in den Ohren liegen, ſo brauchte ich im Pfarrhaus dann nur an das Fenſter zu treten und würde dann

meine Augen mit den Hügeln ſprechen laſſen und würde die Schiffe der Wikinger auf die Steinfelder kommen ſehen, als wäre da noch Meerwaſſer rund um die Hügel.

Ich muß noch kurz berichten, daß der junge Schwede, der da neben mir im Schlitten ſaß, kein alltäglicher Menſch war. Er hing zwar keinen philoſophiſchen Gedanken nach, aber aufgewachſen als Sohn dieſer Bohusländſchen Provinz, von Mutterſeite von altſchwediſchem Adel ſtammend und von Vaterſeite ſtark gemacht durch Wikingerblut, hatte er das Leben bisher als ein Rieſenabenteuer angeſehen und es immer feſtlich geſtimmt aufgeſucht. Auch die Unruhe der alten Wikinger hatte er ererbt, und ſo war er ſchon durch die halbe Welt gereiſt, trotzdem er erſt ſiebenundzwanzig Jahre zählte.

Aber den Beginn ſeiner weiten Reiſen hatte er nicht mit den gewöhnlichen Verkehrsmitteln, mit Dampfſchiffen und Eiſenbahnen, ausgeführt, ſondern ein kleines Ruderboot hatte ihm genügt. Und in ſeinem Kahn war er, alle Gefahren verachtend, der Weſtküſte Schwedens entlang bis nach Kiel gerudert. Dort hatte er ſich vom Ruderklub feiern laſſen und war dann weitergerudert nach Holland und war endlich in Calais gelandet.

Dieſe ſeine außergewöhnliche Reiſe, die mehrere Sommermonate dauerte, hatte in der damaligen Sportswelt Aufſehen erregt. Die großen Zeitungen brachten ſein Bild, und von den Zeitungen aufgefordert, beſchrieb er ſeine Reiſeeindrücke.

Mehrmals hatte ihn unterwegs beinahe der Meer-

irrſinn erfaßt. Viele Nächte mußte er auf dem Meere übernachten. In anderen Nächten war er bei Leuchttürmen gelandet oder auf Leuchtſchiffen, wo die Männer den Meerentſtiegenen erſtaunt und ehrfurchtsvoll aufgenommen hatten. In London, wo er zuletzt hinkam, ſtellte man ſein kleines Boot, das ſo viele Mühſeligkeiten mit ſeinem Herrn geteilt hatte, zur Beſichtigung aus. Aber als er die Rückreiſe antreten wollte, waren die Stürme in der Nordſee zu ſchwer. Er nahm dann die Aufforderung einer Zeitung, nach Amerika zu gehen und Amerikabriefe zu ſchreiben, an.

Als ich den jungen Schweden und Weltfahrer bei Ola Hanſon in Friedrichshagen in Berlin an einem Abend kennen lernte, war er eben von Amerika nach Europa zurückgekehrt und ſollte nach Hauſe reiſen, nach Schweden, um dort ſein Buch über Amerika in ſeinem Vaterhaus, im Pfarrhaus zu Bohuslän, zu ſchreiben.

Er hatte als Kind, angeregt dadurch, daß er ſeinen Vater jeden Sonntag predigen hörte, zuerſt Luſt gehabt, ſelbſt Prediger zu werden. Wie er mir erzählte, war er als kleiner Knabe oft auf einen Stuhl geſtiegen und hatte vor den Dienſtboten des Hauſes gepredigt. Dann aber hatte ihn das Meer doch ſtärker angelockt als die Kirche, und er hatte ſchon, als er fünf Jahre alt war, von alten Fiſchern in Fjellbacka Unterweiſung im Segeln bekommen und hatte dann von ſeinem Vater ein eigenes kleines Boot erhalten, auf dem er bald eigenmächtig von Inſel zu Inſel ſteuerte.

Da Gothenburg in regem Schiffsverkehr mit England steht und sich der junge Schwede, als er älter geworden, Schriftsteller zu werden sehnte, ließen ihn seine Eltern später hinüber nach England, nach Hull, reisen, wo er in einer Zeitungsredaktion beschäftigt wurde. Zurückgekehrt von England, pflegte er eifriger den Rudersport als die Schrifstellerei und unternahm kurz danach die abenteuerliche Ruderfahrt im eigenen Boote über die Nordsee und machte dann die Rundreise durch Amerika. —

Jener junge Mann hatte also viel Welt und Wirklichkeit erlebt und sich mutig durch Meer- und Hungerstürme durchgeschlagen, als ich ihn kennen lernte. Und wir wurden gute Kameraden. Aber nicht bloß, weil er das Leben großzügig nahm, sondern hauptsächlich deswegen wurden wir Freunde, weil er einer jener wenigen damals war, die an der Überzeugung festhielten, daß die Dichtkunst über Prosa und Dramatik erhaben sei, wenn auch augenblicklich der Zug des Zeitgeistes verächtlich auf Gedichte und gereimte Dichtungen herabsehen wollte.

Dieses Vertrauen für die Dichtkunst bei ihm zu entdecken, das war mir ganz überraschend gewesen. Der Gedanke, einen Gleichgesinnten gefunden zu haben, machte mir ihn besonders wert. Ich war erfreut, daß ein Mann, der die Wirklichkeit und stets die Wirklichkeit vor Augen gehabt hatte, in seinem Innern die Dichtung, die damals die verachtetste Kunst in Deutschland war, hochhielt.

Er hatte eben erst auf seiner Rückreise von Amerika den holländischen Dichter Gorter, den ich

damals nicht einmal dem Namen nach kannte, in Holland aufgesucht. Gorters Gedichte und dessen Gedichtbuch „Mai" waren ihm Heiligtümer geworden.

In jener Dichtung „Mai" ist der Frühling als ein kleines Mädchen beschrieben, das auf einem Kahn durch die Kanäle Hollands fährt. Und die Dichtung erzählt in schlichten und reichen Bildern, durchdrungen von weiser Innerlichkeit, was das kleine Mädchen, das „Mai" heißt, erlebt. Er erzählte mir außerdem, daß Gorter den einfachen Beruf eines Lehrers ausübe, und daß er eine schöne Gesprächsstunde bei ihm in seinem Hause erlebt habe, aber daß Gorter sehr traurig gewesen, da ihn sein Lehrerberuf quäle.

Auch hatte der Schwede Walt Whitmanns großen Band „Grashalme" aus Amerika mitgebracht. Auch von diesem Dichter wußte ich nichts Genaues. Ich hatte nur seinen Namen flüchtig nennen hören, denn in Deutschland war er damals so gut wie nicht bekannt.

Mit diesem Freund, der jetzt in sein Vaterhaus, nach beinahe zweijähriger Abwesenheit, zurückkehrte, flog ich im Schlitten über die Hügel der weiß verschneiten schwedischen Provinz Bohuslän, wo jetzt Ende März der Schnee noch viele Fuß hoch ausgebreitet lag.

Es war aber nicht bloß die Lust an der Dichtung, die uns beide zu Freunden gemacht hatte, sondern auch die Lust am Wirklichkeitsleben. Aber darin, fand ich, war der Schwede mir überlegen. Er kannte eine Welt von Bedürfnissen, die ich nur vom Hören-

ſagen genoſſen hatte. Er liebte ſchöne Frauen, gute Getränke, erleſene Speiſen, gute Zigarren, neue Kleider und außerdem alle neuzeitlichen Bequemlichkeiten. Wohl waren meine Sinne ebenſo wach für alle dieſe Genüſſe wie die ſeinigen, aber die Gelegenheit hatte ſich mir noch nicht ſo geboten wie ihm, die Welt der weltmänniſchen Genüſſe aufzuſuchen und zu pflegen.

Es erſtaunte mich gleich zu Beginn der Reiſe, mit welch ausgeſuchter Feierlichkeit er ſich im Hotel zu Tiſche ſetzen konnte und mit welcher Ruhe und Gründlichkeit er die Speiſekarte unterſuchte. Ebenſo verblüffte es mich, daß den ſchweren Mahlzeiten ſofort Kaffee, Likör und Zigarren folgen mußten, oder daß vormittags vor der Mahlzeit ein Magenbitter oder irgendein Bolzgetränk zur Anregung des Appetits genoſſen werden mußte.

In meines Vaters Haus war gut gekocht und gut gelebt worden. Aber ich hatte in all den Jugendjahren keine Zeit gefunden, den Gaumengenüſſen nachzuhorchen, und ich wäre wahrſcheinlich noch lange nicht auf den Gedanken gekommen, die Leibesgenüſſe zu pflegen, hätte ich nicht in jenem Schweden einen Meiſter des Genießens gefunden. Ein gedeckter Tiſch ſchien ihm ein Altar zu ſein, an dem er für eine Stunde einen Gottesdienſt abhalten konnte. Und die Würde, die Ruhe und die Andacht, mit der er das Zerlegen des Bratens, das Salzen der Speiſen, das Betrachten der aufgetragenen Schüſſeln vornehmen konnte, machten, daß man die Mahlzeit in ſeiner Nähe für eine heilige Handlung halten mußte. Und

ich mußte bei ſeiner Art an die alten Helden Homers denken, die einſt mit derſelben ſchönen Umſtändlichkeit und Andacht die Hände zum lecker bereiteten Mahle erhoben hatten.

So ließ ich es mir gern gefallen, länger, als ich es früher getan, beim Eſſen und bei Eſſensfragen zu verweilen, und gewöhnte es mir an, mir den Schweden darin als Vorbild zu nehmen. Denn ich merkte, daß es mir gar nicht ſchädlich war, den Körper mehr zu beachten, als ich es früher getan, und ihm Genüſſe zu gönnen, zu denen ich vorher mir nicht Zeit und Ernſt genug eingeräumt hatte.

Ich begriff auch bald, je länger ich in Schweden war, daß es in einem ſo ruhigen und verhältnismäßig menſchenleeren Lande jedem Menſchen von der Natur leichter gemacht wird, mehr Zeit für ſich und ſeine Lebensanſprüche zu finden. Im hohen Norden mag es auch die vernichtende Kälte ſein, die den Menſchen zwingt, den Körper widerſtandsfähiger aufzubauen und ihm breiteres Behagen zu bieten.

Auch dieſe Wahrnehmung machte mir Schweden lieb. Die Ruhe und Breite, mit der jeder einzelne Menſch ſeine Lebenstätigkeit nahm, dieſe Art tat mir wohl. Ich war als Bayer gewöhnt, den Körper ebenſo gewichtig zu nehmen wie den Geiſt, welche Art ich bei Norddeutſchen und beſonders bei den Berlinern damals vermißt hatte, die mehr im Gedanklichen aufgingen.

Im Pfarrhaus, das in der einſamſten Einſamkeit, die man ſich kaum ausdenken kann, wie am Weltende lag, in jenem Pfarrhaus murrte es erſt in meinem

Innern einige Tage, wie es im Magen eines Fleisch-essers murren mag, dem plötzlich reinste Gemüsekost verordnet wird. Man stelle sich vor, daß ich mitten aus dem Wintertrubel der Millionenstadt Berlin in eine Schnee- und Granitwüste verschlagen war, in ein großes weißes Holzhaus, in dem man den ganzen Tag als einzigen Laut eine Zimmeruhr ticken hörte. Sie war wie das alte Herz des alten Hauses. Sie redete den ganzen Tag vor sich hin in einem mächtigen Wohnzimmer, dessen viele Fenster ins Lautlose sahen. In den Vormittagsstunden kam zu einem Südfenster die Sonne hinter großen Blumenstöcken herein, und ich möchte sagen, daß es mich nicht verwundert hätte, wenn ich in der Stille dieses einsamen weltfernen Zimmers auch plötzlich das Vorwärtsrücken der Schatten der Blumenstöcke, die die Sonne über die Diele zeichnete, laut und deutlich gehört hätte, ebenso laut wie die laut marschierende Uhr.

Im Hause befanden sich unten große Erdgeschoßwohnräume und darüber unter dem Dach einige Giebelzimmer. In diesem einsamen Hause ging der Pfarrer, der Vater des jungen Schweden, wie der alttestamentarische Liebegott, alt und weißbärtig, stattlich und ehrfurchtgebietend, die Treppe zu seinem Studierzimmer hinauf und hinunter.

Ich hatte nie vorher in einem Holzhause gewohnt, und die unwahrscheinlich dünnen Wände, die doch keinen Laut hereinließen, weil es draußen noch stiller als drinnen war, diese dünnen Wände machten mir das Haus noch unwirklicher, als wäre es eine

Erſcheinung, gleichſam als wohnte ich in Eierſchalen und könnte das Haus leicht zerbrechen und könnte in der Stille draußen körperlos aus dieſem unkörperlichen Haus fortſchweben.

Die älteſte Tochter des Pfarrers, ein Mädchen von vierundzwanzig Jahren, und eine Geſellſchaftsdame führten mit Hilfe mehrerer Mägde den Haushalt. Das Brot wurde im Hauſe gebacken. Die Milch kam aus den Ställen. Fiſche brachten die Fiſcher von Fjellbacka. Zu den Feſttagen des Jahres wurde ein Kalb oder ein Schwein geſchlachtet und eingeſalzen. Die Hauptnahrung waren Fiſche, Milch Grütze und Brot. Die Mutter des Schweden, die Frau des Hauſes, lebte im Winter mit den jüngeren Töchtern und einem jüngeren Sohn in der Stadt Gothenburg, wo die Kinder in die Schule gingen. Sie kam mit dieſen nur im Sommer und zu den Feſttagen in das Pfarrhaus.

Der Begriff, daß Menſchen mit Fleiſch und Blut dieſes einſame Haus bevölkerten, der kam mir dort, wenn ich allein in einem von dieſen totſtillen Zimmern ſtand, leicht abhanden. Denn draußen ſah ich jetzt, in den Tagen im April, wo der Schnee, zu großen Stücken zerriſſen, von der Sonne weggeleckt war, keine Ackererde, keinen Grasboden, ſondern überall nur Granit, überall ſteinerne Granitbuckel. Als trüge das Land eine eiſerne Rüſtung, ſo unbeweglich ſtarrte der graublaue Granit mich von allen Himmelsgegenden her an. Alle Hügel rundum, von denen der Schnee verſchwand, waren gewölbte Granitkuppeln, ebenſo wie es die Inſeln im Meere draußen waren,

die ich auf der Herfahrt geſehen, und zwiſchen denen meine Stimme wie in Kellergewölben gehallt hatte.

In dieſem ſteinernen Schweigen war es mir zuerſt, als ſei ich in einen ungeheuren Kerker geraten. Die Leute, bei denen ich zu Gaſt war, ſchienen meine Kerkermeiſter zu ſein. Da ich noch nicht Schwediſch konnte, konnte ich nicht an den Geſprächen und an der harmloſen Unterhaltung teilnehmen. Im Haus bemühte man ſich zwar, das Schuldeutſch, das jeder in Erinnerung hatte, aufzufriſchen und mit mir deutſche Sätze zu radebrechen. Aber man kam oft eine Stunde lang nicht über zwei Sätze fort, und die Unterhaltung ſtockte meiſtens im Gelächter über die deutſche Ausſprache. Zum Beiſpiel verkündete mir die Tochter des Hauſes eines Tages auf einem Spaziergang, daß ſie ſieben Greiſe im Stalle hätten und zu Oſtern einen Greis ſchlachten würden. Sie verwechſelte das ſchwediſche Wort „gris", das Schwein bedeutet, mit dem deutſchen Wort „Greis".

So hörte ich denn wie ein lebendig Begrabener auf das Leben rundum, ohne ihm näher kommen zu können. Aber um ſo ſchärfer wuchs die Aufnahmefähigkeit meiner Augen und Ohren, je länger ich zu unfreiwilligem Schweigen verdammt war. Und es iſt mir heute, als ſeien meine Sinne in jenem Hauſe dort für alle Zeiten geſchärft worden. Und vor allem lernte ich Landleben kennen. Ich, der vorher nur von Stadt zu Stadt gezogen war und das Land nur in der engſten Heimat kennen gelernt hatte, freute mich, hier Land- und Meeresleben und Dichtungsleben zuſammen genießen zu können.

Denn oft lange Vormittage saßen der junge Schwede und ich in dem großen Wohnzimmer bei der tickenden Uhr und versuchten Gorters holländische Verse zu übersetzen und ebenso Walt Whitmanns englische Verse. Und der Eifer ging mir dabei ebensowenig aus wie dem Schweden der Rauch seiner kostbaren Zigarre.

Gegen Ende April konnten wir die Zimmer verlassen. Der heftige nordische Frühling setzte über Nacht ein. Auf vielen der Granitbuckel trieb das purpurne Preiselbeerkraut, das die Hügel bedeckte, rote Blätter, und ferne Hügel standen tagsüber wie blutübergossen in der Sonne.

Der alte Pfarrer, der alte Liebegott mit weißem Bart, hatte mich öfters in seinem kleinen Wagen bei seinen Überlandfahrten mitgenommen, zu Krankenbesuchen oder zu Besuchen in anderen Pfarrhäusern. Und ich hatte mich immer wieder wundern müssen über die Einsamkeit und über den Granit, die auf Meilen über Meilen hier nirgends ein Ende nahmen.

Wo sich zwischen zwei Granitbuckeln ein wenig Humuserde angesammelt hatte, da hatte auch meistens an dem Rand des Erdfleckchens und im Schutz des Granithügels ein Menschenpärchen sein Holzhäuschen gebaut. Nirgends im Lande war ein Dorf. Die ganze Provinz schien ein einziges weites Dorf zu sein. Nur lagen die Häuser nachbarlich meilenweit auseinander. Und auf diesen Meilenstraßen fuhr der alte Pfarrer mit seinem alten Wägelchen, mit seinem alten zwanzigjährigen Gaul, als Hirte in dieser Einsamkeit tagelang umher.

Die kleinen rotgetünchten Bretterhütten mit den weißen ſchmucken Fenſtervierecken und der weißen Türleiſte ſaßen zwiſchen grauen Granit geduckt und tauchten wie rote Geſichter aus ihren Winkeln in der Ferne auf, wenn wir durchs Land fuhren. Eine einzelne Birke oder ein vom Wind ſchief gewehter Ebereſchenbaum ſchmückten karg die ununterbrochenen Steinwellen des Granithügellandes.

Hier kam der Wind nicht wogend und weich über Äcker und rauſchende Halme, er prallte von Stein zu Stein und zerplatzte an den Granitkuppeln. Und als ich einmal im Frühlingstauwetter, gegenüber dem Pfarrhauſe auf der nächſten Anhöhe, die nur dreimal ſo hoch wie das Haus war, ſtand und auf die ferne Meeresſtimme lauſchte, die jetzt aus dem Eis mit der Brandung aufgewacht war, und die man auch mehrere Meilen von der Küſte her immer wie ein fernes Gewitter donnern hörte, da ſah ich die kleinen Schneewaſſer, die in den Granitſenkungen von der Bergkuppel herunterrieſeln wollten, vom Winde ſenkrecht aufgeſtellt, ſo daß ſie, ähnlich kleinen Springbrunnen, mehrere Fuß hoch in Strahlen zur Höhe zerſpritzten.

Dort oben auf einem anderen Hügel in der Nähe des Pfarrhauſes zeigte mir der junge Schwede eines Tages einige mannshohe Steine, die da, einen Kreis bildend, einſt vor tauſend Jahren von Menſchenhand aufgerichtet wurden. Hier hatten die Wikinger den Ratring gehalten, und an jedem Stein ſtand einſt ein Häuptling angelehnt, wenn die Älteſten unter freiem Himmel berieten. Die Männer be-

ſprachen hier ihre Kriegszüge. Und der unerſchütterliche Steinboden unter ihren Füßen und der unerſchütterliche Himmel über ihnen machte auch ihre Ratſchlüſſe feſt und unerſchütterlich und ihr Vorhaben, das ſie hier planten. Die aufgerichteten Steine, die treuen Stützen jener Männer, ſtanden nun noch nach tauſend Jahren hier, unangetaſtet von der Zeit.

Als wir beiden jungen Männer uns jeder an einen der Steine anlehnten, mögen die greiſen Blöcke ſich gewundert haben, wie leichtbeweglich die Männer einer anderen Zeit geworden waren. Und vielleicht haben ſie erſt daran gemerkt, daß über ihnen tauſend Jahre vergangen waren.

Und wieder oben auf einer anderen Granitkuppel beim Pfarrhauſe zeigte mir der junge Schwede eine große Steinplatte, darauf neun kleine Schiffe eingeritzt waren. Als früher das Meer bis an dieſe Steinplatte reichte und der Granithügel eine der vielen Inſeln in der Meeresfläche geweſen iſt, war hier ein alter Landungsplatz der Wikinger. Neun Boote landeten hier. Wenn damals die Frauen hier ſaßen und die neun Boote abends erwarteten, die von einem Kriegszug oder Fiſchzug heimkehren ſollten, dann deckten ſie mit den Händen die Zeichnungen der Boote auf der Steinplatte zu. Und für jedes Boot, das in die Bucht einlief, zog ſich eine Frauenhand von den gezeichneten Booten zurück. So wußten ſie, ehe die Boote noch landeten, ob alle heil heimgekommen und keines untergegangen war.

Tiefer im Lande waren auf anderen Steinplatten

unter Dornbüschen noch mächtigere Granitzeichnungen zu sehen. Da zeigte man mir eine eingeritzte Bootszeichnung, die war so groß wie ein liegender Mensch, und der Drachenkopf am Kiel und die Schilde der Krieger im Boote und viel Runenschrift waren ausführlich mit viel Schmucklinien in den Stein eingraben.

Die Runen spielten auch immer noch eine Rolle hier im Lande. Die Kinder lernten die Runenzeichen in der Schule und die Töchter im Pfarrhause hatten Bergstöcke, in deren Holz sie sich von ihren Bekannten Erinnerungsworte in Runenschrift einritzen ließen.

Die Töchter des Pfarrers waren frisch und gewandt, und die jüngste ritt oft früh morgens in ihren Ferien in weiten Reithosen auf ungesatteltem Pferd ins Land hinein. Und wenn sie heiß und mit offenem geringeltem Haar zurückkam und schnell ins Haus springen wollte, um sich umzukleiden, weil sie sich ihrer Reittracht vor mir schämte, kam sie mir in ihrem Gemisch von Wagehalsigkeit und Mädchenverschämtheit noch begehrenswerter vor als sonst. Aber sie war erst fünfzehn Jahre alt, und ich war nur ein junger Dichtersmann, zwar reich an vielen Plänen, aber sonst kapitalarm. Und ich wußte, daß ich hier noch nicht ans Freien denken durfte.

Der junge Schwede und sein Vater saßen am Spätnachmittag oder abends meistens jeder in einem Schaukelstuhl und rauchten ihre Zigarren, und der Alte ließ sich von seinem Sohn über dessen Rundreise und über die Amerikafahrt berichten. Der Alte

war einmal als junger Student Hauslehrer in Brasilien gewesen. Er kannte also auch die Welt ein bißchen, und er schmunzelte behaglich und frischte bei den Reiseerinnerungen seines Sohnes seine eigenen Reiseerinnerungen auf.

In jenen Stunden, wenn Vater und Sohn sich in ihrer Sprache unterhielten, ging ich draußen auf den Steinwegen umher und wunderte mich, wie beweglich jetzt im Frühling sogar das unbewegliche Steinland wurde. Da waren tausend kleine Wasser, die wie ein verstricktes Netz über alle Hügel und Berge gerieselt kamen, und überall hörte man die Echos von Tropfen noch tagelang, nachdem die kleinen Bäche längst versickert waren.

In der Osternacht standen dann die Hügel dunkelblau und trocken, aber ein heller gelber Berg kam wandernd am Erdrand herauf. Der war zuerst nur ein kleiner Hügel in der Ferne. Mitten unter den abenddunklen Hügeln ein einziger sonniger Hügel. Und er wuchs, während ich wanderte, und rollte über die fernen Granitkuppeln fort und wurde zur goldenen Vollmondskugel, die sich vom Erdboden ablöste.

Der Mond hier in den ewigen Steinen war wie ein Leib aus Fleisch und wanderte wie ich, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn ich ihm dann später in einem der stillen Steintäler an einer Wegecke ganz nah begegnet wäre. Er schien mir hier keine ferne Welt zu sein, die da im Weltraum um die Erde kreist. Er war in diesen einsamen Tälern, wo niemand meine deutsche Sprache sprechen konnte, und wo ich so allmählich lernte, schweigend mit den schwei-

genden Dingen zu reden, mein heimatlicher Wanderkamerad.

Aber ich dachte mir dabei den Mond nicht als Menschen aus, mit dem ich plaudern wollte. Ich sagte nicht du und nicht Sie und nicht Mann und nicht Frau zu ihm. Ich ging und er ging, und wir schwiegen und verstanden uns, und näher bin ich dem Mond nie wieder gekommen als in den einsamen Steinhügeltälern in Bohuslän, wo wir Kameraden waren und im fremden Lande deutsch sprachen.

Da gab es auch einen Platz am Weg beim Pfarrhaus, wo ein Dachs wohnte. Seit Jahren wohnte er da und war ein alter Nachbar des Pfarrhofes. Und wenn ich mit einer der Töchter spazieren ging, sprachen die jungen Mädchen immer geheimnisvoller und leiser in der Nähe der Wohnung des Nachbarn und riefen ihm Scherzworte zu wie einem alten Hausfreund.

Und da war ein kleiner Birkenhain am Fuße eines Hügels und am Rande eines Baches. Wenn wir dort hinkamen, sprachen die Mädchen noch leiser und legten den Zeigefinger auf den Mund, weil im Frühlingsabend der Birkhahn balzte. Der war der zweite Nachbar. Und er balzte dort in jedem Frühjahr, solange die Leute denken konnten. Vielleicht war es immer ein anderer, aber davon sprach man nicht.

Und der junge Schwede — der neben der Schriftstellerei auch Botanik pflegte — hatte eine Birke dort am Waldrand besonders lieb. Und schon als Knabe hatte er in jedem Frühjahr die Birke mit seinem Messer angeschnitten und ein kleines Rohr in den

Stamm geſteckt und ſich den Birkenſaft in den Mund träufeln laſſen und hatte oft ſo der Birke Herzſaft genoſſen.

Wenn er jetzt manchmal heimkam vom Walde, hatte er wieder ſeine Birkenfreundin beſucht, und dann war er immer ſchwärmeriſch geſtimmt. Er behauptete auch oft, wenn er von ſeinen Spaziergängen heimkam, wunderbare Blumen gefunden zu haben. Doch wenn er ſie mir zeigte, waren es die allerwinzigſten Blüten der Welt. Denn andere wuchſen dort in der ſteinernen Welt im Vorfrühling noch nicht. Stiefmütterchen, deren Blüte nicht größer als eine Linſe war, kleine blühende Bärenmooſe und die kleine Linea, die ſtark mandelduftende Lieblingsblume der Schweden, die nicht größer als ein großer Stecknadelkopf iſt. Wunderbar waren dieſe winzigſten Blumen wohl, aber ich hätte, an die deutſche Flora gewöhnt, dieſe faſt unſichtbar blühenden Pünktchen nicht Blumen nennen können und erwartete immer, wenn der Schwede von Blumen ſprach, daß er einen Strauß von großen Blüten nach Hauſe bringen würde, wie ich ſie aus deutſchen Wäldern und Wieſen kannte.

Oben auf den Granitkuppeln, wo wir im Vorfrühling, nachdem der Schnee ſo plötzlich verſchwunden war, zur Mittagsſtunde, wenn die Sonne die Steine wärmte, am liebſten ſaßen, weil man von dort die ferne Meerſcheibe ſehen konnte, dort wuchs aus Steinplatten heraus eine rote krallenartige Blüte. Und der Schwede fing manchmal eine kleine Spinne oder eine Fliege und warf ſie auf die Krallenblume. Jedes Glied dieſer Blüte war eine kleine Röhre und

ſah klebrig glänzend aus. Ein ſolches Röhrchen krümmte ſich ſofort und verſchluckte das ihm zugeworfene Inſekt. Dieſe Blume lag da vor uns im Sonnenſchein auf dem Granit, der früher Meeresboden war, und erinnerte an den verkümmerten Reſt einer einſt hier lebenden Tiefſeepflanze, die ſich am Meeresgrund Beute gefangen hatte mit ſchlangenartigen Armen, und die nun die Inſekten in der Luft belauerte.

Winzige Eidechſen huſchten vertraulich, wenn wir auf den Steinen ſaßen, bis an den Rand unſerer Schatten. Dann aber erſchreckten ſie vor unſeren beweglichen Schatten zurück und ſchoſſen wie kleine Pfeile davon.

Die kahlen Granithöhen, deren es Tauſende bis tief ins Land hinein gab, zeigten wenig ſcharfe Ecken oder Kanten. Man ſah ihnen allen an, daß das Meer ſie einſt rund gewaſchen hatte in mehrtauſendjähriger Arbeit. Und dieſes, daß da rundum im Land nicht zackige Felſen waren, ſondern zu Kuppeln geſchliffene, glattgerundete Höhen, an denen man noch den Gang der großen Meereswellen, die ſich einſt hier überſtürzten, deutlich eingeprägt und eingewaſchen ſehen konnte, dieſes vom Meer einſt umſpülte und jetzt verlaſſene Granitgekröſe, das jetzt ſtatt des Waſſers Sonnenlicht und Wärme auf ſich leben fühlte, gab dem Geſicht der Landſchaft ein unheimliches Gemiſch von alter verſteinerter Sturmpracht und unendlicher himmliſcher Friedlichkeit.

Wenn Weſtwind war und man das Ohr auf einen Steinbuckel legte, hörte man in ihm das meilen-

ferne Meerdonnern, das fern in Fjellbacka an die Küste gezogen kam, und das deutlich den Steinen tief im Lande Stimme gab. Es war, als kehrten die alten brausenden Erinnerungen in die fernen Granitmeilen der Hügel und Täler zurück. Und man würde sich nicht gewundert haben, wäre plötzlich das wirkliche Meer angestürzt gekommen in die hügeligen Granitwüsten, die in der Frühlingssonne nicht auf Blüten, sondern auf weißen Meerschaum zu warten schienen.

Hinter dem Pfarrhause, einige hundert Schritte fort im Tal, lief ein Bach am Rande eines verwachsenen Obstgartens. Woher der Bach kam und wohin er lief, wußte ich nicht. Er kam vielleicht aus irgend einem der alten Eichenwälder, die ein paar Meilen weiter drinnen im Lande, urwaldähnlich, in üppiger bemooster Herrlichkeit, ohne Forstaufsicht, vorweltlich wuchsen. In dem kleinen Tal hatte das stille Wasser im Verein mit Abend- und Morgennebeln seit Jahrhunderten den Granit mürbe gemacht und hatte Humus und Waldabfälle in all den Zeiten reichlich angeschwemmt und hatte mitten im Granit ein paar Wiesen und Gartenerde geschaffen.

Und die Wärmeausstrahlung des Granites, der sich in der Sonne schnell erhitzte und nachts noch warm blieb, machte, daß im Frühling in jenem Tal am Bach entlang die Wiesen über Nacht blitzrasch aufblühten, so daß sie fast nicht natürlich, sondern wie plötzlich künstlich hingestellt aussahen. Halme und Wiesenblumen schossen in acht Tagen hoch. Da waren Schierlingpflanzen, Sauerampfer,

Salbei, die da eilig in den Himmel wuchſen, üppiger als auf irgendeiner anderen Ackerwieſe. Und die Wieſenkräuter dufteten in der reinen Steinluft nach reinſtem Honig und nach ſtarken Gewürzen. Das Grün und die ſiebenfarbige Blumenſchar waren hier leuchtender und ſelbſtherrlicher als auf irgendeiner Wieſe der Erde.

Eingerahmt von den dunklen, am Tage noch nachtblauen Granithügeln, die auf der Sonnenſeite wie altes Silber ſchimmerten und rötliche und lila Schatten warfen, wirkten die wachen Wieſen wie ein greller Spuk, unwirklich in dem unwirklichſten Land, das ich je geſehen habe.

Eines Tages hatte ich lange mit dem alten Pfarrer über Deutſchland geſprochen. Der alte Herr hatte einmal vor Jahren in Halle und Leipzig ſtudiert. Und wie ich mich ſo recht an die deutſche Heimat zurückerinnerte, da fiel mir erſt auf, wie fremd hier um mich alles war. Ich war im Geſpräch mit dem alten Herrn in Gedanken in deutſchen Straßen bei deutſchen Lauten, auf deutſchen Wegen, an Äckern, Kornfeldern hingewandert und ſah mich dann zurückgekehrt vor einem der Erdgeſchoßfenſtern des großen Wohnzimmers im ſchwediſchen Pfarrhof ſtehen und ſah draußen zwiſchen den rotgetünchten Stallungen und den rotgetünchten Futtermagazinen den blauen granitbuckligen Felſenboden, den keine Menſchenhand hier bewältigen konnte. Granit überall in mannshohen Buckeln und in tiefen Furchen. Der Granit machte auch noch den inneren Hof zwiſchen den Stallungen und dem Wohnhaus kraus. Wie ein zu Stein erſtarrter Waſſerfall ſtand

der Granit vor den Fenstern, in steinerstarrten Strudeln, unerbittlich dem Menschen trotzend, hie und da roten Eisenrost zeigend und offenliegende Eisenadern. Furchtbar gerüstet und fremdartig starrte so das Land rund die wohnlichen Holzbauten und mich deutschen Menschen an.

Wenn es Abend wurde, und die Sonne hinter den nächsten Steinkuppen schwand, ließ sie den staubreinen Himmel zwar noch lange glashell leuchten, aber die stumme Steinlandschaft verwandelte sich, sonnenverlassen, rasch in eine dunkle Kohlenlandschaft, die schien geformt aus riesigen Schlackenmassen voll Höhen und Tälern. Fast angstvoll sah ich dann immer auf die ungewohnte Verwandlung. An jenem Abend, nachdem ich im Gespräch mit dem alten weißbärtigen Herrn weit in Deutschland geweilt hatte und er mich fragte, wie es mir in Bohuslän gefiele, mußte ich unwillkürlich ausrufen:

„Fremder könnte ich mich nicht fühlen, wenn man mich plötzlich von einer Erdlandschaft in eine Mondlandschaft versetzt hätte."

Und ich bat, man möge mir eine Landkarte zeigen, damit ich mich überzeugen könnte, daß ich wirklich nur eine bis zwei Tagesreisen von Deutschland entfernt war. Denn ich hatte, solange ich jetzt in Schweden war, noch keinen genauen Begriff davon, unter welchem Breitegrad ich eigentlich lebte. Und wenn man mir gesagt hätte: „Sie sind ganz nah am Nordkap," so hätte ich vielleicht erstaunt gefragt: „Ach, bin ich nicht weiter von Deutschland fort?" Denn die Landschaft hier im Vorfrühling

erinnerte wirklich mehr an Landschaften auf dem Mond als an Erdgebiete.

Auf der Karte sah ich dann zwar zu meinem Erstaunen, daß die bohusländsche Küste nur am Skagerak lag, dessen Meereswellen von Schottland und von der Nordspitze Dänemarks, von Skagen herüberkommen. Ich war also mitten in mir bekannter Geographie und war noch nicht einmal in Norwegen und hatte doch, der Landschaft nach, geglaubt, ich befände mich schon am äußersten Ende der Welt oder vielleicht gar nicht mehr auf der Erde.

Ich hatte in den ersten Tagen gefürchtet, mit dem Pfarrer über Glaubensfragen in Streit zu geraten. Aber dieses Pfarrhaus war so einzig dastehend in der Welt wie die Landschaft, in der es lag. Es herrschte da jene echte selbstverständliche Lebensandacht. Die Würde und die Ruhe, die den alten Pfarrer umgaben, waren ebenso unerschütterlich wie die Weltallwürde der Granithügel draußen. Denn dieser Geistliche dachte nicht daran, Glaubensfragen irgendwelcher Art aufzuwerfen oder aufzutischen. Sein Leben war tägliche Amtsarbeit, durchdrungen von ernster menschlicher Güte.

Zu Anfang jeder Woche besuchte der alte Herr bei Wind und Wetter — die dort schneidender als irgendwo sein konnten — ferne, versteckgelegene Armeleutehäuschen seines Sprengels, wenn er vorher Nachricht bekommen, daß irgendein armes Weib oder ein Kind oder ein alter Mann krank lagen. Am Mittwochnachmittag war Katechismusstunde. Aber man denke nicht, daß da Kinder ins Haus kamen,

um die Sprüche und Gebote des Katechismus aufzusagen.

Es gab im Pfarrhause eine Bank, die stand unter dem Gebälk des Dachbodens, wo des Pfarrers Arbeitszimmer als breite Mansardenstube lag, und dort vor der Tür, unter dem schiefen Dach, saßen an jedem Mittwoch schiefgebückte und ein wenig schiefgeratene Frauenzimmer der weitzerstreuten Gemeinde. Da waren Frauen, die Ehebruch begangen hatten, und junge Mädchen, die der Verführung eines Burschen nachgegeben hatten und sich nun Mütter werden sahen, ehe sie noch mit dem Burschen einen Hausstand gegründet hatten. Diese Verfehlungen gegen Haustreue und Gesellschaftssitte mußten vom Pfarrer dadurch gerügt werden, daß die betreffenden Frauen zusammen Mittwochs zur Katechismusstunde befohlen wurden, wobei sie noch einmal das betreffende Gebot, das sie außer acht gelassen hatten, sich einprägen mußten und sich vom Pfarrer einige darauf hinweisende Worte zum besseren Verständnis ihrer Lebensstellung sagen lassen mußten.

Der junge Schwede machte sich an jedem Mittwoch immer ein besonderes Vergnügen daraus, mich aus dem Giebelzimmer, das ich bewohnte, zu rufen, um mit mir langsamen Schrittes und plaudernd im Hausboden auf und ab zu gehen, wo die büßenden Frauen und Mädchen der Fischer oder Mägde der nächsten Güter auf der langen Bank verlegen beieinander saßen und auf den Pfarrer warteten.

Freitags war der Begräbnistag. Am ersten Freitag meines Aufenthaltes dort wußte ich das nicht.

Als ich ahnungslos, am Giebelfenſter ſitzend, von meinem Buch zufällig aufſah, hörte ich fern am Himmelsrand, wo ein Schneeweg zwiſchen Granithügeln ging, einen Schlitten klingeln. Als dann das Gefährt am Pfarrhaus vorbeikam, bemerkte ich einen Sarg, der neben dem Kutſcher einen großen Platz im Schlitten einnahm. Dieſer eine Sarg erſtaunte mich noch nicht ſehr. Der Schlitten mit dem Sarg fuhr hinter die Hügel, wo die Kirche lag.

Aber nach einer Weile, als ich einen Spaziergang machte, kam auf einem ganz anderen Schneeweg, von einer ganz anderen Himmelsrichtung wieder ein Schlitten an, und als er näher kam, ſah ich, daß dieſer Schlitten auch einen Sarg mit ſich führte. Und auf einem dritten Weg aus einer dritten Richtung hörte ich dann wieder einen Schlitten klingeln, und nun blieb ich neugierig am Kreuzweg im Schnee ſtehen, um zu ſehen, ob er auch einen Sarg dabei hatte. Und wirklich, es war wieder ein Sarg auch auf dem dritten Schlitten.

Nun wurde es mir ganz unheimlich. Da ſchwarzgekleidete Leute in jedem Schlitten ſaßen, die in ihre Taſchentücher weinten, ſo konnten die Särge nicht leer ſein. Und da die Schlitten aus verſchiedenen Himmelsgegenden kamen, nahm ich an, es ſei im ganzen Land eine Epidemie ausgebrochen.

Ich hörte dann aber im Pfarrhaus, daß jeden Freitag der Beerdigungstag war. Da die Leichen in dem kühlen ſchwediſchen Klima acht Tage zu Hauſe aufgebahrt liegen dürfen, konnte man es ſo einrichten, einen einzigen Tag in der Woche zum Beerdigen feſtzuſetzen.

Samstag und Sonntags waren Kindstaufen und Hochzeiten angesetzt. Diese fielen aber meistens in die wärmere Jahreszeit und nicht in die Schlittenzeit, indessen die Särge natürlich auch in der wärmeren Jahreszeit nicht ausblieben.

Am Samstag und Sonntag sah ich dann immer von meinem Giebelzimmer aus, auf den verschiedensten Wegen, über den Hügeln Bauernfuhrwerke auftauchen, deren Kutscher schon von ferne beim Anblick des Pfarrhofs lustig mit der Peitsche knallten. Gewöhnlich fuhren zwei, drei kleine Wagen hintereinander; und alle Peitschen knallten, und die Räder sprangen hoch über den Steinboden, und die Wägelchen hüpften mehr, als daß sie fuhren, und die Insassen hielten ihre Hüte und ihre Tücher am Kopf fest. Nur lachende Leute kamen an diesen Tagen in den Pfarrhof. Sie wurden an der Haustür des Pfarrhauses ausgeladen und stiegen zum Pfarrer ins Studierzimmer hinauf, wo sie ihre Traupapiere abholten, um nachher zur Kirche zu fahren.

Oder ein anderer Trupp lachender Leute begegneten mir auf der Haupttreppe. Sie trugen ein kleines weinendes Kind auf weißen Kissen oder in dicke Reisedecken gehüllt. Das Kindchen hatte stundenlang im offenen Wagen reisen müssen, um seinen Vornamen im Pfarrhause zu erhalten und seine Aufnahme in die Gemeinde. Auch die Särge hatten oft stundenlang reisen müssen, um ihre Toten bei der Kirche zur Ruhe zu bringen. Ebenso mußten die Brautpaare von allen Windrichtungen stundenweit

herreiſen, um ſich ihren Segen zum Eheſtand beim alten weißhaarigen Liebegottpfarrer zu holen. Alles dieſes war ſeit alters her ſo eingerichtet und wurde befolgt.

Des Pfarrers ſtattliches Landkirchlein lag hinter einigen Granithügeln, eine kleine Viertelſtunde entfernt vom Pfarrhauſe. Das Kirchenhaus war ein ſchöner vielhundertjähriger behäbiger Granitbau mit gotiſchem Gewölbe und erinnerte an altſchottiſche Kapellen. Ganz einſam lag das Gebäude in der Landſchaft. Auf einer erhöhten Erdfläche, die den Friedhof bildete, ſtand dieſe ſchmucke ſilbergraue Kirche und hatte weite Fernſicht über das narbige ſteinerne Hügelland. Das Kircheninnere hatte Ähnlichkeit mit einem trutzigen Burgſaal. Die Sonne ging den ganzen Tag rund um dieſen großen Kirchenſaal, der einfach weißgetüncht war und doch einen feſtlichen Eindruck machte. Die Sonne ſah auf ihrem Rundgang zu allen Fenſtern in den Saal hinein.

Im Kirchhof draußen ſtanden als Grabſteine viele mannshohe aufgerichtete Granitblöcke, und einige dieſer Steine zeigten neuzeitliche Drachenzeichnungen, alte aufgefriſchte Wikingererinnerungen.

Eines Sonntagmorgens fragte mich der junge Schwede, ob ich nicht einmal ſeinen Vater predigen hören wollte. Ich hatte längſt gefürchtet, daß einmal im Pfarrhaus dieſes Anſinnen an mich geſtellt werden könnte. Und als ich fragte, ob der Pfarrer den Wunſch ſelbſt ausgeſprochen hätte, ob der Vater den Sohn beauftragt habe, mich zur Kirche zu führen, lachte der Gefragte und meinte, ſein Vater kümmere

ſich nicht darum, was ich glaube oder nicht glaube, denn ich gehörte ja nicht zu ſeiner Gemeinde. Der alte Herr wiſſe recht gut, daß jeder nach ſeiner Art ſelig werden dürfe.

Wir gingen dann zur Kirche. Der Gottesdienſt hatte ſchon begonnen, und der junge Schwede öffnete deshalb vorſichtig und langſam die Türe, erſt nur ein wenig, um zu horchen, weil wir bei einer Pauſe eintreten wollten.

Dicht bei der Türe hörte ich aus dem Innern des Steinhauſes eine laute Predigerſtimme. Aber das ſchien nicht die Stimme des Pfarrers, nicht die Stimme eines geſunden, würdevollen und ruhigen Menſchen zu ſein. Dieſe Stimme klagte in den jämmerlichſten Lauten, ächzte, ſtöhnte und krümmte ſich, als winde ſie ſich, um aus einem Menſchenkörper zu entſchlüpfen, der ſie quälte. Und die Stimme näſelte dabei, ſo daß ich ihr nicht glauben konnte, daß ihre Qual echt ſei. Es ſchien mir, als jammere ſie den Jammer eingebildeter Leiden; Leiden, die ſie mit einer gewiſſen Wolluſt aufzählte. Die Stimme war wie die eines eingebildeten Kranken, der atemlos eine Krankheit nach der anderen an ſich zu finden beteuert, und der ſich und andere überreden muß, an dieſe Krankheiten zu glauben, weil er getrieben iſt von einer unerklärlichen Notwendigkeit, fortgeſetzt mit Krankheiten, die nicht vorhanden ſind, ſich und andere zu beſchäftigen.

„Das iſt doch nicht Ihr alter, ernſter, Ihr ſtattlicher und rüſtiger Vater, der da drinnen von der Kanzel ſpricht," ſagte ich tief erſtaunt zu dem jungen

Schweden, nachdem ich einen Augenblick sprachlos draußen vor der Kirchentür gelauscht hatte. „Das ist doch nicht seine natürliche Stimme, mit der er sonst so weise, vornehm und würdevoll im Hause mit uns spricht.“

Der junge Mann sah mich an und lachte. Er hatte seinen Vater oft predigen hören, und er begriff nicht recht, daß ich die Stimme des alten Herrn nicht wiederfinden konnte.

„Das ist er nicht! Das ist ganz unmöglich,“ behauptete ich. „Das ist ein fremder Geistlicher. Sicher hat sich ihr Vater heute von einem anderen Prediger ablösen lassen.“

„Aber ich kenne doch die Stimme meines Vaters wieder,“ meinte nun der Sohn ernst werdend.

„Ob das nun Ihr alter Herr ist oder nicht,“ sagte ich, „dieser Stimme will ich jedenfalls nicht zuhören. Diese Stimme kommt mir so unwahr und so unmenschlich vor, daß ich dem Menschen nicht zuhören will, der diese Stimme hat. Wie kann man bei schönem Frühlingsonnenschein so wimmern, wenn man nicht todkrank oder am Sterben ist! Ich finde diese Stimme unvernünftig. Der Frühling lacht auf den Steinen, und die Steine selber sehen in der Sonne so festlich aus, daß ich es eine Sünde finde, wenn ein Mensch an diesem frohen Sonntagmorgen ein so gequältes Gewimmer aufschlägt, welches mir ganz unausstehlich in den Ohren weh tut und meine Menschenwürde plagt.“

„Es ist aber doch mein Vater,“ lachte jetzt wieder der Schwede, der meine Rede mehr lustig als

ernſt fand, und den es plötzlich gewaltig unterhielt, daß ſein Vater zwei ſo verſchiedene Stimmen hatte. „Das iſt ſeine Amtsſtimme," ſagte er. „Mit dieſer Stimme muß er zu den Bauern und zu den Fiſchern ſprechen. Sonſt glauben dieſe einfachen Leute nicht den Worten, die er zu ſagen hat."

„Dann können die Worte nicht wahr ſein," meinte ich und murmelte dieſen Satz vor mich hin, denn der Schwede ſtreckte eben ſeinen Kopf durch die Türſpalte in die Kirche hinein und zog ihn vergnügt wieder zurück und ſagte:

„Natürlich iſt es mein Vater und kein Hilfsprediger. Aber jetzt, wo ich die Verſchiedenheit in ſeiner Stimme empfunden habe, kann ich heute ſelber nicht mehr, ohne zu lachen, in die Kirche hineingehen."

Und wir gingen und wanderten, immer noch über den alten Herrn und ſeine Stimme ſtreitend und ſprechend, von der Kirche fort, und ſchritten lachend über das frühlingsbeſonnte Steingeſicht der Landſchaft, das ſo aufrichtig und unverhüllt am Sonntag wie am Alltag mit gleicher Würde und Vornehmheit einem zu Herzen ſprach, und das nur eine tiefe Weltallſprache und nur eine feſtliche Lebensſtimme kannte.

Später zu Hauſe, beim Sonntagmittagstiſch, war der alte Herr großgeiſtig genug, unſere Ausſprache über ſeine zwei Stimmen, die wir vor der Kirchentür hatten, und die ihm ſein Sohn erzählte, lachend und humorvoll aufzufaſſen. Und ich war dadurch einer peinlichen Erklärung meiner Weltauffaſſung, die ich unvermeidlich hätte geben müſſen, enthoben.

Denn es ist mir nie eingefallen, solange mich meine neue Weltanschauung beschäftigte, sie irgend jemanden unaufgefordert einreden oder aufdrängen zu wollen. Trotzdem ich damals jung und lebhaft war, schwieg ich über meine Gedanken.

Teils schwieg ich, weil ich mich in den Jahren meiner Lebensunerfahrenheit älteren und in ihren Bürden und Gedanken weiß gewordenen Männern gegenüber nicht fürwitzig benehmen wollte, aber hauptsächlich schwieg ich deshalb, weil ich die neue Weltauffassung zuerst am eigenen Leben, am eigenen Geist und Körper durchkosten und anwenden wollte.

Ich schwieg aber nicht bewußt, ich fühlte nur unbewußt: die Zeit wird kommen, wo ich entweder die Auffassung von der Festlichkeit des Lebens vergessen, abgetan und als unsinnig empfinden werde, oder ich bleibe dieser Anschauung treu, und mein Leben und meine Lebensarbeit gestalten sich von selbst im Sinne meiner neuen Anschauung.

Und dann, wenn das einmal sein wird, dachte ich, dann habe ich in mir selber den Wirklichkeitsbeweis gefunden, daß man glücklich, weltfestlich und alle Leben verstehend und auf alle Leben eingehen könnend, auch zu den ältesten und zu den jüngsten Leuten wird sagen können: „Seht, ich weiß einen Weg, einen Gedankengang, der alle Handlungen des Menschen, die Tätigkeit und die Ruhe, die Freude und das Leid festlicher und reicher machen kann, als es bisher in allen Jahrhunderten der Menschheit möglich gewesen ist.

Sich Schöpfer und Geschöpf fühlen, ob man nun Handwerker oder Dichter ist, Mann

oder Frau, König oder Knecht, sich zu fühlen als Besitz aller und als Besitzer des Alls, diese Kraft legt in eure Gedanken.

Mit dieser Kraft lebt euer Leben, und ihr werdet so reich sein wie jene Götter, die ihr euch immer reich gedacht habt, so reich werdet ihr dann sein. Ihr werdet allwissend, allfühlend, allweise sein. Ihr werdet allmilde, allgütig und gestreng sein, mit euch und allen Leben. Ihr werdet dem Menschenleben in dieser festlichen Lebensauffassung eine natürliche Schönheit geben. Und ihr werdet euch alle nicht mehr erniedrigen müssen, mit Doppelzungen zu reden."

In den nächsten Tagen nach jenem Sonntagvormittag, an dem ich zum erstenmal in meinem Leben vor einer Kirchentüre umgekehrt war und mich von einer Doppelstimme hatte erschrecken lassen, dachte ich viel nach und sagte mir, daß ich wahrscheinlich niemals vor jener Kirchenstimme erschrocken wäre, wenn mir der Prediger unbekannt gewesen. Denn ich hatte eigentlich in der Kirche nichts anderes erwarten dürfen als den mir seit meiner Kindheit bekannten, halb klagenden, halb strafenden Kanzelton, bei dem wir Schulknaben alle unsere Sonntagvormittage bis zur Schulentlassung hatten verbringen müssen.

Aber hier in der fremdartigen Landschaft, auf dem heimatfernen Weltfleck, wo einen noch vor der Kirchentüre die Drachenzeichnungen alter starker Wikingererinnerungen auf aufgerichteten Friedhof-

steinen empfingen und einem mächtige naturstolze Menschen aus der Vorzeit in die Vorstellung gerufen wurden, hier war in der Granitpracht des ungebändigten Landes und bei der Nähe des ungebändigten freien Nordmeeres die weinende, klagende, strafende und krankende Predigtstimme etwas, das sich so gar nicht in die starke Umgebung einfügte. So daß ich schon davon allein, vom Klang des jammernden Predigttones, bedrückt worden wäre, auch wenn ich gar nicht die schöne vornehme und kräftige Alltagsstimme des Pfarrers vom Pfarrhause her gekannt hätte. —

Kein Mann darf aber zwei Stimmen haben; die Amtsstimme und die Hausstimme sollen beide so ineinander verschmolzen sein, so wie Mund, Lunge und Herz im Amt und im Haus dasselbe bleiben und nicht an- und abgelegt werden können durch einen zweiten Mund, ein zweites Herz, eine zweite Lunge.

Das Hausamt ist ebenso feierlich und festlich zu nehmen wie das Weltamt, und keines darf das andere an Würde überbieten wollen.

Denn Kinder zu erziehen, lebende Menschen zu schaffen und zu bilden und zu versorgen im Hause, das ist eine ebensolche feierliche Arbeit wie die Amtsarbeit außer dem Hause, die Würde verbreiten soll in das Leben der Menschenmassen.

Aber es war außer der Stimme auch der Schrecken über die Lehre von der Erbsünde und über die Lehre von dem Lebensjammertal, der mich mitten im Frühsonnenschein wie eine mittelalterliche Dunkelheit an der Kirchentür überfallen hat. Die Stimme, die da drinnen in der Kirche nur von Strafe und Leid und

Sorgen zu predigen ſchien, von irdiſchen Qualen und ſehnſüchtig erhofften ungewiſſen Himmeln nach dem Tode, dieſe Stimme ſchien die Tagesſonne auslöſchen zu wollen.

Ich verſuchte es in den nächſten Tagen nach jenem Sonntag im Pfarrhauſe öfters, wenn ich mich mit dem alten Herrn in altgewohnter Weiſe unterhielt und er ſich ſo ernſt und gemeſſen in ſeinem Schaukelſtuhl im großen Wohnzimmer wiegte, ob ich die Kirchenſtimme, die mir von jenem Sonntagmorgen her wie ein trüber Spuk noch im Geiſte ſtand, in den ſtattlichen, wohlgepflegten und trutzigen Herrn, der einem Wikingerhäuptling ähnlicher war als einem Pfarrer, hineindenken konnte.

Es war mir das aber ganz unmöglich. Zu Hauſe ſprach der alte Herr tief und gewichtig, verſtändig, geſund und bedeutſam, und ſein Ton wiegte ſich auf einer allmenſchlichen Güte und Würde, und in ſeinen blauen blitzenden Schwedenaugen blinkte das Salz eines klugen Verſtandes wie der Glanz des Meeres. Und wenn die Sonne vom Fenſter her in ſeinen weißen Bart leuchtete und wir von Politik und Philoſophie ſprachen und ſein Sohn ihn beim Deutſchſprechen ein wenig unterſtützte, dann war das ganze einfache Haus, das dieſen Alten in Amt und Würden ſeit vielen Jahren beherbergt hatte, für mich mehr feſtliche Kirche als die Kirche, zu der der Pfarrer Sonntags ging, und in der er, wie mir ſchien, ſeinen Leib aufgab und als ſein eigenes Geſpenſt auf der Kanzel ſtehen mußte und zu Geſpenſtern predigen mußte.

Dieſe Begebenheit verwiſchte ſich aber bald, verdrängt von neuen Tagen und neuen fremdartigen Eindrücken.

Eines Tages, als wir auf der Höhe beim Pfarrhaus ſtanden, der junge Schwede und ich, und nach der Ferne hinhorchten, wo es immer wie Erdbeben grollte und wo die Meerlinie mit ihrem Glanz den Erdrand ſilbern erſcheinen ließ, da ſagte mein Freund zu mir:

„Ich habe mit meinem Vater geſprochen. Er leiht uns morgen Wagen und Pferd. Dann fahren wir nach Fjellbacka. Dort nehmen wir ein Segelboot und ſegeln mehrere Tage.“

Es war nun Mitte Mai, und überall zwiſchen den Steinen grünte es, und die Birken winkten im Wind mit tauſend kleinen grünen Wimpeln, und die Sonne ließ ſich nicht vom Meerwind verjagen. Es waren keine Wolken mehr am Himmel, und ich war ſehr erſtaunt, als der Schwede mit der Hand über das Land nach der Richtung des Meeres deutete und mitten im hellen Maiſonnenſchein behauptete, heute wäre noch Sturm auf dem Meer. Aber morgen würde der Wind wohl nachlaſſen, da es ſchon mehrere Tage geſtürmt habe.

Da fühlte ich zum erſtenmal, als paſſe das Wort Landratte auf mich. Sturm, ohne dunkle fliegende, grell beleuchtete Wolken, Sturm bei klarem blauen Himmel und reinſtem Sonnenſchein, dieſes Sturmbild hatte noch nie in meiner Vorſtellung gelebt. Aber ich fühlte, daß der Wind ſcharf an uns anprallte, als

wir da in der Sonne unterm wolkenleeren Himmel auf dem Granithügel ſtanden. Alſo mußte es draußen auf dem Meer bei dieſem Winddruck hohen Seegang geben.

Der Schwede zeigte mir von unſerem Platz aus einige Brandungswellen, die man am Horizont wie den weißen Dampf aus einer Kanone über dem ſonnenglänzenden Meeresſpiegel aufſteigen ſah. Dort prallte das Meer an unterirdiſche Klippen und ſprang in haushohem Schaum zur Luft. Das tat es aber nur an Sturmtagen. An windſtilleren Tagen kreiſelte es, nur ein wenig aufſpritzend, an jenen Meerſtellen.

Am nächſten Morgen waren wir ſchon um vier Uhr aufgeſtanden. Ein Knecht hatte das Pferd geſchirrt und den Wagen vors Haus geführt. Alles ſchlief noch. Die Mägde hatten vergeſſen, uns Milch ins Eßzimmer zu ſtellen, und ſo ging mein Freund ſelbſt nach der Milchkammer, um uns einen Morgentrunk zu holen. Er kam aber gleich wieder, leiſe auf den Zehen gehend, und winkte mir verſtohlen.

Um zur Milchkammer zu kommen, mußte man durch die große Mädchenkammer gehen. Und als ich hinter dem jungen Schweden dort eintrat, verſtand ich lachend, warum er mich gerufen hatte. An den Wänden befanden ſich in dem Raum drei pritſchenartige ſchmale Betten, ſo ſchmal, daß ſie kaum den üppigen Leib der Stall- und Küchendirnen faſſen konnten, die da ſchliefen. Die Mädchen ließen die nackten Arme auf die Dielen herunterhängen, ſchöne ſtattliche Arme mit roſiger, zarter Haut, wie ſie dem ſchwediſchen Volke eigen iſt.

Die lautloſe Kammer im dämmerigen Morgenlicht, in der nur die Atemzüge der drei kräftigen Geſchöpfe gutmütig auf- und niedergingen, war wie ein Bild aus Homers Zeiten. Urſprünglich, naturwüchſig und feſtlich irdiſch war der Eindruck der geſunden, ſchlafenden Mägde, die da den Schlaf wie eine geweihte Mahlzeit vor uns genoſſen.

Während ich noch unter der Türe ſtand, ging der Schwede in die Milchkammer und holte den Milchkrug. Er konnte ſich dann nicht enthalten, im Vorübergehen mit einem Löffel einige Tropfen Milch einer Magd auf den nackten Arm zu ſpritzen. Die ſo Geſtörte öffnete die Augen, ſchien uns aber in ihrem angenehmen Schlafdunſt für zwei Traumgeſichter zu halten. Sie erſchrak gar nicht, rückte auch die Arme nicht von der Stelle. Sie lächelte ein wenig, ſchloß die Augen und atmete weiter.

Wir ſchloſſen wieder vorſichtig die Tür, und nachdem wir die Milch lachend getrunken hatten, verließen wir das Haus und kletterten auf den Wagen.

Im Augenblick aber, da der Knecht dem jungen Schweden die Zügel gab und, uns grüßend, ſich zurückzog und der Wagen mit Lärm den Hof verließ, ſahen wir hinter den Erdgeſchoßfenſtern der Mägdekammer alle drei Mägde hinter den Scheiben ſtehen. Sie drückten ihre Naſen an das Fenſterglas und winkten uns zum Abſchied ein wenig nach.

Sie hatten alle drei den muntern Sohn des Hauſes gern. Dem jungen Schweden behagten auch die Landmädchen mehr als die Stadtfräuleins. Bei

jeder Gelegenheit sprach er ein wenig spöttisch über Stadtdamen und lobte die gesunden einfachen Bauernmädchen seines Landes, deren Stallgeruch ihm angenehmer war als die überfeinerten Wohlgerüche der Städterinnen.

Er war auch der erste Mensch, dem ich begegnet bin, der in Paris gewesen war und die Pariserinnen nicht ausstehen konnte. „Sie sind nur eine Firnismasse und keine Menschen," behauptete er. „Es sind Wesen mit Schminke und Puder maskiert, verstandesmäßige, geldgierige Geschöpfe, deren ganzes Dasein sich in ewigen Berechnungen abwickelt, fern von allen natürlichen, einfach menschlichen und warmen, gütigen Gefühlen." Er sagte, er habe es nur drei Tage in Paris ausgehalten, so sehr habe ihn diese Stadt geekelt.

Ich war damals noch nicht in Paris gewesen und hörte diese Äußerungen mit Staunen. Ich hatte bis dahin Paris von den Deutschen immer nur loben hören. Dem urgermanischen Widerwillen gegen alles Romanische; dem Widerwillen, der die beiden Völker wie Hund und Katze in den tiefsten Instinkten einander nie natürlich befreundet macht, wenn nicht gegenseitige Geduld, Weisheit und Nachsicht walten, diesem Gefühl war ich noch nie so offen begegnet wie hier bei der Wikingernatur des jungen Schweden.

Ich war seit dem Tag meiner Ankunft aus Deutschland nicht wieder an der Küste in dem Fischerdorf Fjellbacka gewesen, denn der Ort lag zu weit weg, um ihn auf einem Spaziergang vom Pfarrhause erreichen zu können. Nun fand ich Fjellbacka

frühlinghaft wieder. An der steil zum Meer abfallenden Hauptstraße standen die schmucken Holzhäuschen frisch weiß und gelb und blaßblau und rot bemalt, und in den winzigen Vorgärten, auf wenig Erde, zwischen buckligem Gestein, grünten sparsame Gartenbeete, in denen die wenigen Blumen kostbarer zu leuchten schienen als irgendwo; sie wurden hier den Menschen wertvoll, ähnlich dem Schluck Wasser, der in der Wüste den Wert von Menschenleben hat.

Fjellbacka heißt: Felsenhang. Die niedlichen roten Holzhäuschen kleben hier wie ein Haufen Schwalbennester an der grauen und lilarosigen Felsenwand, die dort zum Meer abfällt. Im Dorf sind winzige Gäßchen, und manches Häuschen ist nicht viel höher als ein Mensch. Manches Fischerhaus hat nur eine Küche und eine Stube, aber glänzt von Sauberkeit innen und außen. Die Gassen sind von Felsen natürlich, höckerig gepflastert, und jeder Schritt muß erklettert werden über kleinen und großen Granitbuckeln, die auch hier wie überall in Bohuslän in der Erde einen einzigen riesigen Stein zu bilden scheinen, der den Umfang einer ganzen Provinz behauptet.

Nachdem wir den Wagen in den Gasthof eingestellt hatten, traten wir unter einem nach Fisch und Teer duftenden, roten, hölzernen Vorratsschuppen hinaus auf eine Landungsrampe. Diese steht auf Holzbohlen ins Meer gerammt, und an ihr liegen unzählige kleine Boote der Fischer und Händler von Fjellbacka angeseilt.

Es machte mich fast erschrocken, wie dunkel und

abgrundfinſter das Meer mich anſah, das ich zuletzt, acht Wochen vorher, als weiße blinde Eisfläche undurchſichtig erſtarrt geſehen hatte. Und nun ſpielte es mit kleinen kurzen queckſilberigen Wellen, die die Farben der verankerten bunten Fiſcherboote zurückſpiegelten, als wäre das Waſſer mit gelben, roten, blauen Glasſplittern beſtreut. Aber weiter draußen wurde das Meer ein dunkelgrüner Abgrund.

Es war mir einen Augenblick, als endete hier an der Anfahrtsrampe alle Erde, und das Meer ſchien einen Weltabgrund auszufüllen. Ich hatte das Meer vom Lande drinnen nur als ferne Spiegelfläche geſehen und ganz vergeſſen, daß es eine ungeheure Tiefe hatte. Bei der Winterfahrt vor einigen Wochen war mir die Meeresoberfläche, die vereiſt geweſen, wie ein weißer Ballſaal mit blankem Boden erſchienen und hatte nicht von Tiefe geſprochen und von keiner Unergründlichkeit, vor der ich jetzt ſtaunte.

Als wir dann ein Boot beſtiegen und der Schwede mit Hilfe eines Fiſchers die Segel aufſetzte, da war es ein großer Genuß, ſich vorzuſtellen, daß wir nun in dem Kahn auf der tanzenden Waſſerfläche hin über Abgründe, in denen alle Möglichkeiten des Todes lauerten, ſchweben ſollten.

Das Meer, das vor Fjellbacka nicht frei liegt, ſondern nur einen Meerplatz bei der Küſte bildet, der von den vorgelagerten Inſeln wie von hintereinanderliegenden Hügeln begrenzt wird, das Meer hat hier durch die Eingeſchloſſenheit etwas Heimliches, Gemütliches. Man war hier erſt in einem Vorgemach zum Unendlichkeitsſaal des Meeres.

Ungefähr in der Mitte dieſes eingeſchloſſenen Meerplatzes liegt ein winziges Steininſelchen, das ſich nur mehrere Fuß hoch über den Waſſerſpiegel hebt. Dieſe Inſel, auf der kein Baum und kein Strauch ſteht, ſondern wo nur ein paar Holzgerüſte zum Trocknen von Fiſchen errichtet ſind, dieſer kleine hellgraue Steinbuckel befand ſich noch im letzten Jahrhundert unter dem Meeresſpiegel, und an jener Klippe iſt damals bei einem Sturm ein Biſchof in ſeinem Boot mit ſeinen Leuten aufgerannt und untergegangen.

Dieſes erzählte mir der Schwede, während wir jetzt im ſchönſten Morgenſonnenwetter an dem Inſelſtein vorüberkreuzten. Und es war mir wunderbar, auszudenken, daß Steine aus dem Meere wachſen und daß neue Welten ſich bilden, und daß das hundertjährige kleine Inſelchen noch wie ein Kind im Verhältnis zu den großen Inſeln draußen war und doch ſchon hundert Menſchenjahre zählte.

Und auszudenken, daß da einmal, wo wir jetzt über Abgründen, mit Meerſalz beſpritzt, in der Morgenſonne hinfuhren, das Waſſer verſchwunden ſein würde und überall Land auferſtehen würde!

Daß dann da Menſchen gehen und Häuſer bauen würden, wo jetzt Waſſer war! So wie das Pfarrhaus drinnen im Land auf Meeresgrund ſtand, ſo würden Menſchen hier walten, und niemand würde ſich dann der Menſchen von heute mehr erinnern nach den Tauſenden von Jahren; niemand würde an uns beide denken können, niemand an dieſen Tag, an dem wir hier Wirklichkeit waren.

Und wir hatten doch wirkliche Herzen und Hände, die jetzt eben in jedem Augenblick auf unser Leben bedacht sein wollten, die die sonnendurchleuchtete Segelleinwand sorgsam an den Tauen der Windrichtung anpassen mußten und vorsichtig gegen den Wind kreuzen mußten, um unsere Leben über die Abgründe zu bringen, die unter uns lagen.

Und auszudenken, daß unsere Schatten und der Schatten des Schiffes, die als schwarze gezeichnete Flecken über die grüne Wasserfläche mitfolgten, nicht körperloser waren als die Körpermasse des Bootes und unserer beiden Menschengestalten! Und ich verstand, daß das Holz des Bootes und sein Leben und das Leben der Segelleinwand und unsere Körper aus Fleisch und Blut, die so verschieden aussahen, im Grunde sich in nichts voneinander unterschieden. Sie würden, wenn hier das Wasser verschwunden und dieser Meeresplatz ein Tal mit Menschenhäusern darin geworden war, alle in der Spurlosigkeit eins geworden sein. Dieses Meer von heute, dieses Boot von heute und wir zwei Menschen im Boot waren im Grunde körperlose Schatten.

Und diese Betrachtung, die sicher täglich an verschiedenen Orten der Erde und rund um die Erde Tausende von Menschen anstellen, diese Betrachtung, die angestellt worden ist, so lange Menschen auf der Erde leben, endete bisher immer bei allen Sterblichen mit einem Seufzer des Sichhineinfindenmüssen in die lästige Vergänglichkeit.

Die Menschen aller Zeiten sahen das Vergehen ihrer Gestalt fast als eine persönliche Beleidigung

an, als eine Beleidigung, die ihnen jemand antat, jemand, von dem sie behaupteten, daß er stärker wäre als sie.

Und das Menschenleben konnte nie recht aufatmen, wenn es an die Vergänglichkeit erinnert wurde. Denn nur wenige haben den Gedanken in all den Zeiten zu Ende gedacht, der mit etwas Lebenslust so leicht zu Ende zu denken ist.

Es wird uns nichts angetan auch, wenn wir am Ende unseres Menschenlebens den Tod zur Menschengestalt kommen lassen. Denn wir sind aus der Vergänglichkeit hergekommen, aus der Unergründlichkeit, und gehen in die Unergründlichkeit. Wir gehören also dem Unergründlichen immer an, auch in jeder Sekunde des Lebens, weil wir von dort herkamen. Aber wir gehören ebensogut immer der Wirklichkeit an, weil wir zur Wirklichkeit kommen konnten.

Da einmal für uns die Möglichkeit vorhanden war, ins Wirklichkeitsleben zu kommen, so können wir ruhig annehmen, daß diese Möglichkeit schon tausende Male und immer in uns vorhanden war und ist. Wir müssen verstehen lernen, daß wir bereits tausende Male zur Wirklichkeit gekommen sind, und daß wir viele tausende Male immer wieder dieselbe Möglichkeit finden werden. Die Unergründlichkeit, der Tod, hält uns nicht für ewig fest, so wie die Wirklichkeit, das Leben, uns nicht ewig festhält.

So denken logisch die meisten Asiaten heute schon, und so haben die alten Ägypter gedacht, und so sollten wir wieder denken, nur mit dem neuen Zu-

ſatz unſerer in tauſend Jahren weiter fortgeſchrittenen Erkenntnis, daß jeder Menſch, der da ſtirbt, die Kraft des ganzen Weltalls ſo gut in ſich trägt, in ſeiner ihm angeborenen Unergründlichkeit, wie er auch die Schwächen ſeiner kleinen Wirklichkeitsfigur zugleich mit ſich trägt.

Und es iſt kein Seufzen, mit dem ihr dieſe Betrachtung ſchließen müßt. Ihr müßt lernen, mit weiſem Lächeln eurem Verſchwinden nachzuſehen. Ihr müßt es feiern lernen, daß eure kleine Wirklichkeit vergeht und immer wieder vergehen muß, und müßt wiſſen, daß ihr immer beſteht als unvergänglich, ſo oft ihr auch das Wirklichkeitsſpiel ſcheinbar verlaßt; das Feſtſpiel des wirklichen Lebens behält euch immer.

Und wenn euch dann der Gedanke kommt: dieſes Boot, in dem ich ſegle, dieſes Meerwaſſer, auf dem ich fahre, dieſe Menſchengeſtalt, in der ich heute die Segelfahrt genieße, ſie werden in abertauſend Jahren verſchollen ſein, dann werdet ihr lächelnd ſagen:

Aber die Fahrt war deswegen doch feſtlich und genußreich, und es gibt noch Tauſende von Sternen und Tauſende von Lebensarten, auf denen und in denen wir wieder aufleben werden.

Ein ſchöner Tag, eine ſchöne Morgenfahrt wie heute, iſt deswegen nicht weniger ſchön, weil ſie vergänglich iſt. Denn jedes Menſchen Unergründlichkeit ſteht hinter ſeiner Gegenwart, ſeine Unergründlichkeit, die viel tiefer iſt als dieſe Meerestiefe unter dem Boot, und die viel tiefer iſt als alle Höhe über dem Boot.

Sie, unsere Ewigkeit, unser festlicher Besitz und der festliche Besitz aller, weilt bei mir im Boot, in mir, in meiner Gestalt. Sie schaut aus dem Wasser neben mir herauf, sie dröhnt aus dem Holz des Bootes, sie leuchtet aus der Leinwand des Segels, sie blickt mich aus dem Auge meines Kameraden im Boote ebenso an, wie sie aus meinem Auge ihn und alle Dinge rundum unergründlich ansieht.

Wie wenig ist dagegen die endliche Wirklichkeit, die ihr beweisen möchtet, der ihr nachseufzen möchtet, da doch die herrliche erhabene Unergründlichkeit — die ihr besitzt, und die euch besitzt — weitaus großartiger als die Wirklichkeit jede eure kleinsten Handlungen beleuchtet!

Darum seufzt nicht über die unwirkliche Vergänglichkeit. Nichts stört euer großes Fest, ihr seid von Ewigkeit zu Ewigkeit mitten in diesem Fest, immer und ewig. —

An diesem Tage, bei dieser Segelfahrt, sah ich auch die Inselgassen wieder, in die wir nach der Durchkreuzung des Meeresplatzes eintraten. Die vielen Möwenvölker, die im Winter dagewesen, waren jetzt fortgeflogen. Sie sind im Sommer draußen, sagte mir der Schwede, auf den äußersten Inseln im offenen Skagerakmeer, wo sie brüten. Nur hie und da glitt ein einzelner Strandvogel durch die stille Luft der geheimnisvollen Gassen.

Ich mußte an Venedig denken, als wir zwischen den hohen Felsenwänden in den Wasserläufen im

Boote hinglitten. An ein verſteinertes farbiges Venedig! Während wir zwiſchen dunkelblauen und grauen Klippenwänden fuhren, leuchteten hohe goldgelbe Steinwände auf und purpurbraune getürmte Rieſenblöcke, und im Waſſer zuckten die Widerſcheine auf vom feuerblauen Frühlingshimmel, der wie ein blaues Glasdach die dämmerigen Inſelgaſſen hell überdeckte. Im Waſſer kreiſelten langgezogene, farbige Spiralen, rote, gelbe und blaue, auf grünem Schattengrund, als wäre das Meerwaſſer hier mit beweglichen ſchwimmenden Blumenmaſſen angefüllt.

Ernſt ſah uns jeder vorweltliche Steinkoloß an, der die Menſchenſtimme zurückgab und doch regungslos blieb. Hie und da wehte aus einer Felſenſpalte ein verlaſſenes Birkengebüſch im Morgenwinde.

Tiefe Verſunkenheiten waren um uns, die fernen, dem Menſchen unbekannten Leben: die Gedanken und Gefühle der Fiſche, die Gedanken des Tangs und die Gedanken der verſunkenen Steine und Muſcheln, die Gedanken und Gefühle vorüberſtreichender lautloſer Vogelpaare, die Gedanken des Morgenlichtes und des Morgenwindes. Alle begleiteten uns, vereinigten ihr tiefſtes Leben mit unſerem tiefſten Leben und verſtanden ſich hier untereinander in den lautloſen Gaſſen, wo nur der Kiel des Bootes im Waſſer kniſterte und der Meerſchaum an der Bootswand ziſchte. Meerſalz, das eben noch im Waſſerabgrund gelebt, klebte, angeſpritzt, an unſeren Segeljacken, bildete dort Kriſtalle und blitzte uns an, aufgeſtanden vom Waſſerleben zum Sonnenleben.

Solchen innerſten Zuſammenkünften der Ge-

danken- und Gefühlswelt, die der Wald oder der Fluß, das Meer oder nur ein Feldweg in Stille und Einsamkeit dem Menschen anbieten, diesen schweigenden unergründlichen Unterredungen zwischen Menschengedanken und Naturgedanken gaben die Menschen sich seit Jahrtausenden immer gerne willig hin. Ich meine die natürlichen, gesunden, einfachen und starken Menschen, jene klugen Menschen, die fühlen und wissen, daß nicht der Mensch allein dem Menschen Lebensklugheit gibt und Lebensreichtum.

Keine bewußten Gedanken machen einem vor der Natur jene Bereicherung und jenes Klügerwerden klar. Aber der ganze Mensch fühlt sich, wenn er wieder aus Natureinsamkeit, von jener schweigenden Unterhaltung, die er mit den Naturleben pflog, zu den Menschen zurückgekehrt, lebensbestärkter und lebenssicherer und benimmt sich dann also auch lebensklüger und lebensreicher zu den Mitmenschen.

Es ist nicht der Sauerstoff der Luft allein, nicht allein das wärmende Sonnenlicht, nicht die Stille allein, die den Menschen also in der Natur stärken. Es sind die unbewußten Unterhaltungen und Festlichkeiten, die entstehen, wenn sich die Unergründlichkeit des Menschen mit der Unergründlichkeit der anderen Lebewesen zu einem großen Schöpfergefühl vereinigt. Wobei das Geschöpf Mensch, ohne daß es sterben muß, totenstill und wunschlos wird und in Fühlung tritt mit seiner Unermeßlichkeit, mit seiner unsterblichen Urkraft.

Nicht bloß dem höher gebildeten Menschen, auch dem geistig tiefstehenden, ist es unbewußt innigstes

Bedürfnis, von Zeit zu Zeit mit offenen Augen und offenen Ohren mitten im Naturleben, im Wald, Feld, auf einem Berg oder auf dem Meer ſein Urweltgefühl dem Urweltgefühl der Naturleben bewußt oder unbewußt hinzuhalten und ſo für Augenblicke die Menſchengeſtalt zu vergeſſen. — Der Dichter aber, der aus der Stadt fort von den Menſchen wandert und ſeine Unergründlichkeit mit der Unergründlichkeit des Naturlebens zuſammenlegt und ſein tiefſtes Menſchengefühl, ſein Liebesgefühl zu einem Menſchen, in die Natur hinausträgt, ihm wird dieſe Vereinigung den Rhythmus eines unermeßlichen Liebesliedes geben. Und der Wald oder das Meer, der Berg oder der Garten, zu dem der Dichter ſein Liebesgefühl hintrug, die Wieſe und der Wind, der Vogel und der Baum, die fernſten Sterne und der nahe Mond, ſie werden alle mit ihm zuſammen Liebeslieder erfinden, wenn er ſeine Menſchengeſtalt bei ihnen weilen läßt und ſeine Unergründlichkeit mit ihrer Unergründlichkeit umgibt.

Die Naturleben verwandeln ſich, ſo wie das Wetter, zu jeder Tagesſtunde, und ſo wie die Beleuchtung und die Jahreszeiten täglich wechſelnd vorüberſchreiten, ſo werden ſie — wenn ein Dichter immer mit dem gleichen warmen Liebesgefühl von ſeiner Geliebten kommt, oder wenn er in Zweifel von ihr kommt, oder wenn er getrennt von ihr in Sehnſucht kommt, oder wenn er beglückt von ihr in Freude kommt — ſo werden ſie immer wieder, wenn er mit ſeinem unergründlichen Liebesgefühl die anderen unergründlichen Leben betrachtet, für jede ſeiner

Stunden, die er in ihnen untertaucht, ihm eine andere Melodie gleich einer neuen Perle ſchenken.

Und jedes ſo entſtandene Gedicht wird anders ſingen, und es iſt da kein beſtimmtes Versmaß, das dem Dichter vorgeſchrieben iſt, als das Versmaß ſeines Herzens und ſeiner Umwelt. Denn das Weltall kann dem Dichter das Liebesgefühl täglich in neuen Versmaßen zuſingen, ſo daß er eine tauſendtönige Stimme erhält, und jeden Tag eine neue Melodie. Und ſpäter ſieht der Dichter auf einen unermeßlichen Melodienreichtum zurück. —

In der geheimnisvollen Inſelſtadt, deren Häuſer mammutartige Klippenblöcke waren und Klippenberge, dort war, ganz verloren und vereinzelt, manchmal eine Menſchenhütte hingeſtellt, ein gelbes oder rotes Holzhaus eines Fiſchers, mit weißen Tür- und Fenſterleiſten, ſchmuck und freundlich. Ein ſolch einſames Häuschen wirkte aber wie verhext, wenn es hinter einer Klippenkante auftauchte und in den glasgegoſſenen Meergaſſen ſcheinbar dem Boot entgegenſchwamm.

Wir ſtiegen bei einem ſolchen Haus aus, der Schwede und ich. Das Holzgebäude ſtand etwas vom Waſſerſpiegel abgerückt, ein paar Schritte fort auf Steingeröll, aber es hatte eine bretterne Landungsrampe auf Pfählen vor ſich. Sonſt wäre es unmöglich geweſen, an den ſteil ins Waſſer abfallenden Felſenwänden zu landen.

Grabesſtille war auf dem kleinen Geröllplatz. Das gelbe Häuschen und ein paar rotbemalte Holzſchuppen daneben leuchteten uns an, als wären ſie

von einem gelb und roten Feuer beſchienen. Erſtaunlich farbig ſtanden die Gebäude hier bei den grauen Geſteinmaſſen. Und nichts rührte ſich rund um die Hauswände.

Nur ein paar Geröllſteine klapperten unter unſeren Füßen und waren wie Wächter, die ein Signal geben. Dann ſchob ſich eine Frauengeſtalt aus der Haustüre und kam uns in der Morgenſonne einige Schritte entgegen.

Als der Schwede ſeinen Namen nannte, verſtand die Frau, daß er des Pfarrers Sohn war, und ihr erſtauntes Geſicht wurde freundlich.

Sie hatte ein einfaches dunkles Kleid an, und in der Stube, in die ſie uns hineinführte, waren mir Tiſch und Stühle, Schrank, Spiegel und Sofa und die Bilder der Königsfamilie ſo erſtaunlich wie das Kleid jener Frau, denn alle dieſe Dinge waren aus derſelben Zeit wie wir.

Ich würde aber eher erwartet haben, daß eine Wikingfrau im ſelbſtgewebten Mantel uns in ein leeres Wohngewölbe geführt hätte, wo nur ein Herd und Felle an der Erde den Gaſt empfangen hätten.

Denn ich war durch Jahrtauſende gefahren in dieſen Morgenſtunden in den Inſelgaſſen und mußte mich erſt wieder damit zurechtfinden, daß ich in meiner Zeit geblieben war. So ungeheuerlich war die Einſamkeit zwiſchen den Klippen hier geweſen, daß, als wir das Boot angelegt hatten, es mir ſchien, als hätte ich ſeit Menſchenalter kein Land mehr betreten, und als hätte ich viele Leben gelebt.

Ich war auf der Herfahrt, über den Bootsrand

ſchauend, in der Waſſertiefe oft einer der Dorſche da unten geweſen. Ich hatte auch als ein Muſcheltier in vielen Muſcheln gelebt. Ich war auch als Qualle neben dem Boot hergekreiſelt. Ich war auch als einzelne Möwe den Möwen nachgeflogen hinaus zu den Brutſtätten. Ich war ein Birkenſtrauch geweſen, eingeklemmt in eine Klippenſpalte, und hatte die Morgenſonne auf meinen Blättern ſpielen laſſen.

Und ich war unzählige Male ein roter Stein und ein gelber Stein und ein brauner Stein und ein grauer Stein geweſen und hatte angeſchwemmten Tang jahrelang an mich anwachſen laſſen und kleine Schnecken. Und ich bin in der Ebbezeit ein wenig aus dem Waſſer geſtiegen und bin in der Flutzeit mit meinem Tang und meinen Schnecken, vom Waſſer überſpült, unſichtbar geworden für die Oberwelt.

Ich bin in ſo vielen Leben geweſen, die ich vorher nicht gekannt hatte, ſo daß es mich ſehr erſtaunte, als die Frau in dem Haus an der Klippengaſſe in denſelben Kleidern zu mir trat und in dieſelben Möbel mich niederſetzen hieß, die ich in Fjellbacka, wie mir ſchien, vor Tauſenden von Jahren verlaſſen hatte.

Denn wenn ich im Boot an Menſchen dachte, ſo hatte ich vergangener Menſchen Leben in den Meergaſſen nachgelebt. Unſer Segelboot hatte ſich unzählige Male in das Drachenſchiff eines Wikinghäuptlings verwandelt. Denn dieſe Waſſerläufe, durch die wir kreuzten, hatten früher die Spiegelbilder der Boote der Wikinger vor Tauſenden von Jahren verſchluckt und widergeſpiegelt. Und die Felſen hatten

damals die Stimmen der erzenen Wikingſchilde und die Zurufe der Männer in ſich verſchluckt und konnten ſie zurückrufen, wenn wir an ſie dachten in der Totenſtille.

Dieſes geweſene Leben früherer Menſchen, das ich auch geweſen bin und wir alle geweſen ſind, tönte mit ſeiner Unergründlichkeit von fern in meinem Bewußtſein an, ſo daß ich die Gegenwart nur noch verſchollen fühlte, und alle Vergangenheit war Macht und Wirklichkeit in mir geworden.

Und ſo werden auch wir Heutigen einmal über die Zukunftswelt Macht haben, wenn wir Großes getan, Starkes, das ſich den Zeiten einprägt wie der Name des Wikingervolkes. So werden Menſchen in fernen Zeiten für Augenblicke uns wieder zur Wirklichkeit rufen können, indem wir Beſitz von ihren Sinnen, ihrem Geiſt und ihrem Herzen ergreifen dürfen, und unſere Menſchengeſtalt wird auch für Augenblicke durch zukünftige Menſchen wieder zur Wirklichkeit hintreten können. Denn die Menſchengeſtalt, die wir im Tode ablegten, auch ſie kennt keinen Tod. Auch ihr Zerfall wird wirklich und unwirklich ſein, wie alles Weltallleben. —

Die Fiſcherfrau, die uns empfangen hatte, erzählte uns, daß ihr Mann nach Fjellbacka gefahren ſei; aber wir waren ihm in dem Labyrinth der Inſelgaſſen, da wir auf Umwegen kamen, nicht begegnet. Sie kochte dann für uns Kaffee. Jede einzelne alltäglichſte Handlung in dieſem einſamen Hauſe, das umgeben vom breiten Rahmen einer unergründ-

lichen Stille dalag, war hier in dieſer Weltferne wertvoll und wichtig, jede Handlung wurde bedeutungsvoll wie ein Kunſtwerk im Rahmen künſtleriſcher Ruhe.

Ein wenig Reiſigfeuer praſſelte in der Küche auf dem ganz neuzeitlichen eiſernen Kochherd, der wahrſcheinlich von Gothenburg nach Fjellbacka gebracht worden war. Aber ſelbſt dieſer geſchmackloſe und ſonſt unſchöne Gußeiſenherd konnte in dieſer Einſamkeit nicht einmal unſchön wirken. Er ſprach von Treuherzigkeit und Einfalt, ließ die Funken kniſtern und krachen und zeigte Hilfsbereitſchaft wie die Hände der Frau.

Der arbeitende Eiſenherd war in der Weltferne hier ein lebendes Weſen geworden, hatte Lebensberechtigung und Lebensbedeutung und war beteiligt am Wohl des Häuschens und verſchwand nicht hinter dem tauſendfachen leeren Lärmen des Tages, wie die Dinge in den menſchenreichen Städten heutzutage hinter dem lärmenden Menſchenleben, dem überanſpruchsvollen, verſchwinden müſſen und nur ſtumme Sklaven ſein dürfen, ſtatt mitlebende Freunde und Berater.

Daß wenig Gerät im Hauſe war, das war es vor allem, was allen Dingen Bedeutung und ein Sichtbarwerden ihres Lebens zukommen ließ. Die Stühle und das Sofa kannten die Frau ſo gut, wie die Finger an ihren Händen ſie kannten.

Da waren im Häuschen auch keine großen hallenden, toten Räume, die totgeborenen Geſchöpfen gleichen, wie ſie der Menſch in den Städten nur ſeiner Eitelkeit, ſeinem leerſten Gefühl zuliebe erſtehen läßt.

Solche Eitelkeit ist nicht einmal ein Gefühl, so wenig wie der Sonnenreflex Sonne ist. Eitelkeit ist nur zurückgespiegeltes Gefühl. Eitelkeit ist hinter allen Gefühlen immer nur eine Gefühlsleiche, und ihr Anblick erkältet und läßt kein warmes Leben aufkommen. —

Dieses Häuschen war für seine Bewohner nicht mehr als eine Nußschale um einen Nußkern. Und mehr Schale, als der Kern braucht, mehr sollte der Mensch an Geräten und Haus nicht um sich sammeln. Sonst wird die Schale zum Ballast, und der Kern erstickt dumpf und wird schimmelig und verwest im ungesunden Druck der Eitelkeitslasten.

Die Fischerfrau brachte dann ihre guten Tassen, und aus ihrer silbernen Kaffeekanne — die das ständige Hochzeitsgeschenk dort im Lande ist — goß sie uns den Kaffee in die uns anlächelnden ehrwürdigen Tassen. Und ebenfalls in einer silbernen Schale auf hohem Silberfuß stellte sie den Zucker zum Kaffee in die Mitte des Tisches und reichte uns auf einem Glasteller von ihrem Zwiebackvorrat, der zu jedem Fischerhause hier gehört wie das Salz.

Ehe die Frau aber das alles brachte, hörten wir zuerst eine Ziege im Holzschuppen neben dem Häuschen meckern, und der Schwede sagte lächelnd: „Jetzt ist sie zu ihrer Ziege gegangen, um Milch für den Kaffee zu melken."

Wie wunderbar gewichtig wurde dieser einfache Imbiß, dieser Kaffee vormittags um elf Uhr, der im ganzen Lande Elfuhrkaffee genannt wird und eine Landesgewohnheit ist, da die Leute arm sind und nicht

mit Wein oder Bier aufwarten können, wie in den südlichen Ländern.

Während wir dann den Kaffee tranken, setzte sich die Frau höflich ans Fenster, ein wenig abseits, um ihre Gäste nicht durch aufdringliches Zuschauen zu stören. An der Wand unter einem Glaskästchen sah ich die in Holz geschnitzte Abbildung eines Bootes, wie man sie fast bei allen Fischersleuten findet. Gewöhnlich haben einige männliche Angehörige solcher Fischerfamilien die Welt als Matrosen oder Steuermänner auf Frachtschiffen bereist und schnitzen, heimgekommen, zur Erinnerung ihr Schiff. Aber dieses Schiffchen hier war nur das Modell eines kleinen Segelbootes, wie sie in Fjellbacka von den Fischern angefertigt werden.

Die Frau folgte mit ihren Augen meinen Blicken und sagte dann — wie mir der Schwede übersetzte —, daß dieses Boot der eine ihrer beiden ertrunkenen Söhne angefertigt habe.

Sie sagte das einfach und sah mich an und hörte jetzt erst von dem jungen Pfarrerssohn, daß ich ihre Sprache nicht verstünde. Aber das hielt sie nicht ab, auch weiter zu mir zu sprechen, und ich merkte am Tonfall und an dem Blick, den sie bald mit dem Bootmodell und bald mit dem Meer draußen wechselte, daß sie mir das Unglück erzählte, wie es vor Jahren ihre Söhne betroffen.

Und als ich zuhörend unwillkürlich nickte, weil ich begriffen hatte, daß das Boot in der Inselgasse nicht weit vom Hause bei einem Sturm gekentert war, und daß dabei die jungen Leute ertrunken waren, da

ſah die Frau mich plötzlich ganz entgeiſtert an und wußte nicht recht, ob ſie jetzt gar Deutſch geſprochen hätte, oder ob ich plötzlich bei ihr Schwediſch gelernt hätte. Und ſie bat mich, Deutſch zu ſprechen, ſie wollte ſehen, ob ſie mich auch verſtünde.

Solche Einfalt, welche gläubig iſt und nichts für unmöglich hält, konnte dem Menſchenherzen nur in dieſem einſamen Steinwinkel zufliegen.

Zwei von den Fenſterchen des Zimmers, die gegen die Meergaſſe hin lagen, waren trüb, und noch vom letzten Sturm, der am Tag vorher gewütet hatte, mit Salzkriſtallen beklebt. Im Herbſt, wenn die Stürme immer tobten, wurden oft alle Fenſter des Hauſes blind von der Salzkruſte, die die Wellen an die Scheiben klebten.

Ich konnte auch bald verſtehen, warum jener Frau Geſicht faſt unbeweglich blieb, wenn ſie von den ertrunkenen Söhnen ſprach, und weshalb kein Schmerz darin zuckte. Sie ſah nämlich oft ihre Söhne in der Einſamkeit deutlich in dem kleinen Boot wiederkommen und wieder fortgehen. Die Mützen der toten jungen Leute hingen noch bei der Tür am Nagel, und die Frau bürſtete ſie täglich ab. Auch die Bücher, in denen die Söhne gelernt hatten, ſtanden ſäuberlich abgeſtaubt auf einem Wandbrett.

In den erſten Tagen nach dem Unglück hatte die Mutter wohl manchmal geweint, aber dann waren die toten Söhne wiedergekommen. Sie hörte ſie oft abends die Leiter zur Bodenkammer hinaufklettern und hörte morgens zur Stunde, da ſie bei Lebzeiten das Boot gerüſtet hatten, ihre Zurufe.

Und die Frau ging oft in Gedanken hinaus an die Anfahrtsrampe und ſprach ein paar Worte ins Leere. Aber daß niemand da war und daß beide Jungens ertrunken waren, wenn ihr das einfiel, das ſtörte ſie gar nicht. Der Todesfall der Söhne war ihr nur wie eine kurze Krankheit geweſen.

Vom Tod waren für die Mutter beide Söhne längſt wieder geneſen. Sie kamen auch oft herein und ſagten der Mutter, daß es Zeit ſei, die Ziege zu melken, und ſie erinnerten ſie auch an verſchiedene Sachen, die ihr nützlich waren. „Es ſind gute Söhne," meinte ſie und nickte mir zu. —

Dieſe ihre innerſten Gedanken aber erzählte uns die Frau nicht. Die hörten wir erſt am Abend, als wir nach Fjellbacka zurückkamen, von Leuten, denen es der Mann jener Frau erzählt hatte.

Da ich meine Verwunderung darüber ausſprach, daß die Frau die Mützen der ertrunkenen Söhne immer am Türnagel hängen haben wollte, und weil ich damals als junger Menſch glaubte, ſie müſſe dadurch täglich von neuem an Verluſt und Tod erinnert werden, erklärte man mir in Fjellbacka, daß die Frau immer ihre ertrunkenen Söhne kommen und gehen ſehe und ihre Toten mehr lebendig als tot fühle.

Die Stille machte die Menſchen auf den Inſeln hellſehend. Denn alle, die auf den todſtillen Inſeln wohnen, ſie ſind ſo nahe Nachbarn des Todes, daß ſie ſeine Geſchöpfe kaum noch von den Geſchöpfen des Lebens zu trennen vermögen. —

Und als wir am Abend zur Stunde, da der Landwind ſich legte und kein Lufthauch die Segel

antrieb — ſo daß wir die Leinwand vom Maſt abnehmen und abwechſelnd rudern mußten —, als wir da in den ſpiegelglatten Gaſſen, wo nur unſere Ruder im Takt Waſſer ſchaufelten, an jener Stelle vorbeikamen, wo an einem Sonntagnachmittag die beiden jungen ſiebzehn- und achtzehnjährigen Burſchen ertrunken waren, da wurden um uns die Sonne und der Wind und die Waſſerſtrömung tot.

Da zeigte ſich kein Vogel, da waren auch die farbigen Lichter, die wie buntes Glas am Morgen im Waſſer geleuchtet hatten, verſchwunden. Da waren die tiefen Gaſſen wie große Grüfte. Da war unſer Boot, das ohne Segel mühſam vorwärts kam, wie ein ſchwerer Holzſarg. Und es fiel von den Felswänden eine eiſige Kälte über uns.

Der Schwede und ich ruderten und ſchaufelten, aber das Boot ſchien nicht vorwärts zu rücken.

Kein Fiſch war im Waſſer zu ſehen, und die Gaſſen ſchienen enger geworden zu ſein und ſchienen uns irre zu führen in ihrem Labyrinth, denn die Stunden vergingen, und wir kamen nicht fort. Die Stunden waren nicht mehr wie am Vormittag unergründliche vorüberkreiſelnde Jahrtauſende. Es waren ſchwere unvergängliche Stunden geworden.

„Um dieſe Stunde mögen ſie hier untergegangen ſein," ſagte der Schwede, und er meinte die Söhne der Fiſcherfrau.

Da hörte ich die Mutter hinter mir im Boot ſagen: „Ja." Aber ich ſah mich nicht um. Die Frau dachte wahrſcheinlich daheim gar nicht daran, uns in Gedanken zu folgen. Sie bereitete zu Hauſe

jetzt wohl das Abendbrot und melkte wieder die Ziege. Aber hier an der Stelle, wo ihre Söhne sich am umgekippten Boot angeklammert hatten, hier war das innerste weltferne Leben jener Mutter immer, und das war zu uns ins Boot gekommen.

Und so konnte auch ihre Stimme in meinem Ohr „Ja" sagen. Hier um diese Stunde mußte die Mutter, so lange sie in ihrem Häuschen lebte, viele Male des Tages unbewußt mit ihrem innersten Leben um die Wasserstelle kreisen, und dann zog sie die Söhne beide mit Mutterkräften von dem untergehenden Boot fort und schritt mit ihnen über das Wasser heim. Und die Söhne folgten ihr in die Hütte, wo sie umhergingen und ihr Tagewerk vor den Augen der Mutter lautlos vollbrachten. —

Dieses war das Erlebnis meines ersten Segeltages. Am zweiten Tag fuhren wir nach einer großen Lotseninsel, von wo wir, nachdem wir im Hause des Oberlotsen übernachtet hatten, am anderen Tag zur äußersten Insel im Skagerak weitersegelten.

Diese letzte bewohnte Insel heißt Väderbod, das bedeutet Wetterschutz. Ich war vorher nie auf einem so seltsamen Fleck Erde gewesen. Die Insel hatte einen mächtigen Leuchtturm, und außer dem Leuchtturmwärter, der ein alter abgedankter Kapitän war, befanden sich nur noch ein zweiter Leuchtturmwächter und dessen Frau auf dieser kleinen Klippe. Diese Leute hatten im Schutz einer Klippenwand, auf einer Klippenanhöhe, alle drei ein kleines Holzhaus und daneben einen Stall für eine Kuh.

Die Insel stand ziemlich schroff wie ein Riesenwürfel aus dem Meer. Nachdem wir das Boot an Steine angebunden, warf man uns Seile zu, denn die drei Bewohner hatten unser Kommen längst bemerkt, und sie hißten uns an Seilen zu sich hinauf auf die Felsenplatte.

Dort oben wurde es einem fast schwindlig, wenn man sich umsah. Man hatte das Gefühl, als würde einen der Meerwind forttragen. Da oben war kein Baum und kein Strauch und kein Halm und keine Blume und nicht das kleinste Kräutlein, sondern nur eine Steinfläche und in ihr eingehauen einige gähnende Felsenspalten und Risse, die da klafften.

Rundum kreiste das leere Meer. Die ferne Küste lag im Abend außer Sehweite, und nur einige der letzten Inseln sah man wie winzige graue Wölkchen ganz fern, in der Richtung gegen die Küste, auf dem pechschwarzen Wasser liegen. Aber man konnte nicht unterscheiden, ob diese grauen Flecken im Meer Erde oder Nebel waren.

Unendlich toste das Meer hier draußen. Ich fühlte mich anfangs betäubt auf diesem zu furchtbarer Meereinsamkeit verdammten Stein. Es war mir, als sprächen die Felsenplatten, über die ich trat, vor Sehnsucht zart werdend, vor Sehnsucht nach der Küste, mit meinen Füßen, bei jedem Schritt, den ich tat. Und die Felsenplatten wußten nicht, was sie tun sollten, um ihre Freude zu zeigen, weil sie von Füßen berührt wurden, die vom riesigen Mutterfestland kamen.

Es war etwas wie Ratlosigkeit über dem kahlen

Inſelſtein, der nie Fremde ſah, vom Augenblick an, da der junge Schwede und ich erſchienen. Aber es war eine freundliche, aus Beglückung ſtammende Ratloſigkeit.

Ratlos war der kleine, alte, vertrocknete Kapitän, deſſen Körperchen flach und dürr war, von Sonne und Wind und Meerſalz gebeizt und gedörrt wie ein getrockneter Stockfiſch. Und ratlos war die Magd, die Frau des zweiten Wächters, und der Wächter ſelbſt.

Als wir oben bei ihnen auf der Klippe ſtanden, ſchüttelten ſie uns abwechſelnd bald die linke, bald die rechte Hand mit ihren beiden Händen. Sie ſtreichelten den Kleiderſtoff an unſeren Schultern und Armen, und ſie lachten, und ſie bückten ſich, und ſie ſchlugen die Hände zuſammen, und ſie lachten wieder, und ſie ſprachen alle drei zu gleicher Zeit, und ſie lachten alle drei zu gleicher Zeit, und ſie ſchüttelten ſich ſelber gegenſeitig die Hände, denn es war ihnen ganz wunderbar, daß ſie zwei Lebende, wirkliche, lebende junge Männer an den Seilen emporgezogen hatten, ſie, die ſonſt während des ganzen Jahres nur das traurige Geſchäft zu verrichten hatten, Leichen von Schiffbrüchigen, die vorüberſchwammen, aufzufiſchen. Leichen waren ihre Menſchenbeſuche. Andere Beſucher kannten ſie kaum. Andere als tote Menſchen fanden ſich hier ſelten ein.

Im Frühjahr und im Herbſt, nur zweimal im Jahre, kam der Regierungsdampfer gefahren, der ihnen den Mundvorrat für das nächſte halbe Jahr in Kiſten ausſchiffte, und der alle Leuchttürme an der

Küſte zu verſorgen hatte. Aber dieſer Dampfer legte nur ein paar Stunden kurz an, und dann fuhr er weiter. Dann fiſchten die Einſamen wieder Leichen, wenn im Herbſt oder Frühjahr zu den Gezeiten ein unglücklicher Schoner oder ein ſegelnder Dreimaſter vom Orkan an die Klippe geſchleudert wurde. Sie hatten oft nur ein paar gellende Schreie oder ein paar Zurufe in der Nacht gehört und ſahen am nächſten Morgen Tote ſchwimmen, Menſchenleichen, und vielleicht nur noch ein paar Schiffsbretter.

Dieſe Klippe war ein Unglücksblock, düſter umſtanden von jahrhundertealten Schreckniſſen. Und der Rieſenblock erzitterte immer. So ungeheuerlich war der Meeresdruck hier, daß der große Felſenwürfel Tag und Nacht bebte.

Mir aber ſchien es, als hätten die Wellen den Felſen eben erſt hergetragen und als könnten ſie ihn gleich wieder fortheben, denn ich war auch eben erſt hergetragen worden, und ich hatte meinen Standplatz noch nicht begriffen. So neu und fremd war alles um mich, daß das Leben mir hier wie ein Spuk vorkam, und hundert Verwandlungsmöglichkeiten ſchienen mir möglich.

Ich ſelbſt fühlte mich ratlos. Der weite Ausblick rundum war ſchwindelerregend, denn wo ich hinſchaute, war ein Abgrund.

Die Kuh im Stall brüllte unausgeſetzt, ſeit wir gekommen waren. Und aus einer Felſenſpalte krähte der Haushahn unausgeſetzt, der dort mit ſeinen Hennen lebte. Die Tiere begrüßten uns wie die Menſchen verwirrt und aufgeregt.

Es waren da keine Bäume über unſeren Köpfen, kein Grashalm am Wege. Nichts Vermittelndes zwiſchen Himmel und Erde. Nur die glatte geſchliffene Felſenplatte zu Füßen und darüber unendliche Luft.

Die Felſenfläche war nicht größer als ein kleiner Dorfmarktplatz. Aber die Häuſer fehlten. Nur der Meereswind kam pfeilgerade über den Platz. Kam und ging. Und draußen im Waſſer ſtand hie und da eine Meereswelle aufrecht und bäumte ſich gegen eine andere Welle, und beide bildeten zuſammen einen weißen Palmbaum aus Schaum. Dort im Meer waren dann die unterirdiſchen Klippen, an denen die Schiffe ſo leicht zerſchellten.

Bei den Leuten hier auf der Klippe mußten wir übernachten. Es war gegen ſechs Uhr abends, als wir angekommen waren, und wir hätten nicht mehr genug Segelwind gefunden, um die Küſte zu erreichen. Auch wäre es zu dunkel in den Inſelgaſſen geworden, und wir hätten vielleicht nicht zurückgefunden.

Wir gingen zum Haus hin, und ich hatte bei jedem Schritt das Gefühl, als wenn wir ins Meer fallen könnten. Denn das Meer, das ſo rieſenhaft ringsum lag, übte eine mächtige Anziehung aus von allen Seiten. Am liebſten hätte man ſich flach auf die Steinfläche gelegt und mit dem Geſicht in den Himmel geſehen, um von dem Schwindelgefühl frei zu werden.

Wir hatten vorher im Boot das Rauſchen des Meeres als einen wohltuenden Rhythmus empfunden.

Und erſt als die Inſel, auf der wir jetzt waren, uns näher gekommen war, waren wir aufgeſtört worden durch den betäubenden Lärm, durch den Giſcht und die überſtürzende Flut, durch die waſchenden Wellen und ihren donnernden Anprall und durch das gurgelnde Getoſe der Brandung, das uns mit ſeinem ohrenbetäubenden Lärm mehr und mehr umfing.

Vermittelſt eines Sprachrohres hatten die Leute von der Klippe oben zu uns ins Boot hinuntergeſchrieen. Und auch jetzt, oben angekommen, konnte man nicht reden, ſondern man mußte ſchreien und lachen. Man ſchrie und lachte mit dem Höllenlärm rundum. Erſt als im Haus die Türen geſchloſſen waren, wurde es möglich, die Menſchenworte zu verſtehen.

Der kleine lebhafte, ganz vertrocknete Kapitän plauderte mit uns zärtlich und kindiſch vergnügt, wie ein Knabe, dem man zwei junge Katzen geſchenkt hatte. Und er ſchob in ſeinem Zimmer viele Stühle an den Tiſch, ſo viele Stühle als er hatte, als wären nicht bloß zwei Menſchen, ſondern wenigſtens das halbe Fjellbacka zu ihm gekommen.

„Die Einſamkeit hat ihn etwas närriſch gemacht, den Alten," ſagte der junge Schwede zu mir, und er bot dem Kapitän von ſeinen Zigarren an. Beim Rauch der Zigarre begann der Alte gleich von ſeinen Reiſen nach Weſtindien und von Havanna zu erzählen. Und er erzählte, er wäre auch viele Male im „echten" Indien geweſen, in Bombay, in Kalkutta und Colombo. Und er war oft in China, in Java und Auſtralien geweſen und viele Male rund um

Afrika und rund um Kap Horn in Südamerika, war teils mit großen Segelbooten, teils mit Laſtdampfern gefahren. Er kannte alle Küſten der Erde.

Er war auf allen Weltmeeren mit Dutzenden von Schiffen herumgetanzt, und er konnte jetzt noch nicht ſtillſitzen. Trotzdem er ſchon zehn Jahre auf dieſer Klippe lebte, um ſeine alten Tage nützlich zu verwenden, hatte er doch nicht Ruhe lieben gelernt. Seine Zunge ſtand ſo wenig ſtill wie ſeine Beine, und nur ſeine Hände ſteckten nach alter Seemannsgewohnheit in den Taſchen.

Vierzehn Schiffbrüche hatte er mitgemacht. Vier eigene Schiffe hatte er verloren, und jetzt war er arm wie der Meerwind. Er hatte auf Anſuchen dieſe armſelige Stellung von der Regierung bekommen und war jetzt Feuerturmwächter hier draußen auf dem letzten bewohnten Klippenſtein im Skagerak. Und weil er die Unruhe liebte, liebte er auch den Meereslärm, der hier rund um die Steine war, und er hörte den Lärm ſchon faſt gar nicht mehr.

Obwohl bei jedem Tür- und Fenſteröffnen das Meeresgeſchrei hereinſtürzte, als wenn draußen ein ewiger Mord und Totſchlag wäre, war es ihm doch in den Zimmern oft zu ſtill, und er hatte ſich deshalb eine Unzahl von laut tickender Uhren angeſchafft. Er ſchien ſeinen Jahresgehalt für den Einkauf neuer großer Standuhren auszugeben. Die Wände waren voll von Standuhren, und dieſe tickten alle zu gleicher Zeit, und ihr Räderwerk ſchnurrte durcheinander. Und der Kapitän hatte ſeine Freude daran in ſeiner Einſamkeit, die Uhren ſchlagen zu laſſen, ihre Ge-

wichte aufzuziehen und ihre Zeiten miteinander zu vergleichen.

Mir aber war vor den vielen lauten Uhren, als wenn da Katzen an den Wänden säßen und schnurrten, und im dämmerigen Abend sahen auch alle die vielen weißen Zifferblätter weißen dickbackigen Katzengesichtern ähnlich.

Die Magd brachte zum Abend einen gekochten mächtigen Hummer und geräucherte Fische, gesalzene Fische und gekochte Fische und eine Schüssel voll mit dampfenden Kartoffeln. Aber in der vollständig geruchlosen Luft hier draußen im Meere, wo kein Halm und kein Laub und kein grünendes Maienholz duftete, und Häuser und Menschen vom Wind stündlich ausgepeitscht wurden, so daß kein Geruch an den Kleidern und den Wänden haften blieb, dufteten auch die Speisen nicht.

Es roch während der Mahlzeit nicht nach Fisch und roch nicht nach Kartoffeln, und es roch auch nicht nach Zigarren, wenn man rauchte. Und man hatte das Gefühl, als wären die angerichteten Speisen alle nur Schaugerichte aus Pappendeckel, wie man solche auf der Bühne in Theaterstücken verwendet. Man merkte nur auf der Zunge, ob man etwas Warmes oder etwas Kaltes hinunterschluckte. Der Geschmack aber war gleich null.

Der warme Kaffee schmeckte wie warmes Wasser, die kalte Milch wie kaltes Wasser. Der Branntwein brannte und gesalzenes Fleisch und Fisch unterschieden sich nur durch den stärkeren oder schwächeren Salzgeschmack. Man aß und schmeckte nichts und

war eigentlich um einen Lebenssinn, den Geschmackssinn, betrogen. Man horchte und hörte nur Lärm, immer wieder Lärm, nie einen gesteigerten und nie einen verminderten Lärm. Man horchte auf den unendlich vielen Lärm und hörte doch nichts und kam sich vor wie einer, der an beständigem Ohrensausen leidet. So war man wieder um einen Sinn genarrt, um das Gehör.

Trat man an ein Fenster, da sah man draußen nichts als eine Linie zwischen Wasser und Himmel. Und trat man an ein zweites Fenster und sah nach einer anderen Himmelsrichtung, so sah man wieder nichts als dieselbe Linie, und so war es bei jeder Himmelsrichtung. Man sah nichts als eine Linie zwischen einer dunklen Leere und einer etwas helleren Leere hingezogen. Und man wußte nicht, was man am Fenster mit den Augen anfangen sollte, und warum die Fenster Scheiben hatten und hinaussahen. Und man mußte einsehen, man war auch noch um den dritten Sinn hier bestohlen, um das Gesicht. Denn, so weit man auch die Augen und die Fenster aufriß, man sah nur immer wieder eine zweifache Leere und in deren Mitte eine einzige dünne Linie.

Da auch die Steine vor der Türe keinen Duft hatten, so schienen hier alle Sinne überflüssig zu sein. Man hätte ebenso gut als Leichnam hier ankommen können. Man hätte nichts dabei verloren. Denn alle Sinne gingen hier leer aus. Das Menschenleben ist hier draußen überflüssig! Das schien der Höllenlärm rundum jedem Ankömmling zuzuschreien. Hier wollen nur Wasser, Luft, Sonne

und Stein zuſammenkommen! So ſchrie es aus dem Trubel und aus dem vielfachen Echo und Getöſe der Brandung und des Windes.

Und man wird verſtehen, daß die Menſchen hier alle etwas verrückt wurden, wenn ſie lange auf dem Inſelſtein blieben. Sie mußten deshalb abgelöſt werden. Sonſt löſten ſie ſich eines Tages ſelbſt ab und ſtürzten ſich im Irrſinn von der Klippe hinunter in das Meergeſchrei, um nur einmal zu verſuchen, ob ſie dieſen Lärm nicht überſchreien könnten, auch wenn ſie ihr Leben dabei einſetzten. Und ſiehe, der Lärm hörte plötzlich dann in ihnen auf und wich einer lang erſehnten tiefen Stille.

Aber bis die Menſchen dazu kamen, ſagten ſie ſich dort alle immer vor, daß ſie den Lärm nicht hörten. Aber das ſagten ſie nur, weil ſie den Lärm hören mußten und ihm nirgends ausweichen konnten. Der Meerlärm war tags mit ihnen um ihre Arbeit und ſetzte ſich mit ihnen zu Tiſch und legte ſich mit ihnen zu Bett, und es gab für ſie keine Nachtruhe. Wenn die Leute hier ſchliefen, war der Lärm doch in ihren Ohren, und die Ohren durften nie ſchlafen. Und der Lärm zerrüttete allmählich die Gehirne, ſo wie die Brandung mit der Zeit Felſenblöcke abſprengte.

Da in den Holzſtuben des Hauſes wenig Raum war, hatten dort keine Betten Platz, wie in anderen Häuſern, und man ſchlief in großen Schubladen, die unter Schränken nachts herausgezogen wurden, und worin nur die Hälfte des Körpers Ruhe hatte. Und es ſah aus, als meinte man, weil der Lärm den Geiſt

nur zur Hälfte ſchlafen ließ, ſollte auch der Körper nur ein halbes Bett haben.

Ich konnte mich in jener Nacht mit meiner Lagerſtelle nicht in Frieden auseinanderſetzen, und ich lag mit offenen Augen und horchte neben dem Meeresgeräuſch noch auf die vielen irrſinnig tickenden Uhren, die im Zimmer und hinter den Wänden ihre Pendel raſtlos arbeiten ließen. Als müßten ſie hier die Zeiten anfertigen, die über das Weltall verteilt werden ſollten, ſo arbeiteten alle Uhrenpendel haſtig tickend darauf los.

Die Frühlingsnächte waren bereits hell hier oben im Norden. Aber das hatte ich an der Küſte im Pfarrhauſe, wo der dunkle Granit den hellen Nachthimmel nicht widerſpiegelte, noch nicht auffallend bemerkt. Hier draußen aber im Meer, wo Waſſer und Himmel ſich beleuchteten, blieb es während der ganzen Nacht bereits ſo hell, daß man um Mitternacht am Fenſter hätte leſen können.

Da ich nicht ſchlafen konnte, ſtand ich aus meiner Schublade in jeder Stunde ein paarmal auf und ſetzte mich an eines der Fenſter. Der Himmel war gelbgrünlich, ſo wie die Blätter der Pflanzen leuchten, die in Kellern gewachſen ſind. Die Sonne war im Norden um zwölf Uhr nachts im Meeresrand ein wenig untergetaucht. Aber es blieb ſo hell dort, als ſähe man die Sonne blaß unterm Waſſer liegen. Und um halb ein Uhr kam die Sonne ſchon wieder wie eine große Elfenbeinkugel aus dem Meer empor. Übernächtig und leblos ſah ſie aus und glich mehr einem Klumpen Teig, einem großen Mondleib, und

zeigte nichts von ihrer ſonſtigen Herrlichkeit. Sie ſchien von allem Licht entkleidet zu ſein und lag kahl und verlaſſen da draußen, als bettelte ſie ſelbſt um Licht.

Eine Stunde ſpäter entzündete ſie ſich ganz allmählich. Aber der Himmel blieb noch lange hellgrün, als müßte er den Klippenſteinen nachts hier draußen im Meer den grünen Schein der Küſtenwälder erſetzen, das Grün jener Wälder und Bäume, nach denen die Steine im Frühling zu hungern ſchienen, das Grün, das ihnen die Sonne nicht geben konnte.

Wohl ſind die Nächte hell im Norden, und man ſpricht viel von ihrer Schönheit, aber mir ſchienen ſie immer krankhaft, jene hellen Nächte, nicht wie eine Verſchönerung, ſondern wie eine Entſtellung der Natur. Sie waren wie Einäugige traurig anzuſehen. Man bekam nicht den vollen Blick, ſondern nur einen halb lebenden, halb getöteten Blick vom Licht dieſer hellen Nächte. Man erlebte ſich ſelbſt in dieſer halben Helle als ein Zwiſchending von Wirklichkeit und Unwirklichkeit. Man ſaß nicht ruhig in ſeinem Körper. Man konnte ſich aber auch nicht ſtark im Geiſt erheben, da man von dem hinſchmachtenden Licht in ſeinen innerſten Kräften unſicher gemacht wurde.

Ich wünſchte oft die Dunkelheit herbei. Ich kann mir gut vorſtellen, daß die Berſerkerwut, die früher unverſehens bei den nordiſchen Völkern einzeln und in Maſſen ausbrach, und daß auch der große Wanderzug, der die Normannen bis zum Mittelmeer nach Sizilien und nach Island und nach Nordamerika

getrieben hat, von den hellen Nächten angeregt wurde, die keine Ruhe geben, und die nach den langen Winternächten mit übermäßigem Lichtbesitz auch übermäßigem Machtbesitz vorspiegelten und die Männer in die Meerräume hinauslockten, wo das Gold der Welt und nicht die Sonne jene Nächte aufzuhellen schien.

Am nächsten Morgen rückte der kleine vertrocknete Kapitän, während er alle seine Uhren aufzog, mit dem Wunsch heraus, einmal wieder eine Kirche besuchen zu dürfen. Es war Sonnabend, und wir verstanden, daß er gerne mit uns hinüber zur Küste segeln wollte.

Wir dachten nicht weiter darüber nach, ob ihm auch noch etwas anderes zur Fahrt nach der Küste locken könnte, und der junge Schwede sagte zu mir:

„Wenn der Kapitän mitfahren will, dann ist es nicht nötig, daß wir gleich in den Vormittagsstunden zurückkehren. Dann können wir auch erst nachmittags fahren. Und sollte der Wind abflauen, dann wird der Kapitän, der ein ausgezeichneter Ruderer ist, uns beim Rudern helfen, und wir brauchen nicht zu befürchten, von der Nacht überrascht zu werden.

Den Vormittag können wir dann damit ausfüllen, daß wir erst noch hinaus nach den letzten Inselsteinen eine kleine Segelfahrt wagen. Es sind da Steine draußen im Skagerak, wo keine Menschen wohnen, aber wo Tausende von Möwen jetzt nisten."

Wir segelten dann in den Morgenstunden über das blauschwarze Morgenmeer, das uns mit weiß-

köpfigen kleinen Wellen entgegengeſchwommen kam. Es war, als zeigte jede Welle ein blankes Gebiß.

Das Boot glitt ſpielend in die Waſſertäler und wurde auf halber Talfahrt ſchon wieder von einem Waſſerberg, der unter ihm anwuchs, in die Luft gehoben, und das Aufſteigen und Verſinken des Waſſers wurde immer mächtiger, je weiter wir hinauskamen in den offenen Skagerak. Das Meer überſpritzte uns, und wir kamen in die Nähe von hohen aufſprudelnden Wellenſpringbrunnen, die ſich über unterirdiſchen Klippen wie Geiſire weißſchäumend aufbäumten.

Aber es war ſeltſam: je mehr Gefahren da ringsum wurden, und je weiter wir vom letzten bewohnten Klippenſtein fortkamen, deſto ruhiger und gefahrloſer, einfacher und natürlicher fühlte ſich mein Herz werden. Die Allmacht des Meerelementes ſchien eins geworden mit der Unergründlichkeit meines eigenen Weſens. Und der Weg des Bootes ſchien mir ebener, weil mir der Weg des Meeres ebener, unverfälſchter und unverdorbener vorkam, je weiter ich mich von den Irrſinnigkeiten des verfälſchten Menſchenlebens entfernte.

Die Magd hatte uns ein paar hartgeſottene Eier, Salz und Zwieback mitgegeben. Das Frühſtück wollten wir, wenn wir auf einer der Inſeln gelandet waren, verzehren. Aber wir wußten nicht, wohin wir uns wenden ſollten. Die Inſeln, die da aus dem Meere ſahen, waren keine Anhöhen, keine Klippen, ſondern lagen wie flache große Steinlinſen, jede in einem weißen Brandungskranz.

Der Schwede kannte den Weg nicht und hatte

noch nicht hier draußen gesegelt. So kreuzten wir ziellos, und das Meer erschien mir, je höher die Sonne stieg, die es blauer färbte, wie ein stahlblauer Garten, in welchem die Brandungen wie rauschende weiße Blütenbäume standen. Weißen Palmen ähnlich, schäumten die verschiedenen Meerspringbrunnen über den unterirdischen Klippen, und um die Inseln ereiferten sich die Schaumwellen und waren ähnlich wirren weißblühenden Hecken.

Immer vertraulicher wurde mir des Meeres Anblick. Der weite Morgenäther war mir wie ein altbekanntes Hausinnere, und das heilige Meer war wie ein altbekannter jauchzender unendlicher Garten. Das Boot wiegte uns zwischen der Lust der Gefahr und der Lust des unendlichen Friedens.

Es war eine Fahrt durch unwirkliches Leben, denn die Größen der Gefahren verflüchtigten das wirkliche Dasein derart, daß man sich über Tod und Leben gleichmäßig erhaben fühlen mußte.

Von der Küste sahen wir kaum einen Nebelrand, und die Klippe, auf der wir übernachtet hatten, war nur als ein weißes Schaumpünktchen fern im schwarzblauen Meer zu sehen. Wäre unser Boot in einen Meerstrudel gekommen, deren es viele rundum gab, so wären wir im Kreis getrieben, mit dem Boot eingesogen worden und verschwunden wie ein Bissen in der Gurgel eines Tieres. Nirgends hätte man es bemerkt, und niemand hätte Rettung bringen können.

Aber darüber dachten wir kaum sekundenweise nach. Das Meer hatte uns eingeladen, und wir

fühlten uns als sein Gast, und wir genossen das Bewußtsein der Gefahr und waren ganz Aug' und Ohr für die Meerfestlichkeit ringsum.

Endlich näherten wir uns einer der Inseln, nachdem wir eine Lücke in der umgebenden Brandung entdeckt hatten, eine Lücke in der weißen Schaumhecke, wo das Wasser stiller war. Es war schwierig, das Boot zu befestigen. Nachdem wir ans Land gesprungen waren, drohte uns die Möglichkeit, daß die zerrenden Wassermassen das Bootseil, auf das wir ein paar Steine gelegt hatten, lockern würden. Und wir mußten uns bei jedem Schritt auf dem kleinen Eiland immer wieder nach unserem Bootsmast umsehen, ob er noch zu sehen war, oder ob das Meer das Boot vielleicht schon fortgetrieben hatte. Es war das kein angenehmer Gedanke, hier ohne Boot ausgesetzt zu sein, auf der Insel, die nur wie ein ovaler Steinfußboden ohne Erhebung und ohne Schutzwand platt wie ein etwas buckeliger, zerbeulter Zinnteller flach in der Wasserwüste lag und bei Sturm im Meer verschwand.

Schon als wir uns der Insel näherten, hatte sich ein Klagegeschrei erhoben, und viele Möwen waren fortgeschossen. Jetzt aber bei unserem ersten Schritt auf dem Stein brauste plötzlich die Luft um unsere Köpfe, als schlüge der Meerschaum haushoch und weißflockig wie ein dickes Schneegestöber über uns zusammen. Es waren Tausende der brütenden Möwenpärchen, die aufflogen, und ihr Geschrei war wie das von tausend Klageweibern. Sie blieben wie ein flatterndes, kreischen-

des und rauſchendes großes Federgeſpenſt alle zuſammen oben im Äther über der Inſel hängen. Sie ächzten und ſtöhnten. Sie verfluchten uns und beſchworen uns, ſie flehten und jammerten. Sie ſtießen gellende langgedehnte Angſtſchreie aus. Sie beſchworen das Meer und die Wolken, uns Eindringlinge zu vernichten.

Niemals, ſo lange Möwen hier gebrütet hatten, waren zwei Menſchentiere aus dem Meer hier auf das Eiland gekommen. Es war, als verhexten wir ihren Urweltfrieden, an dem nie gerüttelt wurde, ſo lange Möwen denken konnten.

In den langen, nur handtiefen Riſſen und Sprüngen, die ſich über die Inſelplatte hinzogen, hatten die Möwenſcharen dort in den getrockneten Tang unzählige, unauffällige, graugrüne Eier gelegt. Die tauſend Mütter, die da, abwechſelnd mit den tauſend Vätern, gebrütet hatten, beſprachen ſich jetzt über uns im Himmel unausgeſetzt fliegend und durcheinanderkreiſchend in dichtem Knäuel, und beſprachen alles, was wir taten.

Sie ſahen uns beim Frühſtücken und beim ſchnellen Baden zu. Und als wir dann auf den ſonnengewärmten Steinplatten auf dem Rücken lagen und uns von der Sonne trocknen ließen, da erſt ließen ſich die Aufgeſcheuchten in Gruppen bei uns nieder. Denn daß wir uns ſonnen wollten, verſtanden ſie. Das taten die Seehunde manchmal auch, wenn einer aus dem Meer ſtieg und zu ihnen auf die Steine gerutſcht kam und mit offenen Augen ſchlief, bis der Mittag vorüber war.

Wie ich dann Mövenpärchen bei Pärchen all die ſilbergrauen ſchönen Vögel beieinander ſitzen ſah, da fühlte ich, daß wir Menſchen uns nicht ſo gut auf das Glück verſtehen wie die Tiere. Jeder Vogel, jeder männliche, wenn er liebesreif wird, ſucht ſich ſein Weibchen, und ein wenig Tang in einer Felſenſpalte genügt ihnen für das ganze Leben als Brutplatz. Und die Möwenfrau und der Möwenmann brüten beide abwechſelnd, und beide lehren ſpäter den jungen Möwenkindern zu fliegen und Fiſche zu fangen. Wie einfach iſt das!

Aber welch eine Unwelt von Hinderniſſen wiſſen die Menſchen dagegen vor ihrem Liebesglück aufzubauen! Eine Hölle von Unnotwendigkeiten ſetzen ſie ſich in den Weg, die das Lebensglück ſchwächt, das in der höchſten Lebenseinfachheit am edelſten und reichſten ſich darbieten will. —

Die Steinfläche, auf der wir uns befanden, wurde bei hohen Stürmen von den großen Wellen überrollt, und es konnte ſich auch im Sommer ereignen, daß bei plötzlichen Wetterſtürzen der Seegang mächtig hoch wurde, ſo daß die brütenden Möwen fliehen und ihre Eier im Stiche laſſen mußten.

Am Himmel waren viele Wolken aufgeſtiegen, und trotzdem wir heute nichts Ähnliches befürchteten, konnten wir uns doch nicht einiger Unruhe erwehren. Das Klagegeſchrei der Möwenmütter war in uns ſo tief eingedrungen, daß wir am liebſten mitgeklagt hätten. Es war, als könnten uns die Schreie allmählich ſelber in Möwen verwandeln; und wäre

plötzlich jeder von uns ein weißer Vogel geworden, es hätte uns nicht erstaunt. Im Geist flogen wir mit den Scharen immer über dem Inselstein hin und her und schrieen mit.

Derart verhexend wirkte in der Meereinsamkeit die Aufregung auf dem Möwenbrutplatz, daß wir beinahe Unruhe hatten, unsere Vernunft für immer verlieren zu können. Denn verwirrend und irremachend war das Angstgeschrei und das Geächze und das Gestöhne, das aus den Rissen und Steinspalten zu uns kam. Wir wußten zwar, daß dort Vögel versteckt saßen, aber es klang, als seufze und stöhne die sich grämende Brutstätte selbst, und wir eilten endlich, fortzukommen von dem Stein, auf dem wir von tausend Verwünschungen überschüttet wurden.

Zurückgekommen nach Väderbod, nahmen wir dort den Kapitän ins Boot, der uns gleich zurief, es würde heute noch schlechtes Wetter geben. Zugleich donnerte es schon draußen am Meeresrand.

Der Wind war günstig, und wir segelten stundenlang eiligst der Küste zu. Einige dunkle Wolken holten uns aber doch ein und sandten uns einige kurze Regenschauer auf den Rücken. Wir erzählten unterwegs dem Kapitän, daß wir vorhin auf einer der Möweninseln mit dem Segelboot angelegt hatten.

Der Meergreis schüttelte mißmutig den Kopf und meinte, das hätten wir nicht tun sollen. Die Brutplätze darf man nicht stören. Das sind heilige Plätze, sagte er, und außerdem ist es mit so viel Gefahr verbunden, auf jenen Inselflecken zu landen und loszukommen, daß deshalb schon niemals einer dort hingeht.

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie dort landen wollten, hätte ich Sie vorher gewarnt. Denn die Tiere wollen, wenn sie in Familie sind, allein sein und mögen bei ihren Wochenbetten keine Menschen sehen.“

Der Kapitän, als er dies sprach, stellte Menschen und Tiere ganz selbstverständlich auf gleiche Vernunftsstufe. So wie es die Leute, die viel im einsam Freien leben, zu tun gewohnt sind, und wie es auch das Natürliche ist.

„Ich freue mich,“ hatte der junge Schwede zu mir gesagt, „den Kapitän ans Land bringen zu können. Er hat seit zwei Jahren die Küste nicht mehr besucht. Und er roch nur manchmal den Frühling auf seiner Klippe draußen, wenn zufällig ein scharfer Ostwind vom Lande wehte, der über alle Wälder Schwedens gegangen war.“

Der Alte wurde, je mehr wir uns den Inselgassen näherten, schweigsam und schnupperte immer mit der Nase in die Luft. Er roch Land. Und als der Wind im Abend abflaute, rührte er unermüdlich die Ruder und wollte sich nicht ablösen lassen.

Wie eng und still kam uns das Meer in den Inselgassen vor! Wie wohlbekannte Gänge in einer Stadtwohnung, in die man abends heimkommt nach einem Tagesausflug. Das Wasser lag im Abendlicht goldgelb ausgegossen. Auf einem Stein saß, wie ein einzelner Mann, ein großer dunkler Seeadler. Er ruckte mit dem Kopfe hin und her und hob sich mit den dunklen Schultern vom hellgelben Himmel ab.

„Ich wohne hier,“ meinte der Adler. „Ich bin hier

zu Hauſe," ſagte er mit ſeinem Kopfnicken. „Wir wiſſen es ſchon auf allen Inſeln," fuhr er fort, „ihr habt die Möwen draußen geſtört. Hui, hui, wer wird die Brutſtätten betreten!" Und die Luft durchfegend flog er fort.

Die dunklen Felſen in den Gaſſen ſahen uns tiefgründig an. Und eine Steinwand ſagte zur anderen: „Habt ihr den Donner heute nachmittag draußen gehört? Die da vorüberfahren, die haben die Brutſtätten geſtört! Die Möwen haben es überall hin ausgeſchrieen. Bis zu den Wolken haben ſie gerufen. Und beinahe wäre Wetterſturz und Sturm gekommen. Aber dann nahmen die beiden Jungen den Alten mit ins Boot, und dadurch waren ſie geſchützt vor jedem Unwetter. Der Alte iſt heilig wie die Brutſtätten. Er iſt ein alter Freund dem Meer und allem, was in und um das Meer iſt."

In einer anderen größeren Gaſſe, wo das Meer immer noch goldig war, weil die Felswände weiter auseinander lagen, da hörten wir plötzlich zwei ſchrille Pfiffe. Hundert Schritte vom Boot entfernt waren in der Goldfläche des Waſſers zwei Köpfe aufgetaucht, zwei dunkle menſchenähnliche Köpfe.

„Seehunde!" flüſterte der junge Schwede. Und der alte Kapitän nickte vergnügt und ruderte. Wieder ein blitzartiger Pfiff, und die beiden Seehundköpfe verſchwanden.

„Hm, hm," ſagte der Kapitän, „daß ſie ſich ſo weit hereinwagen heute, die Seehunde! Die halten ſich doch ſonſt immer draußen bei den Möwenbrut-

ſtätten auf!" Und er ſchüttelte verwundert den Kopf. Es war, als kannte er jedes Tier hier im Meer im Umkreis um ſeine Klippe.

„Die beiden Burſchen ſind uns nachgeſchwommen," ſagte er endlich nach einer Weile wieder. „Seehunde ſind neugierig. Sie haben mich ſeit zwei Jahren nicht ans Land fahren ſehen und mußten ſich überzeugen, ob es wahr iſt, daß ich ans Land ſegle. Denn alle Inſeln wiſſen es wohl bereits, daß ich ans Land will, und daß Sie beide die Möwenbrutſtätten geſtört haben, das wiſſen auch ſchon alle hier herum."

Der Alte lachte gutmütig und nickte, als wollte er noch viel mehr erzählen. Aber er mußte jetzt öfters in ſeine Hände ſpucken, um die Ruder feſter zu packen, und da blieb ihm nicht allzuviel Atem zum Erzählen übrig.

In Fjellbacka, am Land, ſchüttelte der kleine Greis uns die Hand und ſagte, er würde hier bei Freunden übernachten und käme morgen zum Sonntag in die Kirche und ins Pfarrhaus.

Und das tat er auch. Am nächſten Mittag kam der Kapitän zum Pfarrhaus getrollt. Der junge Schwede hatte ſeinem Vater von unſerer Fahrt erzählt. Dieſer kannte den Alten längſt. Als der Pfarrer zugleich hörte, daß wir eine Möwenbrutſtätte aufgeſucht hatten, wurde auch er plötzlich ganz ernſt und ſchüttelte verwundert den Kopf.

Da kam ich mir mit einemmal ganz unwiſſend vor und hatte das Gefühl, als wären wir, der Schwede

und ich, gestern, als wir auf jener Insel bei den Möwenmüttern im Boot angelegt hatten, wie zwei täppische junge Jagdhunde gewesen, die in ein Zimmer hereinspringen und nicht wissen, wo sie sind, und friedliche Leute erschrecken.

Der alte Pfarrer sagte: „Brutstätten darf man nicht stören. Das tut man nicht." Und als ich ihn fragte, was uns hätte geschehen können, sagte er kurz: „Das weiß ich nicht. Aber die Leute im Lande, die Fischer, behaupten, es störe die Seefahrt und den Fischfang."

„Wir sind auch schon gestraft worden," sagte der junge Schwede. „Wir haben zuerst Angst vor einem Unwetter gehabt, und auf der zweiten Hälfte des Weges schlief der Wind ganz plötzlich ein, und wir haben rudern müssen, und wenn der alte Kapitän nicht mitgerudert hätte, würden wir das Land zum Abend nicht erreicht haben und hätten zur Nacht auf dem Wasser liegen müssen."

Und ich mußte viel darüber nachdenken. Wenn man durch einen Kanonenschuß in den Himmel versucht — und es auch erreicht hat —, Wolken und Gewitter zu erzeugen, so, sagte ich mir, konnte auch die unendliche Masse Möwen, die über unseren Häuptern mit kreisendem Flug stundenlang im höchsten Äther gelärmt und mit den Flügeln geschlagen hatten, recht wohl in dem schwülen Maienmittag ein Gewitter erzeugt haben. Denn um uns fortzuscheuchen, schrien die Möwen ganz besondere Rufe, Ketten von wirbelnden Rufen. Es hörte sich an, als rauschte ein lärmendes Feuer mit spitzen Stichflammen in den Himmel, so heftig

war das Pfeifen und Flügelschlagen zur Mittagsstunde im Luftkreis über uns gewesen.

Und ich sagte mir weiter, wir werden von Haus aus als zu schlechte Nachbarn der Tiere, Pflanzen und Mitwelt erzogen. Wir lernen vielen Kram, aber wir lernen nicht, freundlich und geduldig die Lebensgewohnheiten der Tiere im Auge zu haben, wie Gewohnheiten unserer Hausnachbarn, die wir achten sollen. Wir sind nur Kameraden mit den Menschen, aber nicht Kameraden mit dem Weltallleben. Und wie reich, innig und festlich wäre unser Dasein, wenn wir verständige Kameraden allen Leben würden und nicht in unserer Unvernunft und unserer Ungeduld uns verleiten ließen, uns höherstehender vorzukommen als Tiere und Pflanzen. Solcher Hochmut ist unfruchtbar und unkameradschaftlich und läßt uns Menschen in den Augen des übrigen Weltalls lächerlich und beschränkt erscheinen.

Wie roh und beschränkt müssen wir beide den Möwen vorgekommen sein, als wir nicht die einfachsten Anstandsgesetze achteten und Mütter, welche Kinder zur Welt brüteten, in ihren Wochenstuben aufstörten. Wir taten, als wenn die Lebenserzeugung nur bei den Menschen die Mütter im schwangeren Zustand heilig spräche. Als ob die Tiermütter in demselben Zustand nicht auch heilig zu sprechen wären von unserer aller Schöpferkraft, die allen Handlungen bestimmte Grundgesetze vorgeschrieben hat.

Ich mußte noch den ganzen Sonntag über dieses letzte Ereignis nachdenken. — Der alte Kapitän war vom Pfarrer zu Tisch geladen worden, und er saß

mir da bei Tiſch gegenüber wie ein lebender Vorwurf meiner geſtrigen Gedankenloſigkeit. Er ſprach aber nicht von geſtern und dachte auch ſicher kaum noch an unſer Verſehen. Aber mein Herz ließ nicht los, mit ihm im ſtillen darüber zu ſprechen.

Und er antwortete mir vieles im ſtillen zurück, der kleine vertrocknete mumienhafte Kapitän. Äußerlich aber befand er ſich mit ſich wie in einem Sturm. Zwei Jahre hatte er kein grünes Blatt und keinen grünen Halm geſehen. Zwei Jahre hatte er keine Stille in ſeinen Ohren genoſſen.

Er ſagte nach dem Eſſen zum Pfarrer, er wäre gekommen, um die Nachmittagskirche zu beſuchen. Und er ging vom Tiſch fort und murmelte noch etwas. Die Glocke läutete dann, und als alle zur Kirche gegangen waren und ich in den Garten ging, um mich am Gartenende mit einem Buch auf die Moosbank zu ſetzen, ſtaunte ich über die ab- und zufliegenden Elſtern, die in den Erlenbäumen an der Südſeite des Gartens gar keine Ruhe gaben. Auch ſah ich über den langen Gartenweg mehr Eichhörnchen als ſonſt den Weg kreuzen. Auch die wilden Bienen ſummten heftiger unter den eben erblühten Apfelbäumen und über den Köpfen der hochgeſchoſſenen Pfingſtroſen.

Etwas war nicht in Ordnung im Garten. Nun kamen mir auch die drei Katzen des Hauſes entgegen, die weiße, die ſchwarze und die graue. Sie gingen nicht, ſie ſtrichen, hohe Buckel machend, an den Stämmchen der jungen Bäume hin und hopſten nach rückwärts. Sie waren alſo beſonders vergnügt

und zufrieden. Wären junge Vögel irgendwo gelegen, die aus dem Neſt gefallen waren, und hätten dieſe die Katzen angelockt, ſo wäre ihr Gang geduckt, zielbewußter und bei meinem Anblick ſcheu und beſtürzt geweſen. Aber die drei Katzen gingen nur gemütlich ſpazieren, erzählten mir aber irgend etwas, das ich mit meinem innerſten Ohr noch nicht deutlich hörte, weil ich noch zu überraſcht war.

Das Auge muß fühlen und nicht bloß ſehen, wenn man mit dem Weltalleben Gedankenſprache austauſchen will. Die eigenen Wünſche müſſen verſtummen können. So wie man nicht ohne Übung fremde Sprachen ſprechen kann, ſo muß man auch im Weltallverkehr ein wenig unauffällig Selbſtzucht an ſich üben. Aber nicht mehr, als man braucht, um telephonieren zu lernen.

Ich ging zur Moosbank hin und ſetzte mich und wollte leſen, aber die Elſtern flogen zu und flogen fort, doch nicht ängſtlich und auch nicht aufgebracht. Nur unterhaltſam, als wären ſie in angeregteſtem Geſpräch.

Nun jagte auch ein großer weißer Vogel tief über den Garten, eine Möwe. Das war ſelten, daß im Sommer eine Möwe ſo weit ins Land hereinflog. Und ich mußte an die Seehunde denken, die geſtern neugierig dem alten Kapitän nachgeſchwommen waren. War nun auch dieſe Möwe ihm neugierig nachgeflogen?

Nach einer Weile ging ich an den roten Pfingſtroſen vorbei, und ein paar Goldkäfer, die an den Blüten hingen, blitzten mich goldgrün an, und ich mußte an die Fenſter des Klippenhauſes in jener

grünen Meernacht denken, in der der Himmel nicht dunkel wurde. Und ich mußte bei den Roſen an den purpurroten Tang denken, der draußen um die Möwenbrutſtätten in dickem Kranze ſchwamm.

Ich habe eine Weile ſo vor mich hingeträumt und dachte: Wie wunderbar einſchläfernd ſummen die Bienen! Wenn die Erde nicht ſo frühlingsfeucht wäre, müßte es gut ſein, hier im Garten auf einer Grasböſchung auf dem Rücken zu liegen, den blauen Himmel anzublinzeln und ſich von den Bienen einſchläfern zu laſſen.

Dann läutete es wieder von der Kirche her, und ich war erſtaunt, wie ſchnell die Zeit vergangen war. Die Kirche war aus. Aber daß Zeit vergangen war, das merkte ich nur an dem Gartenweg. Die Schatten der Bäume waren gewachſen, und der Weg ſah mich nicht mehr grell ſonnig an. Die Schatten zogen alle, länger geworden, ſichtbar nach einer Richtung quer über den Garten fort.

Im Pfarrhof bei den Stallgebäuden hörte ich dann die Bauernwagen von der fernen Kirche fortrollen, und der junge Schwede kam von ſeinem Zimmer herunter, wo er geraucht und Mittagsruhe gehalten hatte. Er ſtreckte unter der Haustüre ſeine Glieder und lachte und nickte mir zu.

„Der alte Kapitän wird genug Kirche heute bekommen haben," rief er. Und wir lachten und plauderten unter der Haustür ein wenig von dem alten Meerkauz.

Dann kam der alte Pfarrer, von einigen Männern der Gemeinde begleitet, in den Hof. Wir

fragten ihn, ob der Kapitän sich schon verabschiedet habe, weil wir ihn nicht sahen.

„Ach nein," lachte der alte Herr gutmütig, „er war gar nicht in der Kirche. Er schläft wahrscheinlich noch im Garten."

Und jetzt erinnerte ich mich, daß der Kapitän früher vom Tisch aufgestanden war und sich entschuldigt hatte, daß er ein Schläfchen tun möchte, da ihn die ungewohnte Landluft und der Geruch des Frühlings müde gemacht hätten. Wir waren im Gespräch gewesen und hatten seine letzten Worte halb überhört und glaubten, er sei zur Kirche gegangen.

„Er wird sich zu Tode erkälten," meinten die Damen des Hauses, die dazugekommen waren.

„Ach, nun verstehe ich alles," sagte ich zu dem jungen Schweden. „Der ganze Garten hat es mir erzählen wollen, daß der Alte, der zwei Jahre kein Grün und keine Blumen gesehen hat, sich zum Schlaf dort niedergelegt habe. Deshalb schnatterten die Elstern so laut, sie machten aufmerksam auf den Schlafenden unter den Bäumen. Und die drei Katzen strichen so verwunderlich hopsend herum und erzählten es mir, ihr Behagen ausdrückend, daß einer im Garten schlafe, von dem die Erde sage, daß man ihn nicht stören dürfe.

Auch die Eichhörnchen hatten sich ihn angesehen, den Meergreis, der selbst so behende und zwerghaft war wie die Eichhörnchen. Und der nach Meerluft roch und nach Fischen, wie die Katzen behaglich hinzugefügt hatten. Und eine Möwe hat im Flug mit dem Schnabel auf ihn gedeutet. Und die grünen

Goldkäfer an den Pfingſtroſen hatten mir verſtändnisinnig zugeblinkt. Und alle meinten, mir den Schläfer zu zeigen, der ein Stück Meerwelt in das Garteninnere brachte."

Dann fanden wir ihn auch, als wir vorſichtig gingen und ſuchten, auf der Grasböſchung am Gartenrand. Unter einem Haſelnußſtrauch lag der kleine alte Mann auf dem Rücken. Er hatte ſeinen Kapitänsuniformrock ausgezogen und ihn unter ſeinen Kopf gelegt und hatte ſich mit ſeiner Kapitänsmütze Stirn und Augen zugedeckt. Aber den Mund hielt er weit offen, und ſeine Hände hielt er über der Bruſt gefaltet. Die ſchwielenreichen alten Finger, die vierzehn Schiffe geſteuert und geführt hatten, waren feſt ineinander gehakt. Sein offener Mund atmete die langentbehrte Garten- und Landluft und die langentbehrte Stille in ſeinen alten meergebeizten Körper ein.

Wir konnten es nicht übers Herz bringen, ihn zu wecken und zu ſtören. „Aber wenn er ſich erkältet?" meinte ich einen Augenblick.

„Der iſt wie aus Seehundleder," ſagte der junge Schwede. „Den bringen Erde und Waſſer nicht um. Er hat vierzehn Schiffbrüche erlebt und iſt nicht umgekommen; da wird ihm doch die Erde im Schlaf nichts antun können und antun wollen."

„Und wenn er an dieſem Schlaf ſterben ſollte," ſagte ich, „ſo hat er wenigſtens die Befriedigung, daß er noch einmal einen Landſchlaf in Ruhe und ohne irrſinniges Meergeſchrei und Brandungsgebrüll genoſſen hat."

Und wir ließen den Alten ſchlafen, trotzdem die Schatten des Gartens ihn kühl zudeckten. Alles ſchien auch dem Alten den verdienten Landſchlaf herzlich zu gönnen.

Und der Schlaf im Grünen iſt dem Kapitän nicht ſchlecht bekommen. Nur darin bekam er ihm vielleicht nicht gut, daß er, als er aufgeſtanden, dem Pfarrer und uns erklärte, er möge nicht mehr aufs Meer hinaus. Er ſähe gar nicht ein, warum er ſeinen alten Knochen nicht endlich am Land Ruhe gönnen ſollte.

Und wirklich kündigte er nach dieſem Landbeſuch der Regierung ſeinen Leuchtturmplatz und mietete ſich bei Freunden in Fjellbacka ein. Aber das Land wußte nichts mehr mit ihm anzufangen, und der kleine Meergreis ſtarb bald ganz ſchnell weg, als wäre er nur ans Land gekommen, um in den Tod hinüberzuſchlafen. —

Jene mehrtägige Meerfahrt bedeutete für mich auch zugleich den Abſchluß meines Aufenthaltes im Pfarrhauſe. Denn der Sommer, der jetzt kam und Gäſte und Beſucher und Leben in die Einſamkeit brachte, trieb mich, der ich Ruhe zu Gedanken und Arbeiten liebte, zum Fortwandern an.

Ich war ſelbſt erſtaunt, daß die mächtige Einſamkeit, die mich zuerſt bei der Ankunft, im Gegenſatz zum lebhaften Berlin, an jenem Pfarrhauſe erſchreckt hatte, mir jetzt zur unentbehrlichen Lebensbedingung geworden war.

Auch der junge Schwede wunderte ſich nicht wenig als ich ihm eines Tages ſagte, ich fände das Haus,

in dem Sommergäſte kamen und gingen, zu lebhaft geworden, und daß ich mich nach der Zurückgezogenheit und totſtillen Einſamkeit, wie ich ſie hier in den erſten Wochen nach der Ankunft aus Deutſchland genoſſen hatte, ſehnte.

Er erwiderte mir, daß er das ganz unbegreiflich fände, da ich doch zuerſt über die unendliche Winterſtille im Pfarrhauſe erſtaunt geweſen wäre und behauptet hätte, es wohnten keine Menſchen, ſondern nur eine tickende Uhr im Hauſe.

Ich mußte ihm recht geben; aber nicht darin, daß ich mich an den Sommerlärm in ſeinem Vaterhauſe ſo gut würde gewöhnen können wie an die Winterſtille.

Ich ſagte ihm, ſo wie mir ſein Vaterhaus lieb geworden ſei, ſo möchte ich es immer in meiner Erinnerung tragen. Es ſtünde dann einzig in ſeiner Art unter meinen Erlebniſſen, und ich möchte deshalb nicht das Haus im Sommer beobachten, wie es immer ähnlicher allen anderen Familienhäuſern würde, die ich kannte. Ich wollte es nicht in mir allgemein und gewöhnlich werden laſſen, ſondern den Aufenthalt dort als ein außergewöhnliches Erlebnis, ſo erhaben und mächtig wie es geweſen, für alle Zeiten im Gedächtnis behalten.

Bis zum Johannisfeſt, wo in der hellen Sommernacht im Freien getanzt wurde und das Klavier hinaus hinter grüne Hecken in die Steinfelder gebracht wurde und die Töchter des Hauſes und ihre Freundinnen mit viel Gelächter den Auszug des Klavieres unter den freien Himmel begleitet hatten, bis zu

dieſem Feſt bin ich noch geblieben und war nahe daran, mich von dem Mädchentrubel verlocken zu laſſen, auch den Sommer im Pfarrhauſe zu verbringen. —

Es war mir aber nach meiner Abreiſe dann ganz ſeltſam zumut. Nirgends mehr fand ich die unergründliche Ruhe, die majeſtätiſche Einſamkeit, wohin ich mich auch wendete, — nicht auf dem Lande, nicht in den Städten, auch nicht bei den Buchenwäldern Dänemarks am Iſefjord, die, auf flachem Sandboden gewachſen, mir wie große Parkanlagen vorkamen im Vergleich zur Urweltnatur Bohusläns. Das Meer ſchien mir bei Dänemark ein Tümpel zu ſein und der Iſefjord ein Parkteich.

Die däniſchen Kornfelder, über denen die Windmühlen einförmig ſich auf- und niederdrehten, kamen mir einfältig, nützlich und langweilig vor nach der prächtigen Granitdüſterkeit der nordiſchen Steinprovinz, in der die Hügel wie verſteinerte Walroßherden gelagert waren, wie verſteinerte Mammutleiber. Vorſintflutlich und ungeheuer abenteuerlich war vor den Fenſtern des Bohusländſchen Pfarrhauſes die Umgebung geweſen. Aber dort in Dänemark, wo die Sommerausflügler und die wandernden Kinderſchulen und die herumliegenden Zeitungspapiere einen fortwährend an enges Menſchenleben, erinnerten, an ſinnloſe Bildungsſucht, wie ſie über allen Völkern Europas jetzt liegt, da wurde ich keinen Tag froh. Der Unterſchied war ſo groß, als wäre ich wirklich wieder vom Mond auf die Erde zurückgekehrt.

Und noch viel schlimmer erging es mir, als ich Landleben mit Stadtleben zu vertauschen suchte. Selbst das liebenswürdige und ungemein trauliche Kopenhagen, eine der feinfühlendsten Städte unter den Städten und die Stadt meines Lieblingsdichters J. P. Jakobsen, konnte mich nach der erquickenden Zeit in Bohuslän nicht zum Bleiben verlocken. Wohl wanderte ich in der dänischen Hauptstadt gern in Jakobsens Fußtapfen und war gern bei Andersens alter tröstlicher Märchenwelt, die jeder Kopenhagener Pflasterstein einem deutlich wiedererzählt. „Die Galoschen des Glückes," „die kleine Seejungfrau," „die Schneekönigin" begleiteten mich bei jedem Schritt und ließen mich der Vergangenheit nachhängen. Aber starkes Gegenwartsleben, neue vertiefte Wirklichkeitseindrücke, wie ich sie in Bohuslän stündlich erlebt hatte, erhielt ich hier nicht.

Wäre ich älter gewesen, würde mir das trauliche Kopenhagen sehr behagt haben. Man muß aber zuerst das Ziel möglichst erreicht haben, das man sich setzte, und muß selbst schon zur Vergangenheit hinneigen, um wunschlos in der Wirklichkeit ohne starkes Gegenwartsleben auskommen zu können.

Oder man muß, altgeworden, mit einem Chaos von mächtigen Erlebnissen angefüllt sein, dann sucht man gern stille träumerische Landschaft oder idyllische Orte auf, um dort die Flut der Eindrücke wie eine Sammlung zu sichten und zu ordnen.

Auch als ich zu Weihnachten zu einem Besuch in mein Vaterhaus nach Würzburg kam, schien mir die Rückkehr dorthin verfrüht. Zwar genoß ich den

erfrischenden Geist meines Vaters und liebte den Kulturreichtum meiner altfränkischen Heimatstadt, aber doch schien mir beides im Wege zu sein für meine weitere Entwicklung. Denn die Zeit zur Selbstbetrachtung und die Zeit, mich in den Heimatboden einzuwurzeln, war noch nicht gekommen.

Ende des ersten Bandes

562796

DAUTHENDEY

Max Dauthendey

GEDANKENGUT

Gedankengut

AUS MEINEN

aus meinen

WANDERJAHREN

Wanderjahren

135

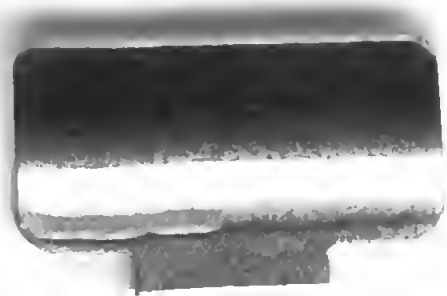
Erster Band

2 vols
I

H 10,178

Verlag Albert Langen / München

UNS 35 g 14



Digitized by Google